Der

Korn-Zehnten.

Erzählung

aus der Ditmarsischen Geschichte.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Theil.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Ruth = Zehnter.

RBR
JANTZ
#234

Der Korn-Zehnten.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Worin ein Narr schwatzt.

Das war um das Jahr Ein Tausend, Ein Hundert und sechs und dreißig und zur Zeit des Weihnachtsfestes, als alle Ditmarscher mit ihren Nachbarn, den Holsteinern, in Ruhe und Frieden lebten.

An der südöstlichen Gränze des Landes, wo die fast senkrechten Karven der Geest*) plötzlich aus der Marsch emporsteigen, erhob sich in jenen denkwürdigen Tagen die stolze Böckelnburg, eines der fünf festen Schlösser, welche die wachsende Macht der Grafen von Stade auf dem Boden der Ditmarscher Geest hatte entstehen lassen. Hinter den Mauern dieses festen Schlosses herrschte Graf Rudolf der Zweite, der von seinem Vetter, dem Grafen von Stade, zum Herrn und Vogt über alle Ditmarscher Lande gesetzt war und hier zeigte sich absonderliche Heiterkeit, denn Herr Rudolf hatte die umwohnenden Edlen zu sich entboten und ihnen befohlen, in die Böckelnburg einzureiten, da er begehre, gemeinsam mit ihnen in voller Lust das Weihnachtsfest zu begehen.

Ein trüber Morgen brach an und noch nicht lange

*) Karven sind ziemlich hohe, fast senkrechte Abhänge. Die Geest ist das Hochland, die Marsch das niedrige, oder Bruchland.

war es, seit im oberen Erkerstübchen die letzte Kerze erloschen, denn das gräfliche Bankett in der Halle hatte weit über Mitternacht hinaus gedauert. Das aber hinderte die reisigen Knechte nicht, trotz der Dämmerung die Rosse im Burghof zu tummeln und die Rüden aus den Ställen zu führen, denn es war eine große Jagd beliebt worden und mit dem ersten Strahl des Tages wollte der Graf, sammt allen Gästen, in den dichten Forst hinaus.

Der alte Pförtner schob verdrießlich die schweren Riegel beiseite und schloß das Burgthor auf, das sich knarrend in den Angeln drehte. Die Jagdknechte, mit dem Geräthe beladen, zogen in aller Stille hinaus. Zu dem alten Griesgram gesellte sich ein Jüngling, der erst seit wenigen Tagen im Schlosse war und von dessen Herkunft Niemand etwas wußte. Er war mit seinem Saitenspiel gekommen und hatte in der Halle seine Lieder gesungen, die den Grafen so ergötzten, daß er dem fahrenden Sänger das Gastrecht anbot. Seit jenem Tage spielte und sang der Jüngling in der Halle, so oft sich der Graf zum Mahle niedersetzte, und bewegte diesem mit seinen rührenden Weisen oft seltsam das Herz. Sonst aber hatte er mit Keinem im Schlosse sonderlich viel zu schaffen.

Jetzt grüßte er den Pförtner und sagte mit schmeichelndem Tone:

„Ich bin erst seit wenigen Tagen in der Burg und in der Gegend umher nicht bekannt. Darum leistet Ihr mir einen Dienst, wenn Ihr mir die Herren nennt, die gestern hier eingeritten sind. Der Zug muß hart an uns vorüber."

„Laßt mich ungeschoren!" brummte der Alte verdrießlich. „Ich habe wenig Zeit und noch weniger Lust zum Kurzweilen mit Euch; am wenigsten, wenn ich vergeblich seit einer Stunde auf den Frühtrunk harre. Lüstet's Euch nach müßigem Schnack, so giebt's Eures-

gleichen genug hier, mit denen Ihr schwatzen und Euere Nebenmenschen durchhecheln könnt."

Damit ging der Alte in seine Hütte und der junge Singemeister trat beschämt zurück, als ihn Jemand bei der Hand ergriff. Es war der Narr des Grafen, der vor ihm stand, ein kleiner, possirlicher Kerl, der absonderliche Gesichter schnitt. Er trug ein Schellenwamms, das aus vielfarbigen Lappen künstlich zusammengefügt war, und auf dem Kopfe eine bunte Schellenkappe. Auf derselben aber saß, wie in einem Nestlein, eine zahme Elster, die von ihm gar manche Schimpf- und Schelmenworte gelernt hatte, ein überaus gelehriger Vogel, der in müßigen Stunden dem Burgherrn vielfach zur Kurzweil diente.

„Gebt Euch mit dem Tölpel nicht ab," sprach wider seine Gewohnheit mit gutmüthigem Lächeln der Narr. „Stellt Euch lieber unter meinen Schutz. Was Ihr von Dem da wissen wollt, könnt Ihr von mir zehn Mal besser erfahren und empfangt noch meine wohlgemeinten Rathschläge obendrein."

Der junge Singemeister trat verwundert einen Schritt zurück und sagte:

„Wie ist mir denn? Noch habe ich nicht erlebt, daß Ihr irgend Jemandem im Schlosse anders begegnet wäret, als mit dem bittersten Spotte, weshalb ich Euch immer aus dem Wege ging. Und nun sprecht Ihr mich auf eine so freundliche Weise an, wie man nur einem lieben Freund zu thun pflegt. Was verschafft mir diese Gunst?"

„Will's Euch sagen, junges Herrlein. Es kommt vor, daß auch ein Narr Stunden hat, wo er fühlt, wie andere Menschen. Es ist dumm, daß es so ist, aber ich kann's nicht ändern. In einer solchen Stunde war es, als ich, ohne daß Ihr es merktet, Euch fest in's Auge schaute, und dies Auge hat in seiner Unschuld mein verstocktes Narrengemüth besiegt. Aber das ist eine Narrheit der Vernünftigen, darum will ich auch nicht weiter

darüber schwatzen, sondern ohne Wortkram Euch zu Willen sein. Seht Ihr den Junker Kasper von Miltenberg auf der braunen Fuchsstute?"

„Ist's der kurze, dicke Herr mit den stechenden Augen und dem pechschwarzen Bart?"

„Derselbe. Er ist ledig und los, ohne Kind und Kegel und doch abhängiger, als ein höriger Mann*). Seine Würfel und sein Methhorn sind seine Tyrannen, die ihn ärger schröpfen, als der Teufel eine arme Seele. Wenn der Eine ihn aus seinen Klauen entläßt, packt ihn der Andere um so wilder. Darum ist er auch in keinem Sattel gerecht und schwankt, wie Ihr sehen könnt, schon am frühen Morgen ärger als die Wetterfahne oben auf dem Söller im Nordwestthurme."

„Und der Herr, der ihm folgt?"

„Ist sein treuer Freund und Waffenbruder, der ehrsame Gotthold von Windbergen. Er versteht's, mit großer Zierlichkeit dem Junker einen Rausch anzuhängen und ihm dann mit seinen eigenen Würfeln Alles abzunehmen, was eines Hufnagels Werth hat. So vortrefflich er an fremden Tafeln zu schwelgen versteht, nimmt er doch an seiner eigenen mit einem Roggenbrei vorlieb, denn sein Geiz ist noch berüchtigter, als seine Bosheit. Auf ganz Windbergen findet sich keine Maus, denn wenn sich einmal ein solches Thier dahin verirrt, muß es eines jämmerlichen Hungertodes sterben. Bald hat er ganz Miltenberg in seinem Seckel und wenn der letzte Heller hineinfällt, empfängt Junker Kasper das Gnadenbrod auf Windbergen, welches ihm aber so karg zugemessen wird, daß er bald der ewigen Gnade theilhaftig werden muß."

„Ihr seid ein arger Schalk!" entgegnete lächelnd der Singemeister und richtete sein Auge auf einen stattlichen Herrn, der frei um sich schauend, der Pforte zu ritt. Es war eine athletische Gestalt mit einer hohen

*) Leibeigener.

Stirn, auf welcher finsterer Trotz ruhte; seine Augen sprühten Feuer. Erschreckt wandte sich der Jüngling ab und flüsterte dem Narren zu:

„Schon gestern Abend überkam mich eine Furcht, als ich diesen Mann ernst und stumm in der fröhlichen Zechgesellschaft weilen sah, und jetzt auf's Neue fährt dieser stechende Blick mir jäh in's Herz."

„Das ist der Ritter Borg-Tor-Hamme!" entgegnete der Narr und bemerkte nicht, daß der junge Mann bei diesem Namen erschreckt mit der Hand nach dem Herzen fuhr. Er sprach gemüthlich weiter und trieb Possen mit dem Gefolge, während der Ritter hart an ihnen vorüber ritt und sein Auge auf dem Singemeister ruhen ließ. Es war nur ein Moment, aber die Stirn des Ritters wurde noch finsterer und seinem Pferde die Sporen gebend, sprengte er rasch vorüber.

„Borg-Tor-Hamme!" sagte der Narr lachend. „Es klingt wie Tod und Teufel. Wahrhaftig, wo dieser Satan mit seiner Eisenfaust hinschlägt, ist's mit aller Lustigkeit aus bis zum jüngsten Tage. Ich glaube, wenn er im Traume einmal fröhlich und guter Dinge ist, bittet er sich's wachend ab und peitscht zur Sühne dafür ein Paar Leibeigene wund. Sie sagen, er sei die Geisel der Ditmarscher! Er soll sie festhalten, die Geisel, damit Keiner sie seinen Händen entreiße."

Der Narr wurde unterbrochen, denn von allen Seiten erhob sich Lärmen und Geschrei. Die Hörner schmetterten; die Jäger schlugen die Jagdspieße an einander. In demselben Augenblick bestieg Graf Rudolf sein vor Ungeduld stampfendes Roß. Alles jauchzte ihm entgegen.

„Willkommen zum fröhlichen Waidwerk, so Ritter als Knapp!" rief der Graf mit der Hand winkend und grüßte freundlich zum Erker hinauf, wo eine Dame am Fenster stand, die sich kaum merklich verneigte. Das war die Gemahlin des Grafen, die stolze, herrschsüchtige Elisabeth, die grausame Tyrannin des Landes, welche

mit schreiender Willkür auf dem Hochlande der Grafschaft herrschte und voll des heftigen Zornes war, daß es ihr nicht gelingen wollte, die Bewohner der Marschen zwischen der Westsee und der Elbe zum gleichen Frohndienst zu zwingen.

Der Graf sprengte den Burghof entlang, und als er das Thor erreichte, ohne sich weiter umzusehen, geschah es, daß sein Lieblingsvogel, die zahme Elster, welche bis dahin ruhig auf des Narren Kappe gesessen hatte, sich plötzlich erhob, mit den Flügeln schlug und krächzend hinter dem hohen Herrn herflog.

„Hei, Hei, mein Thierchen!" rief der Narr, unwillkürlich erschreckt, dem Vogel nach. „Ist der Teufel in Dich gefahren, daß Du meine harmlose Kappe verläßt, und hinausfliegst zu der wilden Meute, die Dir den Hals umdrehen wird? Wie scheint Euch das, junges Herrlein?"

„Ich sehe nichts, als ein treues Thier, das seinem Herrn folgt, der es liebt. Dabei ist nichts Besonderes!" antwortete der Singemeister.

„Und mir kam's vor, wie Judas Ischariot, der hinterrücks seinen Herrn und Meister verrieth," sprach der Narr mit innerm Grausen. „Es sind nur zwei Wesen in der Burg, die den Grafen wahrhaft lieben: Ein unvernünftiges Vieh und ein Narr."

Der Jagdzug war schon längst vorüber und der Pförtner kam brummend aus seiner Hütte. Der junge Fremde zog sich zurück, der Narr hingegen, um den steigenden Unmuth zu dämpfen, drängte sich an den Alten, der grämlich ausrief:

„Was will der Narr noch hier? Schier Dich in Deinen Winkel und denke auf neue Bocksprünge, die dem Herrn gefallen, sonst setzt es bei seiner Heimkehr die Peitsche."

„Und Du mußt dann wieder das Amt des Büttels vollziehen, was Deinen Dickbauch über die Maßen belästigt. Bist ein pfiffiger Kerl! Wünschest mir gute Einfälle, damit Du faullenzen kannst. Weil Du aber nur

aus Eigennutz Gutes thust, so prophezeihe ich Dir, daß Du, um Deiner Frömmigkeit willen, eines Tages auf einem feurigen Drachen zum Schornstein hinausfahren wirst."

„Dann sollst Du mir beim Auf- und Absteigen den Bügel halten!" schalt der Pförtner. „Und überdies wirst Du bei nächster Gelegenheit die Peitsche doppelt fühlen, es sei denn, Du zeigtest mir einen Narren, der zwiefach so boshaft ist, als Du."

„Zerbrich Deine Peitsche!" rief der Narr. „Ich will Dir einen meiner Zunftgenossen zeigen, der ragt über die Zinnen unserer Burg hinaus."

„Und wer wäre das, Du Tölpel?

„Da sieh hin! Er lehnt an der Mauer und späht den Jägern nach, mit einem Blicke, so ernst, als ob er drei Stunden hinter einander Bauchgrimmen gehabt hätte."

Der Pförtner sah nach der bezeichneten Stelle und fuhr schreckensbleich zurück:

„Kerl! Du verdientest auf einem glühenden Rost zu braten, bis Dir Deine gotteslästerliche Seele aus dem Halse fährt. Wie kannst Du so Entsetzliches von einem frommen, geistlichen Herrn sagen, der obenein der Bruder unseres gestrengen Grafen ist?"

„Wird seiner Zeit offenbar werden, und dann werdet Ihr Eure Hände über den Kopf zusammenschlagen, wenn Ihr ein Paar lange Hörner aus seiner Glatze wachsen seht und Feuer und Schwefel aus seinem Maule fliegt. Satan geht am liebsten in der Mönchskutte und die Dominikaner sind seine geschworenen Blutbrüder."

Laut lachend sprang der Narr beiseite und rannte davon, nicht achtend des tobenden Pförtners, der sich tief verneigte, als der Dominikaner, der dem Jagdzuge über die Mauer weg nachgesehen hatte, ernst an ihm vorüber schritt und das Zeichen des Kreuzes machte.

„Gott helfe mir zu einem guten Tage," sprach der Pförtner vor sich hin. „Früh Morgens Aerger über

einen Narren und hintendrein den Segen eines frommen Mannes, der eigentlich der Satan sein soll. Ich will drinnen zum Feuer rücken und es mir besser überlegen."

Zweites Kapitel.

Ein Feuer, das weithin leuchtet.

In einem finstern, hohen Gemache, welches zur Wohnung der Gräfin Elisabeth gehörte, saßen mehrere Mägde, mit Spinnen und Haspeln der Wolle beschäftigt. Alle waren emsig bei der Arbeit. Eine drückende Stille herrschte in dem düstern Raume, und nur selten hörte man einen unterdrückten Seufzer, oder ein leise geflüstertes Wort.

Die Aufsicht über die armen Geschöpfe, die hier im harten Frohndienst gehalten wurden, führte die Beschließerin der hochgebornen Gräfin, eine zur Mumie eingetrocknete Figur mit katzenfunkelnden Augen, die es jedem erträglich hübschen Mädchen fühlen ließ, daß sie die widerwärtigste alte Jungfer geworden, die es weit und breit in allen nord-albingischen Landen gab. Eben jetzt hatte sie das Gespinnst eines unscheinbaren Mägdleins untersucht und da es nicht nach ihrem Sinne war, schlug sie mit ihrem Wocken so unbarmherzig auf das arme Kind, daß es vor Schmerz laut aufschrie und halb in die Kniee sank:

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!" rief sie mit Thränen in den Augen und bleich vor Schrecken. „Was habe ich denn gethan, daß Ihr mich schlagt, ärger als ein Vieh? — Weil mein armer Vater nicht den Zehnten an Korn zur rechten Zeit hat zahlen können, muß ich hier arbeiten vom frühen Morgen bis in die sinkende

Nacht, ohne Lohn und bei schmaler Kost, und nun soll ich auch das noch tragen? Es ist doch allzu grausam!"

„Muckse nicht!" rief die alte Hexe, die als beißenden Spott auf sich selbst den frommen Namen Marie führte, „oder Du kommst auf acht Tage hinunter in's Verließ; da wird Dir der Widerspruch schon vergehen. Muckse nicht, Dirne, oder Deine Frohnde, die sonst in einem Monat geendet wäre, fängt von Neuem an."

Krampfhaft schluchzend bückte sich das arme Kind zu ihrer Arbeit nieder, während Jungfrau Marie mit einer unfern davon spinnenden Magd von stämmigem Wuchse zu hadern begann.

„Ich habe nicht mehr schaffen können!" entgegnete diese trotzig. „Der Flachs ist so unrein und voll Knoten, daß er sich nicht frisch hinter einander fortspinnen läßt. Ich weiß seit lange, was zu einem ordentlichen Tagewerk gehört, aber das kann ich nur schaffen, wenn Ihr uns guten Flachs liefert und keinen verdorbenen."

Jungfrau Marie gerieth außer sich vor Zorn; ihre Augen funkelten abscheulich:

„Das wagst Du, mir zu sagen? Und sagst es im Vorgemache unserer gnädigsten Herrin, die durch den unziemlichen Lärmen in ihren frommen Betrachtungen gestört wird, denen sie sich ohne Zweifel hingegeben? Dieser Frevel soll Dir theuer zu stehen kommen und Du wirst zu spät Deinen Uebermuth bereuen. Ich entziehe Dir bis morgen Abend die Kost, das wird Dich auf andere Gedanken bringen."

„Sperrt mich doch nur gleich ganz und gar in den Hungerthurm!" entgegnete unerschrocken die Dirne, „so fällt Euch mein Antheil für immer zu, und das ist es ja, was Euer geiziges Gemüth sich wünscht."

„Dazu kann Rath werden," geiferte die alte Jungfer und ging weiter, während unter den Mägden ein lautes Murren ausbrach, die eine solche Tyrannei nicht länger zu ertragen vermochten. Darob erboßte sich die Alte über die Maßen; sie schlug in rasender Wuth mit

dem Wocken dergestalt um sich, daß die Spinnräder zu Boden fielen und die Mägde schreiend auseinander fuhren.

Sogleich öffnete sich die Thür des gegenüberliegenden Gemaches und auf der Schwelle erschien die hohe Gestalt der Gräfin Elisabeth, ein schönes, majestätisches Frauenbild, mit einer Marmorstirn und einem Marmorherzen. Bei ihrem Anblick verstummten plötzlich Alle und versuchten zitternd, ihre Spinnräder und ihre Wocken wieder in Ordnung zu bringen; die Beschließerin aber trippelte in Unterthänigkeit der Gebieterin entgegen und sich auf die Kniee niederlassend, sprach sie mit heuchlerischer Demuth:

„Verzeiht mir, gnädigste Gräfin, daß ich vielleicht die Ursache des Lärmens bin, der mit Recht Euern Zorn erregt. Aber ich that nur meine Pflicht, indem ich den Dirnen ihre Faulheit und schlechte Arbeit verwies. Darüber sind sie in vollen Aufstand gegen mich gerathen und wer weiß, ob sie mich nicht auf das Empfindlichste gemißhandelt hätten, wenn Ihr nicht gerade zur rechten Zeit als mein rettender Engel erschienen wäret."

Zornfunkelnden Auges trat die Gräfin in den Kreis der Mägde, die sich zitternd vor ihr niederwarfen. Nur jene stämmige Bauerndirne, die sich schon vorhin der Aufseherin so dreist widersetzte, blieb auch jetzt aufrecht stehen, und sah unerschrocken auf die zürnende Gebieterin, die mit klingender Stimme ausrief:

„Wehe Euch, wenn Ihr es wagt, Widerstand zu leisten meinen Befehlen und Euch gegen das aufzulehnen, was ich, Eure Herrin, für Recht erkannt wissen will. Dreifach Wehe Euch, wenn ich entdecke, woher dieser Widerstand kommt und ob Ihr vielleicht mit dem Gezüchte in Verbindung steht, das im Lande zu murren beginnt und die Insassenschaft gegen meinen hochgebornen Gemahl aufzubringen sucht. Ich sage Euch, es soll Keine diese Burg mit dem Rücken schauen, bis nicht das Mark ihrer Knochen verdorrt ist, und ihre Kniee zusammenbrechen beim ersten Schritt. Das trifft Dich zuerst,

Du kecke Magd, die Du so hoch aufrecht stehst, wie eine Edeldame im Saale ihrer Ahnen. Wer ist das freche Geschöpf, und was ist noth, damit ihr Hochmuth gebrochen werde?"

In tiefer Unterwerfung neigte sich die Aufseherin und sagte schmeichelnd:

„Gnädigste Gebieterin, sie heißt Telse Krey und ist die Tochter eines eigenen Mannes, für den sie hier arbeiten soll, weil er krank ist, der Taugenichts. Aber sie ist nur gut zum Anstiften von Zank und Hader, während sie das jammervollste Gespinnst liefert, was nur aus eines liederlichen Weibes Händen hervorgehen kann."

„Das lügt Ihr!" rief Telse Krey.

„Da hört Ihr es selbst, gnädigste Gräfin! Ihre Frechheit geht so weit, selbst in Eurer Gegenwart Aufruhr und Meuterei zu predigen. Aber hier ist die Arbeit dieses Geschöpfs. Urtheilt selbst in Eurer Weisheit, ob dies ein Gespinnst ist, das man zu irgend etwas brauchen kann."

Die Gräfin musterte die Arbeit und schüttelte unwillig den Kopf. Die Magd aber vermochte nicht zu schweigen, sondern sagte mit lauter Stimme:

„Wenn das Gesponnene nicht so gut ist, als Ihr verlangt, so kommt es daher, daß ich das Spinnen nicht sonderlich gelernt habe, weil ich daheim zur Feldarbeit verwendet worden bin. Das habe ich ehrlich gesagt, als ich hierher gebracht wurde, und habe gebeten, mich andere Arbeit thun zu lassen. Aber wenn ich auch noch so gut spinnen könnte, müßte hier der Faden doch ungleich werden, wo es so kalt ist, daß die Finger erstarren und der Athem zu Eis wird."

„Friert Dich, mein Püppchen?" entgegnete die Gräfin mit schneidendem Spotte. „Nun, so muß ich Dir zeigen, daß ich nicht alles Mitleids bar bin und Erbarmen habe mit Deinen schwächlichen Fingern. Tritt näher, Dirne, und Ihr, Marie, sorgt dafür, daß dort im Kamin sogleich ein helles Feuer angezündet werde."

Die Aufseherin eilte geschäftig hinaus, einen der Dienstknechte herbeizurufen und bald schlugen die Flammen knisternd empor. Telse Krey aber stand vor der zürnenden Herrin, welche sie mit ihren Augen zu durchbohren schien.

„Halte die Hände hoch, Dirne, und laß mich sehen, wie Deine Finger beschaffen sind, damit ich das rechte Mittel auffinde, sie gelenker und geschmeidiger zu machen. Rühre Dich nicht!"

Telse streckte beide Hände aus und stand unbeweglich vor der Gebieterin. Diese nahm den versponnenen Flachs und wand ihn fest um die einzelnen Finger der beiden Hände, von links nach rechts, von rechts nach links, hinüber und herüber, so daß die Magd sie nicht eigenmächtig bewegen konnte. Mit ängstlicher Spannung, den Athem an sich haltend, blickten Alle auf dies fremdartige Beginnen, das tödliche Angst in ihrer Brust erweckte.

„Friert Dich noch, Kindchen?" fragte die Gräfin mit entsetzensvoller Freundlichkeit. „Ja, ich seh's, Dich schüttelt das Fieber, denn die kalten Tropfen perlen Dir von der Stirn. Nun, ich will diesem jammervollen Zustand ein Ende machen, Du sollst Dich wärmen, Du armes Kind, Du sollst Dich wärmen. Aufseherin! Bringt mir einen brennenden Spahn!"

Marie eilte sofort nach dem Kamin, um den Befehl ihrer Gebieterin zu erfüllen. Diese hielt den brennenden Spahn an den Flachs und die Flamme schlug hoch empor, so daß die Unglückselige sich hinten über biegen und die Arme weit von sich strecken mußte, damit die Flamme nicht ihr Gesicht verletze.

„So, mein Püppchen!" rief die Gräfin mit eisiger Kälte, „das wird Dir die zitternden Glieder wärmen. Ich denke, Du wirst dafür dankbar sein und Morgen das Doppelte abliefern, wenn Du nicht in den Thurm willst." —

Ein Ruf des bangsten Entsetzens scholl durch das Gemach, als das Feuer aufloderte und selbst Jungfrau

Marie wechselte die Farbe. Nur Telse Krey blieb stumm. Alle ihre Nerven waren angespannt, die Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen und das Haar auf dem Kopfe sträubte sich. Als die letzten glimmenden Funken niederfielen, bewegte sie die Arme so heftig, daß die glühende Asche weit umher flog und streckte sie empor, wie zum Schwur, als werde sie dieser Stunde Zeit ihres Lebens eingedenk bleiben.

In diesem Augenblicke trat von Außen herein der Bruder des gestrengen Grafen, der Dominikanermönch, Pater Hartwig in das Gemach.

„Gelobt sei Jesus Christ!" sprach er, sich bekreuzend. „Welch eine Aufregung ist hier und was sind das für unheilvolle Funken, die in dem Gemach umherfliegen?"

„Die Gräfin, unsere gnädigste Gebieterin," entgegnete die Aufseherin, schnell herbeieilend und dem Pater die Hand küssend, hat einer Magd den schlecht gesponnenen Flachs um die Finger gewickelt und angezündet, um die faulen Hände zu strafen, die so lässige Arbeit machten."

„Ihr schweigt, bis man Euch reden heißt," herrschte die Gräfin der Aufseherin zu, die sich zitternd zurückzog. „Und Euch, Ihr faulen Geschöpfe, befehle ich alsobald das Gemach zu räumen, und mich durch Eure Gegenwart nicht noch mehr aufzubringen. Fort!"

„Nicht ohne von mir nachdrücklich ermahnt zu sein, jeden nutzlosen Widerstand aufzugeben, vielmehr blindlings dem Willen Eurer Herrin zu folgen und Alles zu thun, wovon Ihr wißt, daß es ihr angenehm sein muß, damit Ihr von Gott als treue und emsige Mägde angesehen und des himmlischen Reiches theilhaftig werdet."

So sprach der Pater mit Salbung zu den Mägden, die sich vor dem zürnenden Mönch in scheuer Ehrfurcht neigten. Hartwig aber trat zur Gräfin und sagte leise:

„Ich kam in der Absicht hierher, meine edle Muhme, Euch etwas Wichtiges mitzutheilen. Wäre es Euch vielleicht genehm, mir Gehör zu schenken?"

Die Gräfin sah den Pater einige Augenblicke forschend an, dann deutete sie schweigend auf die Thür ihres Gemachs und trat in dasselbe ein. Der Pater folgte ihr, und ließ sich der Gräfin gegenüber auf einen Sessel nieder.

„Nun?" fragte die Gräfin nach einer Pause.

„Verzeiht, schöne Muhme. Aber die Bewunderung verschließt mir den Mund. Wahrlich, Ihr versteht es, die Qualen der Hölle durch neue und unerhörte Foltern zu steigern. Hätte ich je geglaubt, hier ein solches Auto da fé zu schauen."

„Zur Sache, wenn's beliebt!"

„Ich bin bei der Sache, Frau Gräfin. Wenn's Euch gefällt, recht bald aus Euerm festen und sichern Schlosse vertrieben und hülflos in den Wald unter Bär und Auerochs gejagt zu werden, dann müßt Ihr öfter solche Freudenfeuer anzünden lassen."

„Bedenkt wohl Eure Worte, Herr Pater!"

„Das ist die überflüssigste Ermahnung, die Ihr an mich erlassen könnt, denn ich rede nie ein Wort, bevor ich es vielfach überlegt habe. In meiner Jugend war ich in dem schönen Lande Italia. Da giebt es einen Berg, in dessen Tiefe brodelt das Feuer Tag und Nacht mit furchtbarer Gewalt, und wenn es dem Berge zuviel wird, thut derselbe sich auseinander; das flüssige Feuer strömt in die Thäler hinab und vertilgt Lebendes und Lebloses."

„Brennts etwa hier in der Tiefe auch, mein weiser Herr?" unterbrach ihn die Gräfin höhnisch.

„Es brennt nicht, aber es gährt und tobt hier darum nicht minder. Jenseits der Alpen ist es das Feuer, hier ist es die Elbe und das Meer; zwei mächtige Gewalten, die sich zu unserm Untergange verbinden. Und auf diesem unterwühlten Boden stehen Tausende, die mit einem tiefen Groll gegen uns im Herzen, zähneknirschend unsere Herrschaft dulden. Wahrlich, jetzt ist nicht der rechte Zeitpunkt, die Gereizten durch solche

Grausamkeiten noch mehr aufzubringen. Es steht zuviel auf dem Spiel und wenn Ihr fortfahrt, so unklug zu wagen, werdet Ihr Alles verlieren."

„Sei es darum! Ich will das Spiel fortsetzen. Entweder Alles gewinnen, oder nichts. Halbheit ist mir zuwider und deshalb bin ich unzufrieden mit meinem Gemahl, der stets in dem Moment der Entscheidung noch vermitteln will. Ich denke, die Flamme, welche ich entzündete, als ich den Flachs anbrannte, den mir die unnütze Magd verdorben hatte, wird ein Warnungszeichen sein, das weit hinableuchtet in das Land und Zeugniß giebt, daß wir auf unserer Huth sind zu jeder Stunde."

„Vor solcher Entschlossenheit muß ich mich beugen," sagte mit ironischem Lächeln der Pater. „Ich habe Euch stets als eine Dame von hohen Geistesgaben verehrt, aber heute erst begreife ich Euch vollständig. Wahrlich, wenn mein Bruder nur halb so geistesstark wäre, er unterwürfe sich alles Land diesseits und jenseits der Elbe und setzte die Krone von Nord-Albingien auf Euer fürstliches Haupt. Schon im Voraus empfehle ich mich der Gnade Euer königlichen Majestät. Ihr spielt ein hohes Spiel, schöne Dame, aber ich denke wohl, Ihr werdet es gewinnen."

„Seid versichert, ich werde es!" entgegnete Gräfin Elisabeth rasch. „Ich werde es, trotz der Halbheit meines Gemahls und trotz Eurer mönchischen Schlauheit, mit der ich den offnen Kampf nicht scheue."

Von Außen her erscholl das Gebell der Rüden und das Schmettern der Hörner. Die Jagd kehrte heim. Pater Hartwig brach auf.

„Ich will Euch nicht hinderlich sein, Euern Gemahl und Eure Gäste zu empfangen und hoffe, Ihr werdet es entschuldigen, wenn ich nicht an Eurer gastlichen Tafel erscheine. Ihr habt mir so viel zu denken gegeben, daß ich ganz ungestört für mich sein muß. Ich habe seither mit manchem Feinde gekämpft, der mir gefährlich und mir überlegen war; den gefährlichsten, der mir am mei-

sten überlegen, habt Ihr mir heute gezeigt — Euch selbst. Was die Hand des Herrn vor dem Auge des Sterblichen verhüllt, das vermag ich schwacher Mensch freilich nicht zu enträthseln, aber bis jetzt, edle Gräfin und schöne Schwägerin, bis jetzt war ich noch immer der Sieger."

Der Pater entfernte sich mit einer tiefen Verneigung. Die Gräfin blieb sinnend zurück. Nur mit Mühe den Zorn niederkämpfend, der in ihrem Innern gährte, bemerkte sie kaum, daß ihre vertraute Dienerin, Jungfrau Marie, zitternd in das Gemach stürzte.

„Du wagst es," rief zürnend die Gräfin, „ohne meinen Befehl hier einzutreten? Hältst Du Dich so sicher vor Strafe, daß Du meiner ausdrücklichen Weisung entgegen handelst?"

„Verzeihung, meine gnädigste Gebieterin, aber ich wollte Euch die Kunde bringen, daß der gestrenge Herr Graf von der Jagd heimgekehrt ist."

„Und darum unterstehst Du Dich . . . ?"

„Nein, nicht darum! Habt doch nur die Gnade, Eure Ungeduld einen Augenblick zu zügeln und mich ruhig anzuhören. Ich wollte die Magd, die Ihr so gerechterweise gezüchtigt habt, zur Erkenntniß ihres Fehltritts bringen und sie deshalb für die Dauer des Weihnachtsfestes in den Hungerthurm sperren. Als ich sie in den Burghof führe, wird gerade das Thor geöffnet, und der gestrenge Herr Graf reitet mit den übrigen Herren ein. Kaum wird die Dirne das gewahr, als sie sich von mir losreißt, mich bei Seite stößt, daß ich hinterrücks niederfalle und schnell wie der Wind an den Reitern vorüber zum Thor hinausfliegt, die verbrannten Hände hoch emporhaltend und überlaut schreiend: Rache! Rache!"

„Und Keiner folgte ihr nach?"

„Die Jäger, eines solchen Schauspiels nicht gewärtig, stutzten, als sie die schreiende Magd erblickten und ließen sie ruhig ziehen; der gestrenge Herr sah sich nicht einmal

darnach um. Als auf mein Zureden ein Paar Knechte sie wieder einfangen wollten, war sie schon im Gehölz verschwunden und Niemand hatte bemerkt, nach welcher Richtung sie sich gewendet."

„Es ist gut!" erwiederte die Gräfin nach einer Pause mit tonloser Stimme und winkte der Dienerin, sich zu entfernen. „Die Flamme hat gezündet und wird hinausleuchten über die Marschen weg bis an das Meer!" sprach sie vor sich hin. „Desto besser!" —

Drittes Kapitel.

Lieder zünden.

In der Burghalle saß am obersten Ende der Tafel Graf Rudolf der Zweite, der Erbe Udo des Vierten, welcher Graf der nordischen Mark war, und in offner Feldschlacht von Albrecht dem Bären erschlagen ward. Aber Rudolf hatte mit nichten das ganze reiche Erbe seines Vorfahren erhalten, sondern dies zerfiel in mehrere Theile. Konrad von Placeke erhielt die Stammlande und den Titel eines Grafen der nordischen Mark; dessen Bruder ward mit der Grafschaft Stade belehnt und Rudolf empfing das Ditmarscher Land. Die beiden Letzteren waren von dem Erzbischofe von Bremen ernannt, der diese Lande zum Lehen hatte. Graf Rudolf war stolz und herrschsüchtig, noch mehr aber war es seine Gemahlin und als diese ihm die Hand zum Ehebunde reichte, war es nur in der Voraussicht geschehen, daß ihrem Gatten einst die weiten Besitzungen, welche Graf Udo inne gehabt hatte, ungetheilt zufallen würden, und es ihm auf diese Weise leicht gemacht werde, nach dem sächsischen Herzogshute zu greifen. Als sie aber gewahrte, daß sie sich verrechnet hatte und mindestens ein

weiter und beschwerlicher Weg zurückzulegen sei, ehe sich das herzogliche Diadem um ihre Stirn schlingen würde, grollte sie mit Allen, am meisten aber mit ihrem Gatten, dem sie schuld gab, daß er aus unmännlicher Schwäche das Spiel verloren habe. Um sich einigermaßen für das zu entschädigen, was unwiederbringlich verloren war, wollte sie jetzt Ditmarschen, worüber die Stader und Ditmarscher Grafen bisher nur zum Schein geherrscht hatten, vollständig unterwerfen, und die ganze Bevölkerung dieses freien, dem Elbstrome und dem Meere abgerungenen Landes zu einer willenlosen Sclavenheerde machen.

Murrend und zögernd hatten sich die Bewohner der hohen Geest der immer wachsenden Gewalt gefügt und die steigenden Uebergriffe der Herrschaft, wenn auch zähneknirschend doch schweigend, geduldet. Sie brachten nicht allein willig den Kornzehnten dar, sondern leisteten auch Handdienste an bestimmten Tagen und ließen es zu, daß ihre ledigen Söhne und Töchter auf den Herrenhöfen als Knechte und Mägde dienen mußten. So ward allmählich der Wohlstand des eigenen Heerdes untergraben, das Dach der heimischen Hütte wankte; der bedrängte Familienvater streckte in zitternder Eile die Hand nach der mit scheinheiligem Mitleid dargebotenen Hülfe aus und war unrettbar verloren, denn nimmer gelang es ihm, sich wieder aus dem Abgrunde empor zu arbeiten, worin er schwindelnd hinabgestürzt war.

So stand es auf der Geest und mit schlechtverhehlter Freude sahen die in dem Lande angesiedelten Edlen, wie nach und nach die edlen Stämme der alten Freiheit gefällt wurden, und es bald nur noch Herrenleute und Frohnknechte geben würde. Aber in den Marschen war ihr Einfluß nur geringe, und selbst die Landeshoheit des Grafen Rudolf war wenig mehr als ein bloßer Schein. Der ächte Ditmarscher, seines Ursprungs eingedenk, behauptete den Boden, den er dem Meere abgerungen hatte, mit männlicher Kraft und ließ so wenig von ihm, wie von der ihm angebornen Freiheit.

Dies war der Wurm, der an dem Herzen des Grafen nagte, und inmitten des heiteren Banketts seine Stirn so umwölkte, daß er weder Auge noch Ohr für seine Gäste hatte, sondern dumpfbrütend vor sich hin sah.

Wie sehr auch die edlen Herren mit den reichbestellten Schüsseln beschäftigt waren, und wie bereitwillig sie den stets auf's neue gefüllten Bechern zusprachen, blieb ihnen doch der Zustand des Grafen nicht verborgen und sie flüsterten sich bald leiser, bald stärker ihre Bemerkungen zu. Die Gräfin, obwohl noch heftiger erbittert, als ihr Gemahl, wußte sich doch mehr zu beherrschen. Die Mißstimmung gewahrend, die durch das verschlossene Wesen ihres Gatten hervorgerufen wurde, trat sie zu ihm heran, und mit sanfter Hand die Falten seiner Stirn glättend, sagte sie mit einschmeichelnden Worten:

„Welcher böse Geist ist es, der meinem Herrn so finstere Gedanken in den Sinn legt, daß er alle Fröhlichkeit von dieser Tafel verscheucht und unsere lieben Gäste so stutzig macht, daß sie bereits mit den Sesseln rücken, und die Tafel verlassen wollen, obgleich das Mahl noch nicht zur Hälfte beendet ist? Redet, theurer Rudolf, was ist's, das Euer Herz mit einer solcher Last beschwert?"

Der Graf bezwang sich, sah seine Gemahlin lächelnd an, und sagte darauf entschuldigend zu seinen Gästen:

„Fürwahr, ich verdiene den Vorwurf, den meine Gemahlin mir in Euerm Namen machte, und bin deshalb beschämt. Nun aber bringe ich es wieder ein, und fortan soll es keinen fröhlicheren Gesellen in dieser Halle geben, als mich. Diesen Becher bringe ich meinen werthen Gästen!"

Unter dem Zurufe seiner Vasallen trank der Graf den feurigen Wein und gab sich dann mit so rücksichtsloser Fröhlichkeit der Versammlung hin, daß nach wenigen Augenblicken jede Spur einer Mißstimmung verschwunden war.

Und wie Graf Rudolf bisher still und verschlossen

gewesen war, so stieg jetzt, nachdem er sich emporgerafft, seine Fröhlichkeit von Minute zu Minute.

„Schenke! Noch eine Kanne von dem feurigen Weine, den wir unserm frommen Vetter, dem Herrn Erzbischof, verdanken. Fülle damit alle Becher ringsum, Bursch, und lasse mir heute kein unedleres Gewächs erscheinen! — Hole der Teufel die Grillenfänger, wir wollen lustig sein und derjenige von Euch, der mir den tollsten Schwank erzählt, soll von mir ein Faß des besten Meth's bekommen. Wer weiß eine rechte Tollheit, der fange an."

„Mit Gunst, Herr Graf!" rief Junker Kasper von Miltenberg, der, wenn er nicht auf dem Streitroß saß, stets mit sich selber stritt, ob er mehr dem Humpen oder den Würfeln zu Gefallen leben sollte, und während dieses Streites so lange unschlüssig mit beiden wechselte, bis er ihnen erliegen mußte. „Mit Gunst, edle Herren, da könnte ich Euch erzählen, wie ich eines Tages auf offnem Felde unten in den Marschen umherritt und für meinen Durst nichts fand, als moorigtes Grabenwasser! Pfui Teufel! fluchte ich und ehe ich mir's versah, stand der Teufel vor mir. Was willst Du, tapferer Ritter? fragte er schmeichelnd und ich antwortete ihm so barsch als möglich: Trinken will ich, Du Urian! Siehst nicht, daß mir die Zunge am Gaumen klebt? Dienstfertig holte der Teufel sogleich einen vollen Becher unter seinem Mantel hervor und ich setzte zu einem guten Zuge an. Aber wie ich auch schluckte, ich kam nicht auf den Boden und der Trank wurde immer feuriger, so daß es in mir kochte, wie ein Schmelzofen und ich mit Gewalt den Becher vom Maul riß und mein Pferd zum Weiterritte anspornte. Aber nun fiel mir der Teufel in den Zügel und schrie: Mit nichten, guter Freund, erst zahlst Du mir die Zeche, oder ich drehe Dir den Hals um! War mir auch ohne Halsumdrehen warm genug, aber als ich hörte, daß der Teufel Geld forderte von einem Junker, der ihm als der ärmste Gesell im Lande bekannt sein

mußte, fing ich laut zu lachen an und rief: Bist Du der Teufel und weißt nicht, daß der Gotthold von Windbergen, der Geizhals, mich die vorige Nacht hat hungern und dursten lassen und mich dabei rein ausgezogen hat? Aber ich will mit Dir um die Zeche spielen! und dabei rasselte ich mit den Würfeln. Das war er zufrieden und verlangte nur den ersten Wurf. Ich konnte ihm das nicht abschlagen und er warf gleich zuerst alle Sechsen. Da überliefs mich kalt und zitternd griff ich nach den Würfeln. Wie ich sie aber wieder aus der Hand fallen lasse, springt einer derselben mit solcher Macht gegen einen Stein, daß er mitten auseinander berstete und mich dreizehn Augen angrinzen. Da war ich obenauf und der Teufel schnitt im Weglaufen ein so widerwärtiges Gesicht, daß ich niemals etwas Aehnliches gesehen habe. Das war mein Geschäft, was ich mit dem Teufel gehabt habe."

Alle lachten über den Schwank, von dem sie kein Wort glaubten und stichelten dabei auf den hagern Gotthold von Windbergen, der stets wegen seines Geizes gehänselt ward. Graf Rudolf wußte dies schon und dem sonst tapfern Ritter dieserhalb gram, wollte er ihn dafür strafen. Darum rief er ihm zu:

„So oft und vielfach habe ich nun von diesem Euerm Geiz reden hören, Herr von Windbergen, daß ich endlich wissen möchte, ob etwas daran ist. Ich halte Euch für einen ehr- und wahrheitsliebenden Mann, so sagt Ihr mir denn aus vollem Herzen die Wahrheit. Aber, merkt wohl auf, die reine, unverfälschte Wahrheit."

„Edler Graf!" begann der Ritter bedächtig, dessen hagere Figur, in ein noch engeres, fadenscheiniges Wamms gezwängt, einen komischen Anblick gewährte. „Möchtet Ihr doch den Verläumdungen nicht glauben, welche von den Säufern und Schlemmern in Umlauf gebracht werden. Ich lebe still und ehrbar, verzehre nicht mehr, als die Nothdurft erfordert und lege einen Pfennig für die Zeiten der Trübsal zurück. Weil nun aus sothanem

Grunde bei mir nichts zu fischen ist, werde ich ein Geizteufel genannt und von den Verschwendern vermaledeit. Aber in Wahrheit geht es in meiner Behausung ehrbar und gottgefällig zu, wie Jeder bezeugen muß, den ich aus christlicher Barmherzigkeit beherbergt habe."

„Das ist gesprochen, wie ein Mann!" entgegnete Graf Rudolf spottend, „und ich zweifle keinen Augenblick an der Wahrheit Eures Wortes. Damit aber Euer Ruf untadelig sei vor allen Leuten, ist es nöthig, daß die Verläumdung mit den schwersten Geiseln gezüchtigt werde und ehe dies geschieht, muß der Beweis des Gegentheils offen da liegen. Darum will ich mit dem Beginn des nächsten Monats meinen Einzug halten auf Windbergen, sammt meiner Gemahlin und unserm Gefolge, wie wir es zu halten gewohnt sind. Wir werden eine Woche, oder länger bei Euch haushalten, je nachdem es uns gelieben wird, und aus der Art und Weise Eures Empfanges, sowie der Bewirthung unserer Personen und der Gäste, die wir etwa einzuladen für gut finden, werden wir allesammt Gelegenheit nehmen, Euern Ruf als den edelsten und uneigennützigsten Wirth auf das glänzendste herzustellen."

Gotthold von Windbergen hatte diese Worte mit Entsetzen vernommen. Er wurde bald blaß, bald roth, stammelte einige unzusammenhängende Worte, die von dem schallenden Gelächter der Tafelrunde verschlungen wurden, und sank, mit schlaff herabhängenden Armen auf seinen Sitz zurück.

Alles jubelte, am meisten aber der von Miltenberg und sich weit vorbeugend rief er dem Grafen zu:

„Dank Euch, edler Herr, das kommt mir zu Gute, denn ich bringe bei der Gelegenheit wieder ein, was ich zehnfach verschleudert habe zu Windbergen. Aber ein noch größeres Wunder begiebt sich an Eurer Tafel, das ist der Ernst des Ritters Borg-Tor-Hamme, der bei der allgemeinen Fröhlichkeit nicht eine Miene verzieht und

noch kein Wort zur gemeinsamen Ergötzlichkeit gespendet hat."

Die riesige Gestalt des Ritters Tor-Hamme richtete sich auf und sagte mit weitschallender Stimme:

„Wünscht es nicht, daß ich Euch erzähle, was ich Narrethei nenne, Ihr Herren! Es könnte Euch dabei eine Gänsehaut überlaufen und den Appetit zum weitern Trinken verderben. Laßt mich bei Euerm Kurzweil aus dem Spiel, ich mag nichts damit zu schaffen haben."

Die Tafelgenossen sahen sich bei dieser seltsamen Rede fragend an, Graf Rudolf runzelte die Stirn und es wären gewiß scharfe Worte gefallen, wenn man nicht in diesem Augenblicke ein Schellengeläute und die klingenden Töne einer Laute vernommen hätte.

„Da ist der Narr und der Singemeister!" rief Graf Rudolf heiter. „Beide taugen besser zur Kurzweil, als das finstere Gesicht und die geheimnißvollen Worte, womit Ihr uns beschenkt, Ritter Borg-Tor-Hamme. Wir entbinden Euch von der Pflicht, zur allgemeinen Lust beizutragen und begehren nicht, in Eure Geheimnisse einzudringen. Herein, Ihr heitern Gesellen und laßt hören, was Ihr Absonderliches für uns ersonnen."

Der Narr tanzte mit seltsam bunten Schnörkeln um die Tafel und sang ein Schelmenliedchen. Auf seiner Kappe saß wiederum die Elster; als sie aber den Grafen gewahr wurde, flatterte sie zu diesem und setzte sich auf die Lehne seines Sessels.

„Du magst Gott danken, daß unsere Gemahlin bereits vor einer Weile die Halle verlassen hat, sonst könnte Dir Dein Schelmenliedchen wieder eine empfindliche Züchtigung eintragen!" rief der Graf, anscheinend zornig, aber im Innern lachend über die Schalkheit seines Narren.

„Um Gott, Meister!" schrie der Narr abwehrend. „Euer Weib ist ein Eisberg von Keuschheit, die mein Schalklied gar nicht versteht. Sie ist so kalt, wie Decemberschnee um Mitternacht im Blachfelde...."

„Narr! Sieh Dich vor!“ — warnte der Graf stirnrunzelnd. „Der Büttel hat seine Peitsche neu geflochten.“

„Peitsche! Peitsche!“ krächzte die Elster.

„Hörst Du, was der Vogel Dir prophezeiht, Du Uebermuth? Er kennt meine Herzensmeinung.“

„Narr! Narr!“ schrie der Vogel.

„Was willst Du von ihm, Claas?“ fragte der Graf, nach dem Vogel haschend. „Warum verlangst Du nach dem Narren?“

„Narr Du selbst!“ rief der Vogel und schlug mit den Flügeln. Das Blut stieg dem Grafen in's Gesicht und der Narr huschte in die fernste Ecke der Halle.

Da vernahm man auf's Neue das Klingen der Laute und der junge Singemeister, der seit einiger Zeit das Gastrecht auf der Grafenburg genoß, trat ein.

Graf Rudolf hatte seinen Unmuth bezwungen, denn er liebte die edle Musik über Alles und rief heiteren Sinnes dem Sänger zu:

„Seid willkommen zum Fest und trinkt mit uns vom edlen Wein. Dann aber, wenn's der Geist Euch gestattet, der mit Euch Dichtern ist, gebt uns ein Lied, das unsere Lust steigert.“

„Das will ich gern, edler Graf. Singen ist unsere Dichterfreude, und wenn unser Lied zum Herzen der Hörer dringt, ist das größte Glück erreicht, das wir auf der Welt erstreben. Aber Ihr mögt verzeihen, wenn meine Weise, die ich heute anstimme, nicht so gar fröhlich klingt. Es liegt mir wie ein schwer Gebresten auf der Brust und ich kann nicht eher wieder heiter sein, bis ich die Last mit Gottes Hülfe von mir abgewälzt habe.“

„So singe, was Du kannst! Wir hören Dir zu! Halte ein mit Deinem Krächzen, schwarze Bestie, oder ich drehe Dir den Hals um!“

Der Graf schlug nach dem Vogel, der von ihm wegflog und sich auf das oberste Gesimms niederließ.

Der junge Sänger aber rührte die Saiten und sang mit vollen Tönen:

Nordlands-Ritter! Nordlands-Ritter!
Fest den Fuß im Eisen-Bügel,
Sprengst Du durch die deutschen Gauen,
Zu des Rheines Reben-Hügel.

Um die Liebe zu belügen,
Falschen Trugs Dich zu erfrechen,
Und ein Mägdlein zu bethören,
Und ein treues Herz zu brechen.

Spotte nicht auf ihrem Grabe,
Treulos-falscher Nordlands-Ritter;
Bange stöhnt es aus der Tiefe,
Wie ein rollendes Gewitter:

„Jage hin durch alle Gauen!
Laß sie fliegen, Deine Rosse!
Rascher fliegen meine Flüche, —
Fernhin treffende Geschosse!"

„Jage hin, Du Ehrenräuber,
Mit dem kalten Marmorherzen!
Bin ich todt, lebt doch als Rächer
Mir ein Sohn, Kind meiner Schmerzen."

„Eile, Sohn, zum feuchten Norden,
Wo der Westsee Wogen branden,
Suche Deinen falschen Vater
In den unbekannten Landen;"

„Die so untreu sind und täuschend,
Daß sie unterm Fuße weichen,
Die als Land dem wilden Meere,
Und als Meer dem Lande gleichen."

„Dahin eile mir zur Liebe!"
Und es zieht mit seiner Habe,
Wanderstab und Silberlaute,
Also rufend fort der Knabe:

„Nordlands-Ritter! Nordlands-Ritter!
Nicht genannt, doch wohl erkennbar,
Aus dem Grabe steigt die Rache!
Aus dem...."

Aber plötzlich wurde der Gesang, dessen volltönender Melodie Alle emsig lauschten, auf eine gewaltsame Weise unterbrochen. Der stolze, hochmüthige Ritter Borg-Tor-Hamme, der den Sänger schon vom Anbeginn mit seinen Blicken durchbohrt hatte und seinen Groll nicht bergen konnte, erhob sich mit glühend rothem Antlitz, und die schwere Kanne, die vor ihm stand, ergreifend, rief er mit vor Wuth zitternder Stimme:

„Du falscher Hund! Was singst Du Deine Todten-Melodieen bei unseren Festen? Fahre zum Teufel mit Deinen Zauberflüchen und Deine Verwünschungen fallen auf Dich selbst zurück!"

Und mit diesen Worten warf er das Metallgefäß nach dem zarten Jüngling mit solcher Stärke, daß dieser nie mehr aufgeathmet hätte, wäre er davon getroffen worden. Aber dieser, der den Ritter wohl in's Auge gefaßt hatte, wich dem Wurfe aus und es geschah ihm kein Leides, außer daß seine Laute dröhnend auf den Boden fiel und in Stücke zersprang.

„Gott hat den Mord nicht gewollt!" sprach der Knabe ernst und sah mit stiller Wehmuth auf die Trümmer seines Saitenspiels.

Alle Gäste fuhren von ihren Sitzen auf und Graf Rudolf rief im gereizten Tone:

„Wahrlich! Diese Keckheit übertrifft Alles, was in dieser Halle bisher gesehen worden. Wie durftet Ihr Euch in unserer Gegenwart Solches erkühnen? Redet, Ritter Tor-Hamme, womit Ihr dies Benehmen zu entschuldigen gedenkt, und seht wohl zu, daß Euer Grund ein gewichtiger sei, sonst werdet Ihr für diesen Uebermuth büßen. Ich will Ordnung halten unter den Bauern, damit dieses Volk den Edlen des Landes nicht zu Kopfe wachse und ihm Gesetze vorschreibe, aber ich will auch den Edelmann in seine Schranken weisen, über die er nicht fortsteigen und seine frevelnde Hand nach unserm Gräflichen Stuhl ausstrecken soll. Das ist gesprochen und wird gehalten werden, so mir Gott helfe, denn die

Grafen der nordischen Marken sind nie ihrem Worte untreu geworden."

Der Graf stand hoch aufrecht und sah fest auf den Ritter. Dieser schaute, wie abwesend, um sich. Eine fahle Blässe deckte sein Antlitz und er mußte sich an die Lehne des Sessels halten, um nicht zu sinken. Seine Stimme zitterte, als läge er im Fieber:

„Entschuldigt mich, Graf! In diesem Augenblicke drängt sich mir das Blut nach dem Herzen, und die Stimme versagt. Ich muß in's Freie! — Seid gewiß, meine Antwort wird Euch nicht fehlen!"

Er winkte mit der Hand und schwankte aus der Halle. Das Bankett wurde aufgehoben und Alle drängten dem Ausgange zu, aber ehe sie noch im Burghofe anlangten, saß Borg-Tor-Hamme bereits im Sattel und sprengte dem nahen Walde zu.

Viertes Kapitel.

Graf und Bauer.

Am andern Morgen trat Jungfrau Marie in das Gemach ihrer Herrin, um ihr die Kunde zu bringen, daß man auf den Befehl der Gräfin überall geforscht habe, um die flüchtig gewordene Telse Krey wieder einzufangen, daß aber die Mühe der Knechte vergeblich gewesen und keine Spur von ihr aufzufinden sei.

„Zürnet aber deshalb nicht allzusehr, gnädigste Herrin!" bat die heuchlerische Dienerin. „Ist uns auch für jetzt die Frevlerin entflohen, so wissen wir doch, wem sie angehört und es ist nur zu gewiß, daß sie dort jetzt eine Zuflucht suchen wird. Die rebellische Tochter wird

sicher zu dem rebellischen Vater fliehen und diesen, so wie seine ganze Sippschaft vollends aufsässig machen, wenn sie dort mit lügnerischem Munde erzählt, was sie hier Alles hat ausstehen müssen, während ihr doch nur gerechte Strafe dafür geworden ist, daß sie Eure Gnade nicht anerkennen und Euch nicht unterthänig sein wollte. Wenn Ihr daher unsern hohen Herrn, Euern gnädigsten Gemahl mit so unbedeutenden Dingen nicht behelligen wollt, so dürft Ihr nur ein Wort gegen den Schloßvoigt fallen lassen. Ich habe mit ihm gesprochen. Der Ehrenmann ist vor Zorn außer sich über die Frechheit jener Magd und verlangt nur, den Befehl aus Euerm Munde zu vernehmen, daß ihm gestattet sei, Euch Genugthuung zu schaffen."

„Du bist ein kluges Weibsbild, Jungfrau Marie," entgegnete die Gräfin stolz. „Aber manchmal vergißt Du Dich in Deiner Klugheit so sehr, daß man nur um Deiner maßlosen Einfalt willen Dir vergeben kann. Ich bin nicht auf eine Genugthuung versteuert*), die mir durch Deine und des Schloßvoigts Gunst zu Theil werden kann, ich will überall keine Genugthuung, ich will strafen und dazu bedarf ich keinerlei Beistandes. Geh hinaus, und gestatte Dir solcherlei Unziemlichkeiten nicht noch einmal! Du kennst mich!"

Jungfrau Marie schlich hinaus, beschämt und voll Ingrimm zu gleicher Zeit, und des festen Vorsatzes, die ertragene Kränkung durch einen härteren Druck der ihr untergeordneten Mägde wieder auszugleichen. Aber gleich darauf kehrte sie zurück und öffnete unter tiefen Verbeugungen dem Grafen Rudolf die Thür, der seiner Gemahlin entgegenrief:

„Elisabeth! Ich habe Wichtiges mit Euch zu reden. Sorgt, daß wir ungestört bleiben."

Die Gräfin ertheilte der horchenden Dienerin sofort die gemessenste Weisung und deutete auf einen Sessel.

---

*) Nicht besonders begierig.

Graf Rudolf achtete des Winkes nicht, sondern sagte, sich mühsam beherrschend:

„Gräfin Elisabeth, ich bin unzufrieden mit Euch."

„Herr Graf!...."

„Hört mich gelassen an, wenn es Euch beliebt. Zwei Mal ist es mir gelungen, die mächtigen Freunde mir geneigt zu machen und des Kaisers Majestät für mich zu stimmen. Zwei Mal habt Ihr durch Euer unbedachtes Benehmen mein weitgefördertes Werk muthwillig wieder zerstört. Ihr wißt es nun einmal, daß der Erzbischof sich mit einem Nimbus von Edelmuth und Tugend umgeben hat, und daß alle seine gehorsamen Speichellecker es sich angelegen sein lassen, ihn darin zehnfach zu überbieten, mögen sie gleich heimlich die Fäuste ballen und mit den Zähnen knirschen. Wie abgeschieden wir auch von dem übrigen Reiche leben, so sind wir doch von Spürhunden umlagert, die Alles, was wir thun und treiben, in größter Eile berichten und nach ihrem Gefallen mit beliebigen Zusätzen versehen. Der Flachs, den Ihr um die Hand einer unnützen Magd wandet, kann ein Strick werden, womit man unsere Herrschaft knebelt."

„Dieser Strick liegt in Asche!" unterbrach ihn die Gräfin mit höhnischem Lächeln.

„Ein unerwarteter Sturm kann aus dieser Asche einen Funken zur Flamme anblasen, die weit hinausleuchtet und einen Brand entzündet, dessen Ende wir nicht abzusehen vermögen."

„Habt Ihr nicht an Eurer Seite das Meer, mein tapferer Graf?" fragte Elisabeth kalt. „Es wird hinreichend sein, den gefährlichsten Brand zu löschen. Wer hat einen Landfeind zu fürchten, wenn er der Herrschaft des Stromes sicher ist?"

„Gräfin!" sagte Rudolf nach einer Pause gemäßigter. „Ich bewundere Eure hochfliegende Phantasie und beuge mich vor der Allgewalt Eures Geistes. Ihr wäret würdig, eine Kaiserkrone zu tragen und sie würde

ihren Glanz von Euch empfangen. Aber gedenkt des engen Raumes, auf den wir gebannt sind und laßt uns mehr die Klugheit der Schlange, als den Zorn des Bären zeigen. Der Erzbischof ist unsern Plänen nicht allzu günstig, der Graf von Stade, unser liebwerthester Vetter, kommt uns gerade auch nicht mit leidenschaftlicher Bereitwilligkeit entgegen, und nicht minder bereitet sich in dem Holstenlande etwas gegen uns vor."

„Ihr scheint von der Uebermacht Eurer Feinde tief durchdrungen."

„Man muß seinen Gegner kennen, wenn man ihn besiegen will. Ein gering geschätzter Feind hat dem Spötter oft eine empfindliche Niederlage beigebracht. Ich weiß sehr wohl, was mir noth thut und wie es allein möglich ist, gegen meine vielen Feinde mich als Sieger zu behaupten. Soll ich außerhalb streiten, muß ich Frieden im Innern haben und diesen zu erhalten, ist mein eifrigstes Bestreben."

„Ich weiß, mein gestrenger Herr Graf. Die Liebe zu diesem Frieden reißt Euch so weit hin, daß Ihr Euch der wichtigsten Gerechtsame begebt. Ihr habt dem faulen Volke, das dort unten in den Marschen zwischen seinen Gräben und Wurthen *) müßig herumschlendert, auch sein demüthiges Betteln, das einzige Zeichen seiner Knechtschaft erlassen und den Kornzehnten nicht eingefordert."

„Die Aerndte war mißrathen; die Kornböden standen leer. Meine Schaffner haben es beschworen."

„Und Ihr meint, sie danken es Euch, und tragen Euch dafür als ihren gnädigen Herrn und Gebieter auf Händen? O, Ihr Thor! Sie höhnen Euch um dieser unmännlichen Schwäche willen, und reizen zum offnen Widerstand gegen Euch auf. Wer einmal den Finger gegeben hat, der darf auch die ganze Hand nicht weigern,

---

*) Künstliche Erhöhungen, worauf die alten Ditmarscher ihre Häuser bauten, um vor der Fluth gesichert zu sein.

und wenn sie uns zum Tanze aufspielen, muß nach ihrer Melodie getanzt werden."

„Elisabeth!"

„Und wißt Ihr, wie die Melodie lautet, die dieses Volk zu pfeiffen wagt? Ihr seid taub, Rudolf, sonst müßten Euch die Ohren gellen von dem Geschrei dieser Hunde. Es ist allerseits ausgemacht, was Ihr einmal gutwillig hättet fahren lassen, das wäre verloren gar alle Zeit, und kein freier ditmarsischer Mann würde auch nur ein Weizenkorn in das Schloß bringen; das würdet Ihr gewahr werden zur Zeit der nächsten Aerndte. Gelt, mein großmüthiger Herr, das haben Euch Eure Schaffner nicht gesagt?"

„Nein, Gräfin, das habe ich nicht gewußt."

„Aber ich hörte den Staarmatz pfeiffen im Busch, und legte ihm die Schlinge, worin er sich fangen soll. Die Flachsfackel, die ich anzündete, wird mir den Pfad erhellen, auf dem ich zum Ziele wandern kann. Der Vater jener Dirne, ein herabgekommener Taugenichts, der sein Hab und Gut verwürfelt hat, ist das Haupt der Verschwörung geworden, und reizt das Land zum Ungehorsam gegen uns auf. Die Hand des Herrn hat ihn gefunden; seine Tochter muß um seines Leichtsinnes willen zur Frohnde gehen; er selbst liegt, von einer bösen Krankheit ergriffen, abgemagert auf fremdem Stroh; aber die Macht des Wortes ist ihm geblieben und diese Macht kehrt er gegen uns, so oft Jemand in seine Nähe kommt. Darum habe ich seine Tochter gezeichnet, damit er aus ihrem Schicksal entnehme, welches Loos Diejenigen erwartet, die sich mit ihren Gebietern in einen Kampf einlassen."

„Seine Tochter wird es ihm und seinen Genossen in die Ohren kreischen!" entgegnete der Graf. „Sie wird die verbrannten Hände erheben und laut ausrufen: Seht, das ist die Liebe unserer Herrschaft zu ihren Dienern!"

Die Gräfin wollte mit Härte entgegnen, aber sie

ward von einem wilden Lärm unterbrochen, der von dem Schloßhofe aus in das stille Gemach drang. Gleich darauf flog der Narr des Grafen durch die Thür.

„Gevatter Graf! Gevatter Graf!"

„Was giebt's, Narr?"

„Ein artig Stück Kurzweil! Deine Knechte haben einen Bauern gefangen. Zu dreien fielen sie über ihn her, aber er ist ein derber Dreschflegel, der auf die Strohbündel niederfährt, wie das Wetter und sie windelweich drischt. Da kamen Andere dazu und viele Krähen sind des Raben Tod: sie dreschen ihn wieder."

„Und warum wollten sie ihn fangen?"

„Zum Henker! Herr, sie sagen, der Bauer habe schon seit lange unsere Vorrathshäuser umschnüffelt und sei von verdächtigem Ansehen; es stecke etwas von einer Diebsnatur darin."

„Hat der Kerl gestohlen, soll der Voigt ihn hängen lassen. Schaffe den Voigt hierher."

„Gevatter Graf, ich habe den Bauer auch gesehen, und wenn Du einen Zeugen brauchst, der aussagt, daß er ein Dieb sei, kannst Du Dich dreist auf mich berufen. Aber einen Sack mit Weizen hat er Dir nicht genommen."

„Was denn, Du Schurke! Was denn?"

„Einen schönen, hellen, leuchtenden Stein aus Deiner Grafenkrone. Merk Dir's, Gevatter! Anfangs haben ihn Deine Knechte geprügelt und er hat's ihnen redlich vergolten; dann hat er zu ihnen geredet, erst langsam, dann immer schneller und schneller; sie wollten erst gar nicht aufhorchen, aber jetzt stehen sie, trotz der Kälte, barhäuptig da, und schlingen die Worte von seinen Lippen. Es ist so still im Schloßhofe, wie in des Mäuselein's Kindbettstube. Gevatter, dieser Bauer hat Lust zu noch mehr Steinen! Wartet, Bursche, ich will auch meinen Antheil an der Predigt haben."

Mit diesen Worten eilte er zum Gemache hinaus und Rudolf sagte zu seiner Gemahlin:

„Was geschehen ist, vermögen wir nicht zu ändern,

und müssen suchen, es für uns zu benutzen, so gut es gehen will. Können wir den Brand nicht unbemerkt mehr löschen, nun so wollen wir, wie Ihr sagtet, eine Sündfluth darauf stürzen, die ihn tödte. Will dieses Rebellenvolk nicht in Frieden zu unsern Füßen athmen, so wollen wir es mit einem gewaltigen Griffe erwürgen. Und jetzt gleich will ich damit beginnen."

Er rief seinen Diener, der vor der Schwelle harrte, und ließ dem Voigt befehlen, daß er den Bauer, den die Knechte eingefangen hätten, und der sich jetzt im Schloßhofe so ungebührlich betrage, zu ihm führen solle.

Nach einiger Zeit brachten die Knechte den Bauer vor den Grafen und der Voigt erstattete noch einmal den Bericht über dessen Gefangennehmung.

Die Augen des Grafen ruhten während der Zeit auf dem Gefangenen. Es war ein kräftiger, breitschulteriger Jüngling mit einem festen, trotzigen Blick; aus seinen Zügen sprach eine angeborene Wildheit, wie sie in jenen Tagen den Männern eigen war, die im steten Kampfe mit den Elementen, jeden Tag um das nackte Dasein mit diesen kämpfen mußten; ein Sohn des Sumpfes und des Waldes, der den kühnsten Stelzensprung und den schwersten Ruderwettkampf nicht scheute.

„Wer bist Du?" herrschte der Graf ihn an.

„Ein Stück von einem Manne. Wäre ich ein ganzer Mann gewesen, Deine Knechte hätten mich nicht bewältigt. Sie vermochten's auch nur, als sie es mit mir machten, wie wir dort unten mit den wild gewordenen Hengsten; sie warfen mir hinterrücks eine Schlinge über den Kopf. So ward ich gefangen."

„Du empfingst, was Du verdientest. Sie sagen, Du habest stehlen wollen."

„Sie lügen! Graf Rudolf, wie kannst Du einem gekauften Knechte glauben? Sehe ich aus, wie ein Dieb? Ich bin ein Ditmarscher, auf einem freien Erbe geboren, das durch vier Geschlechter vom Vater auf den Sohn gekommen ist. So stehe ich freier da, als Du, Graf

Rudolf, der Du Dein Erbe nicht Deinem Sohne, ohne Genehmhaltung Deines Lehnsherrn überantworten darfst. Runzle nicht die Stirn, Graf Rudolf, Du fühlst die Wahrheit meiner Worte, wie Deine Knechte vorhin die Stärke meiner Faust gefühlt haben, und nun, denke ich, Du ließest mich ziehen; es ist die höchste Zeit."

„Noch einen Augenblick, mein gestrenger Freiherr vom Dreschflegel!" entgegnete mit schneidendem Hohne der Graf. „Wenn Du also nicht stehlen wolltest, was war denn Dein Gelüsten, als Du um die Mauern der Burg schlichest?"

„Will's Dir sagen. Ich habe eine Braut, Graf Rudolf; ein armes, aber braves Mädchen. Ich will sie heirathen, habe zu Hause Alles zu ihrem Empfange hergerichtet und komme zum Vater, sie abzuholen; da erfahre ich, daß sie bei Dir zur Frohnde geht, um des Vaters Schuld abzubezahlen. Telse Krey heißt das Mägdlein, Graf Rudolf!"

„Eure Braut ist nun daheim, Bursch!" rief die Gräfin. „Sie ist der Zuchtruthe entlaufen, die ihr gebührte, und wird auf Euch harren voll Ungeduld. Sie hat auch ihre Ausstattung bei sich."

„Ich weiß, worin diese Ausstattung besteht. Hört Ihr, Frau Gräfin, ich weiß es, und doch seht Ihr mein Auge thränenlos. Aber es wird ein Tag der Abrechnung kommen und dann werdet Ihr vergebens Ströme von Thränen weinen, um die Spuren dieser Rechnung zu vertilgen."

„Verwegner!" rief die Gräfin, von Zorn entflammt, einen Schritt vortretend.

„Bezwingt Euch, Herrin!" fiel der Graf ein, die Hand auf ihren Arm legend. „Ihr demüthigt Euch, wenn Ihr auch nur ein Wort mit diesem prahlenden Wichte wechselt. Ich werde jetzt auf meine Weise zu ihm reden und Eure Genugthuung soll nicht ausbleiben. — Antworte jetzt, wer bist Du?"

„Reimer Dulk heiße ich und bin ein Sohn Marten

Dulks, dessen freies Gehöft am Elbstrom im Karspel*) von Brunsbüttel liegt. Mein Vater steht im ganzen Lande im hohen Ansehen und gehört mit zu dem hohen Rathe der Achtundvierziger. Das ist Alles, was ich von mir zu sagen weiß, und ich denke, es reicht hin, Euch zu zeigen, daß ich ein unbescholtener Mann bin."

„Und Du bist, unbeschadet Deines Reichthums an Acker und Vieh ein Sohn der Freiheit?"

„Lieber frei im Webbesrock**), als Knecht in Seide. Die Freiheit ist meine Amme gewesen."

„So lasse Dir's lieb sein, daß sie es nicht noch ist, denn Du müßtest Dich sogleich von ihr trennen."

„Du willst mich einsperren. Dadurch wird ein freier Mann nicht zum Sclaven. Verfährst Du gegen mich ohne Urtheil und Recht, fällt der Schimpf auf Dich zurück."

Der Graf biß sich vor Wuth in die Lippen: „Ich werde diesen Schimpf zu tragen wissen. Du aber siehe zu, daß Du das Joch, welches ich auf Deinen Nacken wälzen will, mit kaltem Blute trägst."

„Was meinst Du damit, Graf Rudolf?"

„Hast Du in Deinem Stolze als Sohn der freien Marsch, es wohl über Dich gewinnen können, zu sehen, wie der Geestbauer es macht, wenn er seine Ochsen vor den Pflug spannen will?"

„Oft habe ich das gesehen. Was soll ich damit?"

„So wollen wir es mit Dir machen, Du ungebändigter Stier. Wenn das Joch auf Deinem Nacken liegt, wenn Du mit den starken Strängen an die Karre gespannt bist, und die Peitsche des Voigts Dir um die Ohren schwirrt, so denke ich, Dein Eigendünkel wird sich legen."

„Graf!" rief der junge Bauer, und seine Stirnader schwoll. Aber nur dies eine Wort vermochte er hervor

*) Kirchensprengel.
**) Wollengewebe.

zu bringen. Die Zunge versagte ihm den Dienst. Er suchte seine Arme zu befreien, aber die Stricke, womit sie ihm auf dem Rücken zusammengeschnürt wurden, waren zu stark, sie widerstanden jeder Anstrengung.

„Verderbt Eure Armbänder nicht, mein schmucker Gesell," sprach die Gräfin höhnend. „Bringt sie ungeschädigt zu Euerm Bräutlein fein, damit sie sich freue zu der neuen Herrlichkeit. Wenn Ihr das Kleinod, womit man Euern Arm schmückte, in Ehren haltet, könnt Ihr auf ein ähnliches Geschenk für Euern Hals rechnen."

„Ich habe nichts mit Dir zu schaffen, Weib!" rief zähneknirschend der Bauer. „Ob Ihr mich hier martert und quält, mich schiert's nicht weiter, aber ehe ich den letzten Athemzug thue, will ich Euch meine Meinung sagen. Pfui über Dich, herzloses Weib, die so grausam eine arme, unschuldige Magd für ihre Lebenszeit verderbte. Pfui über Dich und Dein Wappen, das ich anspeie....."

Aber bei diesem Worte verstummte Reimer Dulk, denn die Faust des Grafen traf seine Stirn so gewaltig, daß er taumelte und lautlos hinten überschlug. Die Knechte sprangen herzu und hielten den Sturz auf, sonst möchte er den Kopf auf dem steinernen Estrich*) zerschellt haben.

„Hinaus mit ihm, Voigt!" kreischte der Graf in höchster Wuth. „Ich will diesen Hund so lange quälen, bis er mit Wunden bedeckt, auf Händen und Füßen zum Thore hinauskriecht! Hinaus mit ihm! Und Ihr seid mit Euerm Kopfe verantwortlich, Voigt, daß die Strafe so vollzogen wird, wie ich es angeordnet habe."

Der Voigt verneigte sich zitternd und die Knechte schleppten den Burschen aus dem Gemache. Dieser aber merkte nichts von dem, was mit ihm vorging, denn er war noch ganz betäubt von dem gewaltigen Faustschlage des Grafen.

*) Fußboden.

Fünftes Kapitel.

Das vollstreckte Urtheil.

Der Westwind hatte am frühen Morgen die Wolken zusammengejagt und ein leichtes Schneetreiben verursacht. Jetzt war der Himmel tiefblau und die Sonne lachte winterlichklar auf den Schloßhof herab, wo die ganze Insassenschaft versammelt war.

Der Pförtner lehnte nachlässig an der Thür seiner Behausung und sagte gähnend zum Rüdenwärter*):

„Laßt mich mit Euerm Schnack ungeschoren. Riegel auf! Riegel zu! das ist mein Geschäft und nebenbei die Peitsche zu schwingen, wenn's etwas zu prügeln giebt; das habt Ihr, dickes Fell auch schon zur Genüge erfahren. Sonst aber laßt mich mit allem Andern ungeschoren; ich habe nichts damit zu schaffen."

„Habt Ihr nicht? Gelt, Ihr seid ein närrischer Kauz. Was für Kurzweil soll man denn für Euch ersinnen, wenn ein Wettrennen, wie es der gnädigste Graf heute für seine Gäste veranstaltet, Euch nicht lustig stimmt? Seht nur die gestrengen Herren, die so eben die Wendeltreppe herunter kommen. Reiben sich vergnüglich die Hände. Der Wildmeister trompetet auf seinem Instrumente herum, als spiele er zum Tanze auf, und sogar seine Hochwürden schreitet dort im Sonnenschein wohlgemuth auf und ab."

„Das kommt daher, weil all dies Volk, das dem Teufel nichts werth ist — den Herrn Pater ausgenommen — von der Kurzweil nur Kurzweil hat," brummte der Alte, „während ich mich mit Angeln, Schlössern und Riegeln plagen muß, um die schweren Thorflügel auseinander zu klappen."

„Und ich rathe Euch, reißt sie heute recht weit auf, damit Jedermann freien Raum kriegt. Ich bitte Euch, seht her, wie meine Rüden die Zähne fletschen, und sie

*) Hundewärter.

sind doch noch an der Leine. Wenn Ihr Euch widerspenstig zeigt, schnappen sie nach Euren Waden. Da seht Euch vor!"

Vom Muthwillen gestachelt, ließ der Rüdenwärter die Leine locker, so daß die Bestien mit lautem Bellen einen Schritt weiter vorsprangen. In diesem Augenblicke lief der Narr hinzu und schlug mit seiner Kolbe dazwischen:

„Still! Wer heißt Dich, Unkraut säen unter Weizen? Laß das Teufelswerk Dem, dem es gebührt."

„Wem gebührt's denn, Narr? Dir vielleicht?"

„Einfalt! Die Narrheit ist nur dazu da, sich über den Teufel und seine dummen Streiche lustig zu machen. Und für seinen Stellvertreter hat er gesorgt, er wandelt dort langsam auf und ab, und läßt sich dabei von der lieben Gottessonne bescheinen."

Der Rüdenwärter sah verwundert auf, der Pförtner aber schlug erschreckt die Hände zusammen: „Er lästert schon wieder, der Unband! Er lästert schon wieder! Giebt's denn keinen Christen-Menschen, der ihm sein leidiges Schandmaul stopft?"

Der Narr sah sie wechselsweise an: „Kommt Euch nichts in den Sinn, wenn Ihr Seine Würden da so bedächtig auf und abschreiten seht? Er hat einen schneeweißen Rock an, und tritt mit den Füßen auf den frischgefallenen Schnee. Aber wenn er den Fuß hebt, schleudert er den Schnee beiseite, und es bleibt eine schwarze Spur zurück. Hoch aufrecht wandelt eine weiße Gestalt, aber neben ihr am Erdboden huscht der schwarze Schatten hin. Wenn das keine Teufelei ist, so will ich mein Lebstage keinen Tropfen Meth mehr trinken. Nun denkt, was Ihr wollt, aber macht den gestrengen Herren Platz, die ihren Weg hierher nehmen."

Die Drei traten beiseite, denn Arm in Arm kamen die Herren von Miltenberg und Windbergen daher geschlendert. Letzterer ernst und schweigsam wie immer, Ersterer aber fröhlich und geschwätzig, mit leuchtendem,

hochrothem Gesicht, die Rechte unwillkührlich bewegend, als gälte es, einen tüchtigen Pasch zu werfen.

„Könnt Ihr denn keinen Augenblick Frieden halten, Ihr Ungethüm?“ sagte grollend der Geizhals. „Juckts Euch schon wieder in den Fingern? Es ist gotteslästerlich, nach den Würfeln zu haschen, wenn kaum die Sonne über die Bäume wegschaut! Aber nur, um Euch vom Arm los zu werden: was habt Ihr denn noch zu verspielen?“

„Ihr kennt meinen Braunen? Kapitales Thier! Nur etwas mager auf den Rippen, denn er hat lange kein Hartkorn gesehen. Setzt Ihr ein Faß Meth dagegen?“

Ritter Gotthold schüttelte mit dem Kopf.

„Könnt Ihr Euch nicht entschließen? Bitte Euch, besinnt Euch eines Bessern, könnte Euch sonst, wenn Ihr bei der Heimkehr in Miltenberg vorsprecht, nichts als einen Trunk Wasser vorsetzen. Kommt, es ist schnell abgethan. Dort hinter dem Mauervorsprung ist ein Plätzchen, wo uns Niemand sieht. Ha! ha! der Eigensinn giebt nach und der Simms da ist eben breit genug, uns zum Tische zu dienen. Nun her die Würfel, ich lege aus! Frisch an's Werk! Vier Augen! Alle Teufel, es scheint nicht, daß mir Euer Meth zu Kopfe steigen soll.“

„Wollen sehen. Elf Augen! Da habt Ihr Eure Würfel wieder. Bedauere nur, daß Ihr durstig heimkehren müßt, und obenein zu Fuße. Seht mich nicht so grimmig an, Junkherr von Miltenberg. Den Gaul könnt Ihr zur Noth entbehren, und werdet nun wohl zu der Ueberzeugung kommen, daß Ihr einen neuen Lebenswandel beginnen müßt.“

„Das böse Zeug an Euern Hals, Ihr Nimmersatt!“ rief der Miltenberger. „Wir sind noch nicht so weit, als Ihr denkt. Den Gaul habt Ihr, aber Sattel und Zaum habe ich mir vorbehalten. Das giebt einen neuen Wurf.“

„Ohne Vorbehalt, Ihr Zänker, ohne Vorbehalt. Der Gaul gehört mir von der Mähne bis zur Hufe,

und ich habe mir damit einen neuen Fresser aufgeladen. Aber was giebt's da? Der Wildmeister trompetet so hastig, daß ihm der Athem ausgehen muß. Ich denke mir, die versprochene Kurzweil soll nun beginnen."

„Wetten wir, sie beginnt nicht?" rief Kasper von Miltenberg, seinen Freund fast gewaltsam am Arm zurückhaltend."

„Ihr habt nichts mehr zu verwetten," entgegnete Gotthold von Windbergen stolz und trat auf den freien Raum des Burghofes hinaus.

Lautes Geschrei, Jubeln und Hohnlachen tönte von allen Seiten, denn mitten auf dem Burghofe erschien, von den Rüden gehetzt, der junge Bauer Reimer Dulk, die Hände, wie vorher auf dem Rücken zusammengeschnürt, ein großes hölzernes Joch über den Nacken geworfen, wie es der Ochse trägt, wenn er in den Pflug gespannt wird, einen Schlitten nach sich schleppend, auf welchem, um den Schimpf vollkommen zu machen, ein todter Hund, eine todte Katze und anderes verendetes Gethier lagen.

Der Graf und die Gräfin waren auf den Söller getreten und Ersterer rief mit lauter Stimme:

„Nun, mein stolzer Freiherr, wie bekommt Euch das Rennen? Frisch, Voigt! der Gaul ist zu übermüthig, Ihr müßt ihn besser zusammennehmen. Laßt ihn noch einmal den Hof auf- und abrennen und im Trabe! Hört Ihr? Ist er stätisch, so schont die Peitsche nicht. Widerspenstig Vieh will gezüchtigt sein. Wie gefällt Euer Gnaden diese Kurzweil?"

„Sie wird meinen Beifall haben, wenn Ihr damit sagen wollt: So wie Diesen, will ich die übermüthigen Marschen beugen, soweit sie in die Westsee hineingehen. Sonst wäre es ein unnütz Spielwerk."

Während dessen hatte der Voigt, dem Befehl des Grafen gemäß, den Bauer unter dem Hohne der Knechte und Buben im Kreise umhergejagt und hielt jetzt mit Diesem unter dem Söller keuchend an.

Auf's Neue hob der Graf die Hand, um den Befehl zu einer ferneren Runde zu ertheilen, da erklangen die Saiten der Laute in seiner Nähe und die Stimme des Singemeisters ließ sich in bittenden Tönen vernehmen:

„Wer milde und barmherzig ist,
Dem will der Herr zu jeder Frist
Ein liebevoller Vater sein,
Und senden ihm den Engel sein."

„Meinst Du?" entgegnete der Graf, den Singemeister, der hinter ihm stand, mit einem flüchtigen Blicke streifend. Sei's um Deinetwillen. Weiß nicht, wie's kommt, aber ich vermag dem Tone nicht zu widerstehen und Du wirst wohl thun, mein Bursche, Dich bald wieder auf die Wanderung zu begeben." — Und über das Geländer gebeugt, rief er in den Hof hinab:

„Laßt nun von ihm ab, Voigt, es mag genug sein und wir schenken ihm gnädig das Uebrige. Sage Dir, mein Bursche, Du wirst meine Macht erkannt haben und Dein Uebermuth wird gebrochen sein. Geh jetzt hinab zu den Deinen und wenn Du das Herz hast, rege sie auf zu neuem Trotze! Ich bin bereit, Euch zu empfangen. Damit sie aber sehen, wie Du an meinem Hofe geehrt worden bist, so soll man Dich nicht von dem Schlitten lösen, sondern Du sollst ihn ziehen bis an das Hofthor Deiner Gesippe,*) damit sie ihre Herzensfreude daran haben. Und nun sperrt das Burgthor weit auf und laßt ihn hindurch. Fort mit dem schmutzigen Bauer aus dem Grafenschlosse."

Reimer Dulk war bei dem ersten Worte des Grafen zusammengefahren. Er vermochte nicht sein Auge zu erheben; die Gluth der Schaam brannte auf seinen Wangen. Als nun aber Graf Rudolf endete, richtete sich der Bauer hoch auf. Er gab keinen Laut von sich, aber der Schaum stand ihm vor dem Munde und der Gluth-

*) Verwandte. Angehörige.

strahl seines Auges traf den Grafen so durchdringend, daß dieser das seinige zu Boden schlug und die Gräfin schweigend den Söller verließ.

Der Voigt schwang seine Peitsche und ließ sie durch die Luft schwirren, der Rüdenwärter ließ die Leine fahren und riß sie dann mit einem gewaltigen Ruck zurück, so daß die Bestien hoch aufbäumten und ein wüthendes Geheul ausstießen, der Wildmeister trompetete noch lauter als vorher und die Knechte und Buben mehrten den Lärmen durch rohes, wüstes Geschrei. Reimer Dulk aber, als der Graf, sammt seiner Gemahlin verschwunden war, warf einen herausfordernden Blick im Kreise umher und rannte dann mit fliegender Eile durch das offne Thor, dem nahen Gehölze zu, unter dessen dunklen Gezweig er alsobald verschwand.

Je lauter das Lärmen und Toben vor der Burg gewesen war, um so schweigsamer wurde es, nachdem der Bauer sammt seinem Schlitten verschwunden war und Alle zogen sich in das Innere zurück, so daß es kaum von einem Andern als vom Pförtner bemerkt wurde, als der junge Singemeister durch das Burgthor schritt und die Richtung nach dem Walde einschlug. Brummend sah der alte Griesgram ihm nach und sagte giftig:

„Wenn er auch nur einen Tritt vom Thor entfernt ist, sobald das Ave*) eingeläutet wird, soll er mir draußen bleiben! Es wird frisch zur Nacht und der Nordost hat schon manches Maul zum Schweigen gebracht."

Und schon zog die Dämmerung mächtig herauf, aber der Sänger war nicht heimgekehrt, sondern ging noch tiefer in den Wald hinein, den er mit scheuer Hast betreten hatte. Sobald jenes herzzerreißende Schauspiel vorüber war und er sich unbeachtet sah, rüstete er sich in'sgeheim zu seinem Gange und verließ die Burg mit schnellen Schritten. Die Jugend neigt sich ihres Gleichen am leichtesten zu. Darum hatte er Partei genommen für

*) Ave Maria. Gebet an die Jungfrau Maria.

den Bauer, als er ihn nur flüchtig gesehen und vernommen hatte, welche Schmach ihm geschehen war. Umsonst hatte er sich zu seinem Gunsten verwendet, umsonst hatte er versucht, ihn von der drohenden Schmach zu befreien, jetzt wollte er seiner Spur folgen und ihm Trost bringen in dem Elend, das über ihn hereingebrochen war. Oft hielt er auf seiner mühsamen Wanderung inne, von der falschen Hoffnung getäuscht, die Fährte gefunden zu haben, dann aber faltete er inbrünstig die Hände, rief Gott um Beistand an in der Noth und wanderte unverdrossen weiter.

Und ein guter Engel förderte seine Schritte. Bald vor- bald seitwärts gegangen, nach allen Richtungen hin spähend und lauschend, verzweifelte er endlich am Gelingen und wandte sich traurig zur Heimkehr, als er aus einer Höhlung, die dort gebildet war, wo das Geestland an einer Stelle sich senkrecht in die Marsch hinabsenkte, ein tiefes Stöhnen vernahm. Er eilte herbei und gewahrte Reimer Dulk am Boden liegend. Der Schlitten, an welchen er gespannt war, lag über ihm. Das stachlichte Joch drückte den Nacken. Umsonst versuchte er die Stricke zu zerreißen, womit seine Arme gefesselt waren und mit dumpfem Grollen verwünschte er sein unseliges Geschick.

Der Jüngling beugte sich zu dem Unglücklichen nieder, rief ihm einige Trostesworte zu und machte sich alsobald an's Werk. Nur mit größter Anstrengung gelang es ihm, mit den erstarrten Fingern, die nur gewöhnt waren, das leichte Saitenspiel zu rühren, die hartgefrornen Stränge von dem Schlitten zu lösen und diesen seitwärts zu wälzen. Aber endlich war es gelungen; er nahm das entehrende Joch von den Schultern des Bauern, durchschnitt die Bande, die seine Arme gefesselt hielten, und richtete ihn mühsam vom Boden auf.

Reimer Dulk schaute mit irren Blicken um sich. Das Unglück, das ihn so plötzlich und so schwer getroffen, hatte seinen klaren Sinn geschwächt und er vermochte

nicht, die Ereignisse mit einem Male zu überschauen. Er sah nur den Sänger mit unstäten Augen an, und rieb sich die Stirn, als wollte er sich auf etwas besinnen.

„Strengt Euch nicht vergeblich an, Freund, jenes unselige Ereigniß in Euer Gedächtniß zurückzurufen. Seid vielmehr bemüht, das Alles zu vergessen, so weit es irgend möglich ist. Vor Allem nehmt diesen Trunk, den ich für Euch gespart. Es ist ein kräftiger, feuriger Wein und wird Euerm erstarrten Körper heilsam sein. Geduld, Freund! Ihr vermögt mit Euern zitternden Händen das Gefäß nicht zu halten und verschüttet die kostbaren Tropfen. Ich will Euch beistehen."

Und mit großer Sorgsamkeit führte er die Flasche zum Munde des Jünglings, der die gebotene Labung in langen Zügen einschlürfte.

Wie Feuer rollte der Wein durch seine Adern. Eine milde Gluth durchströmte seinen Körper und die entschwundene Kraft kehrte allmählich wieder. Er streckte und dehnte sich, und warf die Arme in die Höhe, er fuhr mit der Hand über die Stirn und als Alles, was an diesem verhängnißvollen Tage mit ihm geschehen war, nach und nach vor ihm auftauchte, rollten seine Augen wild im Kopfe und er stampfte mit dem Fuße den hartgefrornen Boden.

„Zähmt Euch, ich bitte Euch, um Eurer selbst willen!" bat der Sänger. „Ihr seid frei und ich danke Gott, der mir dies Werk hat gelingen lassen. O, laßt Eure Verwünschungen ruhen; sie sind machtlos und der, dem sie gelten, sitzt in seiner sichern Burg von seinen Knechten bewacht und spottet dieser Ohnmacht."

„Er soll zittern! Ich will ihn würgen!"

„Du wirst es nicht. Gott der Herr spricht: Die Rache ist mein! Ich will vergelten, Jedem nach seinem Thun."

„Was sprichst Du, Thor? Willst mich abhalten? Mich? der aus der Zahl der Menschen gestrichen und zum Vieh geworden ist, das die Aeser von dem Hofe

karren muß? Verflucht sei er und Du mit ihm und ich will Dich würgen, wie ihn."

„Thue es, Unglücklicher, wenn Du Deine Hand an einen Schuldlosen zu legen vermagst, der Dir Dein Leben erhalten hat."

„Ich danke Dir es nicht. Es ist ein Leben voll Schande und Elend. Der Teufel ist in mir fortan und ihm will ich zu eigen sein, wenn er mir beistehen will."

„Wehe über Euch, daß Ihr so gräßliche Gedanken hegt. Kommt, gebt nur einmal meinen Bitten nach und setzt Euch wenige Augenblicke ruhig auf diesen Baumstumpf. Ich will suchen, diesen bösen Geist zu bannen, der Euch beherrscht."

Halb gezwungen ließ Reimer Dulk sich nieder und der Singemeister faßte sein Saitenspiel, das er dem Grafen verdankte, der ihm so Ersatz für die zertrümmerte Laute gegeben. Zugleich begann er mit voller Stimme eine fromme, herzergreifende Weise zu singen, die er mit lieblichen Accorden begleitete.

Anfangs schien der Sang den Bauer wenig zu berühren, aber allmählich drangen die Töne an sein Herz; die wilde Wuth schwand aus seinen Zügen, eine tiefe Wehmuth malte sich auf seinem Gesichte und ein glühender Thränenstrom stürzte aus seinen Augen.

Der Sänger griff einen vollen, weitklingenden Accord und sang mit erhobener Stimme:

„Die Thrän' ist eine heil'ge Saat,
Die Gott der Herr beschieden hat;
Sie wird dereinst in Himmelshöhn,
Als Perlenkrone auferstehn."

Reimer Dulk erhob sich: „Es ist gut. Ich danke Euch und damit Gott befohlen. Ich weiß Alles, was gewesen ist und begreife, was kommen muß, darum verspreche ich Euch beim Scheiden: Ich will nicht Hand an mich legen, wie ich vorhin willens war. Ich will die Schande schon auf andere Art von mir abwaschen. Ich bleibe am Leben, sage ich Euch."

„Dank Euch dafür, Reimer Dulk. Aber scheiden wollen wir jetzt noch nicht."

„Wollt Ihr denn hier im Walde bleiben, wo Wölfe und Bären hausen?"

„Will's. Ihr werdet mich schützen vor dem Wolf und dem Bär, ich schütze Euch vor der noch grimmigeren Bestie, die nach Eurer Seele strebt, und will diese retten. Seht mich so finster an, als Ihr wollt; Ihr werdet mich nimmer los. Von dem ersten Augenblicke an, da ich Euch sah, flog Euch mein Herz zu und es ist unwandelbar bei Euch geblieben. Ich kann es nicht sagen, was es ist, das mich zu Euch hinzieht, aber es ist nun einmal so, daß ich Euch lieb haben muß. Darin sehe ich Gottes Finger und wenn Der es so fügt, werden wir es wohl nicht ändern."

Reimer Dulk sah den Singemeister mit einer Mischung von Ernst und Freundlichkeit an:

„Ihr seid der seltsamste Bube, der mir vorgekommen ist. Lauft aus dem reichen Grafenschlosse fort, um mit einem Bauern zu wandern, den die Peitsche ehrlos gemacht hat."

„Ich habe im Grafenschlosse nichts gelassen, wonach mein Herz sich zurück sehnt. Das Gastrecht habe ich dort begehrt, und was ich empfing, habe ich mit meinen Liedlein bezahlt. Graf Rudolf und ich sind quitt. Du aber bist meines Alters, und ich fühle es, auch meines Gemüthes. Einen solchen Gefährten habe ich noch nicht gehabt mein Lebelang, und darum müssen wir selbander pilgern. Komm, Reimer Dulk, sei Du mein Bruder und Beistand, wie ich der Deinige sein will in Leid und Trübsal. Du bist aus den Marschen, die da vor uns liegen. Ich habe mich lange darnach gesehnt, das geheimnißvolle Land zu sehen, was aus der Tiefe des Meeres empor gestiegen ist, und das, wenn es eine Weile im Sonnenschein geleuchtet hat, von den Wellen wieder hinabgesenkt wird, damit es dort unten auf's Neue im Perlenschmucke glühe. O, ich weiß viele seltsame Geschichten von diesen Dingen, und habe lieb-

liche Weisen dazu ersonnen. Komm, Bruder, laß mich mit Dir hinabgehen zu dem geheimnißvollen Strand der Westsee."

„Gut. Wenn Dir der Bauer genügt, sollst Du ihn zum Genossen haben. Rauh ist die Hand, die ich Dir biete, aber treu. Komm mit mir. Und wenn Du jemals siehst, daß ich dem Gelübde untreu werde, das ich im Tiefinnersten meines Herzens gethan, und das ich hiermit wiederhole, so magst Du mich einen Schurken heißen, ich habe es verdient, und will dann ferner keine Gemeinschaft haben mit redlichen Leuten, die mich fliehen sollen, wie die schwarze Pest."

„Sprich Dein Gelübde aus. Ich will es wahren und Dich warnen und mahnen."

„Rache will ich, Rache. Aber nicht für mich allein, sondern für Alle, die durch jenen Frevel in mir beleidigt sind. Meinst Du, mich schmerzten die Stacheln des Joches, das meinen Nacken krümmte? Oder die Striemen, die ihre Peitschen mir geschlagen? Zehnfach ärgere Qualen wollte ich aushalten, und doch nicht den leisesten Schmerzruf laut werden lassen. Aber das Bewußtsein, wie ein Vieh behandelt gewesen zu sein — — Genug! Die Thräne, die in mein Auge tritt, brennt, als ob es höllisches Feuer wäre. Komm, Knabe, wir müssen eilen."

„Ich folge Dir."

„Noch habe ich einen wichtigen Gang. Ehe ich mein Werk beginne, will ich mich von allen irdischen Verpflichtungen lösen. Verstehst Du? Ich will nichts mehr mit der Welt zu thun haben. Mit Allen will ich Abrechnung halten, mit Allen, und sollte mir das Herz verbluten. Sage mir, Knabe, weißt Du, was Liebe ist?"

Der Sänger antwortete nicht, aber seine Finger glitten leise über die Saiten seiner Laute hin, daß es klang wie ein Engels-Harfenton.

„Du sprichst nicht? Nun, es kann wohl sein, daß man es nicht vermag. Habe ich es doch auch nicht über die Lippen zu bringen vermocht, und es mächtig zurück-

gedrängt, wenn mir's die Brust zersprengen wollte. Aber der Baum schlägt rasch Wurzeln und treibt eine schöne Blätterkrone. Die muß ich jetzt fällen, und Du sollst's mit ansehen."

„Was willst Du thun?"

„Einen kurzen Abschied nehmen, für immer. Noch einmal freundlich in ein freundliches Auge sehn und dann...."

Er schwieg, und ballte ingrimmig die Faust.

„Fasse Dich, Freund. Ich glaube Dich zu verstehen, aber Dein Beginnen ist sündlich. Was der Herr zusammenfügte, das soll der Mensch nicht trennen."

„Schweig. Soll ich meine Liebe nicht höher achten, als alles Gut der Welt? Das Mädchen mag thun, was sie will, und sich meinetwegen vor Gram die Augen aus dem Kopfe weinen. Es ist nur ein Punkt mehr in der Rechnung. Aber ich halte sie für zu gut, als daß ich sie für immer an diesen Leib ketten will, der von einem Knecht gepeitscht und in den Karren gespannt worden ist. Heraus muß sie aus dem Herzen, und allein muß sie bleiben fortan, in Thränen und Jammer, wenn sie es nicht vermag, mich zu vergessen. Das will ich ihr selbst sagen. Und nun weiter, ohne Rast. Der Weg ist weit."

Sechstes Kapitel.

Kommen und Scheiden.

Da lag eine Hütte auf der Geest, mitten im Gehölz, die war so baufällig, daß sie dem Einfluß des Unwetters nicht widerstand. Der Wind pfiff durch hundert Ritzen und löschte das Feuer auf dem Heerde. Der Regen schlug durch das mürbe Rohrdach und trieb die ermüdeten Bewohner von ihrem ärmlichen Strohlager.

Rund um die Hütte war eine Lichtung. Darauf baute der Eigner derselben Korn und andere Früchte, und fristete mit dem Ertrage sein und der Seinigen Leben. Es war zwar kümmerlich, und er mußte noch einen Zehnten davon abgeben an den gestrengen Grafen; aber es grünte und blühte doch um ihn her, und wenn er die Garben nicken sah, und die Waldbäume ernst dazu rauschten, flog ein Lächeln über sein Gesicht, und er vergaß des Kummers.

Aber jetzt war Alles verschneit und zeigte nur eine trostlose Winteröde. Trübselig war es draußen, wie zwischen jenen Lehmwänden, die kaum der Gewalt des heranbrausenden Wettersturms widerstanden.

Die Hütte war eingerichtet, wie alle Gebäude im alten Ditmarschen, und wie sich selbst jetzt noch ein großer Theil auf der dortigen Geest vorfindet. Wer durch die Hofthüre hineinging, der kam auf die Diehle *) mit dem hartgeschlagenen Lehmboden, und zu beiden Seiten liefen die Verschläge hin, in welchen das Vieh hauste. Am Ende derselben erhob sich ein steinerner Heerd mit dem eisernen Bogen, woran der Kessel über das Feuer gehangen wurde. Weil kein Rauchfang üblich war, so zog der Rauch ungehindert durch das ganze Gebäude hin und suchte sich einen Ausweg, wo er ihn fand. Seitwärts vom Heerde lag rechts die Vorrathskammer, links aber die Döns**), an deren einer Wand ein schwerer Eichentisch stand, und diesem gegenüber in einem Verschlage die Lagerstätten sich befanden. So einfach war die Wohnung des kleinen Geestmannes überhaupt beschaffen, aber noch um Vieles ärmlicher ist der Anblick der Döns in der Hütte auf der Lichtung, die ein mattbrennender Kiehnspahn nur nothdürftig erhellt. In dem Verschlage befindet sich, statt des hochaufgemachten Bettes, dem Stolze einer alten Ditmarscherin, nur ein Haufen zerknittertes

*) Eigentlich Dehl; großer Flur.
**) Das Wohngemach.

Stroh, und auf demselben die abgemagerte Gestalt eines Kranken, der sich zitternd unter einer zerfetzten Wolldecke krümmt.

Der Kiehnspahn flackert auf und ein heller Schein fliegt über das bleiche, eingefallene Gesicht des Leidenden, der flehend seine Hände faltet:

„Erbarme Dich mein, o Herre Gott in Gnaden, und erlöse mich von meiner Trübsal."

„Amen!" antwortete eine tonlose Stimme.

Der Kranke horchte auf: „Amen, das werde wahr. Hast Du Amen gesagt, Tochter?"

„Ich habe. Vater, Du stirbst. Sei Gott gepriesen, der Dich von Deinem Leide erlöset. Ich bleibe hier allein, ganz allein."

„Nicht allein, Kind, nicht allein. Du hast einen wackern Freiersmann."

„Er wird mich nicht wollen, seit ich von dem stolzen Edelweibe so verschimpft und geschändet bin. Fluch ihr! Und wenn er so gut wäre, daran nicht zu denken, wenn er's nicht sehen wollte, wie das Fleisch meiner Hände gebraten ist von dem brennenden Flachs, so weise ich ihn ab. Ich will nicht, daß er sich mit solchem Krüppel verheirathen soll, mit dem der Unfriede zugleich in das neue Haus ziehen muß."

„Was sind das für Gedanken? Telse, mein armes Kind?"

„Das sind Gedanken, wie sie sich für eine rechtschaffene Dirne geziemen, die Liebe für den Jungen hat, der ihr Mann werden soll. Und wenn er diesen Augenblick hier einträte und sagte: Telse Krey, willst mich Morgen zum Mann? ich würde antworten: Nein, Reimer Dulk! Spare Dich Gott gesund und gebe Dir alles Glück der Welt, aber an diese Thür klopfest Du vergebens."

„So bleibst Du ein armes, verlassenes Ding; vater- und mutterlos."

„Er hat mich von einer armen Geestdirne zu einer

reichen Marschfrau machen wollen, dafür brächte ich ihm einen verstümmelten Leib und die üble Nachrede von den Leuten, daß das armselige Weib, das er in's Haus genommen, nicht einmal den Grapen*), den er für sie an's Feuer gerückt, mit ihren Armstumpfen vor dem Ueberlaufen bewahren könne. Nein, Vater! Als mir jene Flammen in's Gesicht schlugen und ich meine Augen schließen mußte, damit sie nicht verlöschten, da wußte ich es, daß sie Alles wegbrannten, was mir auf Erden lieb wäre, und daß ich niemals eine freudige Stunde haben würde."

„Telse, mein armes, unglückliches Kind. Bete für mich! Ich fühl's, meine Stunde ist gekommen."

„Danke Gott, Vater, daß er Dich von Deinen irdischen Leiden erlöst. Stirb ohne Sorgen um mich. Gott wird mir beistehen, der allen Waisen ein Vater ist. Aber der schändliche Graf, der schuld an Deinem Tode ist...."

„Fluche ihm nicht, Kind. Er hat nicht Hand an mich gelegt, Telse."

„Er that's. Hätte er durch seine Frohnknechte nicht den Korn-Zehnten so unbarmherzig eintreiben und mich fortschleppen lassen, damit ich abarbeite, was Du nicht steuern konntest, so hätte ich Dich pflegen und Dir beistehen können."

„Aber Du hättest doch den fliehenden Athem nicht aufgehalten. Lege Deine Hand auf meine Stirn, Kind und trockne den Schweiß... Ach, Gott... In Deine Hände befehle ich meinen Geist. Bete, Kind! Bete! Der Herr.... ruft."

„Vater! Lebe wohl! Gott ist mit Dir und mir! Vater, hörst Du? Ich will brav bleiben und gut... Er hört nicht mehr! Die Hand ist starr und kalt. Er ist hinüber."

---

*) Großer eiserner Kochtopf mit drei Füßen.

Und mit heißen Thränen warf sich die unglückliche Waise über den Leichnam und regte sich nicht.

Der Wind, welcher pfeifend durch die Hütte flog, schwieg in diesem Augenblick, aber unter der Schwelle zirpte das Heimchen und über das Dach hinweg rauschte eine Eule mit unheimlichem Flügelschlag.

Es sah fast aus, als lägen zwei Todte auf dem Stroh am Boden.

Die Nacht zog vorüber und bereits dämmerte der Tag über die Wipfel der Bäume in die Lichtung hinein. Telse war aus der dumpfen Betäubung erwacht und erhob sich langsam. Ihr Auge blickte gleichgültig. Das Unglück lastete mit solcher Schwere auf ihr, daß sie es nicht von der beklommenen Brust abzuwälzen vermochte und sich, dem Automate gleich, fortbewegte. Sie ging, ohne zu wissen, wohin. Sie wollte irgend etwas thun, aber sie wußte nicht, was. Sie öffnete die Thür der Hütte und trat in's Freie. Die kalte Morgenluft wehte sie eisig an. Mit einem schweren Seufzer hob sie das gesenkte Haupt und stieß einen lauten Schrei aus. — Ihr Bräutigam stand vor ihr.

„Was willst Du hier, Reimer Dulk?" fragte sie mit tonloser Stimme.

„Ich will Dich sehen und sprechen. Ist's so unerhört, daß der Bräutigam zu seiner Braut kommt? Oder weißt Du schon, was geschehen ist und verbietest mir die Thür? Hat nicht Noth, mein Täubchen, ich bleibe von selbst weg, wie es dem geschlagenen Hunde geziemt."

Das Mädchen sah ihn groß an: „Ich verstehe Dich nicht. Wenn es aber Spott sein soll, so vergebe Dir ihn Gott, Reimer Dulk, ich habe ihn nicht verdient."

„Spott? Ich, Spott?" rief der Jüngling außer sich. „Spott treibst Du selbst mit einem Zertretenen, der des Edelmanns Karren mit dem todten Aas hat fortschleppen müssen, und der auf seinem Rücken die Striemen trägt, die des Voigts Peitsche ihm geschlagen hat."

„Hilf Gott, Reimer Dulk, was sagst Du?“ rief Telse, im Fieberschauer zitternd. „Sei barmherzig und sprich nicht solche entsetzliche Dinge. Rolle nicht so mit den Augen, Mann! Ich kann es nicht ertragen.“

„Ich spotte nicht, ich lüge nicht; ich sage Dir die Wahrheit, und komme daher, Dir mein Wort zurückzugeben, denn Du sollst Dich nicht mit Einem verbinden, den sie ehrlos gemacht haben.“

„So ist denn Alles hin, und ich kann in meinem Unglück nicht einmal den Trost haben, daß Du glücklich bist. Komm herein und sage mir Alles, was Dir geschehen ist. Drinnen ist auch — ach, Reimer Dulk, ich habe Alles, Alles mit einem Male verloren. Drinnen liegt auf dem letzten Strohhaufen mein Vater! Sei Gott seiner Seele gnädig.“

Sie warf sich, in Thränen aufgelöst, in seine Arme. Ihre Kniee wankten und drohten zusammen zu brechen. Reimer Dulk führte sie in die Hütte. Der junge Singemeister, der, ohne von ihnen bemerkt zu werden, Zeuge ihrer Rede gewesen war, folgte ihnen nach.

Beide sprachen lange ernst mit einander. Telse erhob sich zuerst:

„So sei es denn. Es ist jetzt keine Zeit zur Hochzeit und Kirchfahrt. Wir sind einmal nicht zum Glück bestimmt, und müssen uns darein finden. Aber sollen wir auch nicht zusammen einen eigenen Heerd gründen und uns unseres Lebens freuen, wie andere Geschöpfe Gottes, so wollen wir treu zusammen halten in unserer Rache und das sei nochmals beschworen.“

„Es ist beschworen!“ rief der Jüngling mit lauter Stimme und Gott im Himmel hat diesen Eid gehört.“

„Er hat ihn vernommen, Bruder!“ sprach mit bewegter Seele der Sänger.

„Ah, bist Du da, mein liederreicher Bursche? Dich hatte ich ganz aus den Augen verloren. Armer Junge, Du bist in ein Haus gekommen, das so ärmlich ist, daß Du kein Feuer darin findest, Dich zu wärmen

und kein Brod, um Dich zu sättigen. Das wird Dir noch oft begegnen, wenn Du mich zu Deinem Geleitsmann wählst."

„Sei um mich unbesorgt. Ich bin an Entbehrung gewöhnt, und wärme mich durch das heilige Feuer meiner Kunst. Aber tröste Deine Braut, die so bittere Thränen weint."

Und heftig schluchzend stand Telse abgewendet, denn noch nie hatte das Gefühl der Armuth und Verlassenheit sie mächtiger ergriffen, als in diesem Augenblick, wo sie einen Fremden auf ihrer Schwelle sah, dem sie das heilige Gastrecht versagen mußte, ihn mit Trank und Speise zu erquicken.

„Komm, Dirne, komm und laß das Weinen. Es schickt sich nicht für die Rachegenossin Reimer Dulks, daß sie schreit und flennt, wie ein altes zahnloses Weib. Wir ziehen jetzt unsere Straße und finden Jeder bald eine Herberge, wo man uns reicht, was wir bedürfen."

„Ziehe mit Gott. Wie ich Dir schon gesagt habe: Ich gehe zu meinem Pathen Etheler, der auf Heine-Viert wirthschaftet, das zwischen Schaafstedt und Eggestedt liegt. Dort kannst Du mich jederzeit finden und wenn Du kommst, sollst Du schauen, daß unser Werk gefördert ist."

„Du wirst nicht lange vergeblich warten, bis ich Dir einen Boten sende. Sie haben das Korn ausgesäet, die hochmüthigen Herren auf der Böckelnburg und sollen davon nicht nur den Zehnten, sondern die ganze Aerndte haben. Und nun, Telse, wollen wir den alten Mann begraben."

Mit tiefem Schmerze wandte die Jungfrau sich von dem Geliebten ab und suchte die Geräthschaften hervor, womit Beide seitwärts von der Hütte ein tiefes Loch in die hartgefrorene Erde gruben. Als das Werk vollendet war, gingen sie in die Hütte und knieten betend neben der Leiche nieder. Der Sänger aber trat zu ihnen und sang ein Sterbelied.

Noch eine Stunde, und das traurige Werk war geschehen. Die Sonne stand im Mittage und warf ihr bleiches Licht auf den winterlichen Grabhügel. Telse und ihr Geliebter standen sich gegenüber. Noch ein Händedruck, noch eine Umarmung und Beide trennten sich, um einer freudenlosen, hoffnungsleeren Zukunft entgegen zu gehen.

Siebentes Kapitel.

Die Jugend des Singemeisters.

Es war schon finster, als Reimer Dulk und sein Gefährte, die rüstig von den Höhen des Geestlandes herabgestiegen und über den hartgefrorenen Marschboden weggeschritten waren, einem einzelnen Gehöfte sich näherten, aus welchem ihnen ein helles Licht gastlich entgegen schimmerte.

Beide hielten an.

„Wir wollen unsere Tagefahrt enden," sprach der Bauer zu seinem Gefährten. „Ich habe den Richtweg verfehlt und wir werden des Vaters Haus nicht vor Mitternacht erreichen. So lange hältst Du das Wandern nicht aus, Bruder und auch ich möchte eine Stunde meine Glieder strecken. Wir sind hier in dem eigentlichen Ditmarschen und jede Thür steht uns offen. Laß uns getrost in jenes Haus treten."

Dem Sänger war diese Aufforderung hoch willkommen. Seine Kniee versagten ihm fast den Dienst, und nur Schaam hatte ihn abgehalten, schon früher eine kurze Rast zu begehren. Hastig eilte er seinem Gefährten einige Schritte vor, und stand dann plötzlich erschreckt still:

„Um Gott! Was ist das?"

„Das ist die Westsee!“ rief Reimer Dulk wohlgemuth. „Lange habe ich diesen Klang nicht gehört, bei dem mein Herz höher klopft. So macht's die Alte oft in den langen Winternächten. Damit wir nicht allzu fest schlafen sollen, klopft sie von Zeit zu Zeit an unsern Strand und warnt uns: Ditmarscher, schlafe nicht! Nun, alte Mutter, hier wacht Einer, der wohl nichts mehr für sich selbst hofft, aber Dir rasch genug zur Hand sein wird, wenn Du ihn brauchen kannst.“

„Wie dumpf, wie grauenvoll und doch wie prächtig und erhaben tönt dies Brausen der Wogen zu uns herüber!“ sprach der Sänger vor sich hin.

„Ja, die Singeweisen unserer Altmutter klingen mitunter absonderlich und die Gesangskundigen im heiligen römischen Reich hätten eine Weile darüber zu grübeln. Horch! Hörst Du dies Krachen und Berſten?“

„Es ist, als würde die Erde bis in ihre Grundfesten erschüttert und der Boden unter mir zittere.“

„Die See schüttelt sich im Zorn und wirft einen Eisberg, den sie auf ihren Wellen schaukelt, mit aller Gewalt auf den Strand, daß er in hunderttausend Splitter weit in's Land hineinfliegt. Ist nicht zu spaßen mit der alten Here, mein lieber Singemeister, sie hat in ihrer Wuth Manchen kalt gemacht, dessen Gebeine keines Menschen Auge wiedergesehen hat. Aber nun laß uns zum Feuer.“

Willig öffnete sich den Wanderern die Thür, und die rüstige Hausfrau führte ihre Gäste ein.

„Sitzt nieder und wärmt Euch. Es hat wohl schwer gehalten in der Kälte? Das junge Herrlein da ist ganz erschöpft. Mit Euch, Landsmann, gehts schon besser. Wer das Springen über die Lannern und Wettern *) hier unten nicht gewohnt ist, dem machts einen sauern Tag.

---

*) Gräben und Kanäle, die das Marschland durchschneiden, und die sich sammelnden Wasser abführen.

Hier ist die Kanne! Trinkt und laßts Euch wohl sein; Ihr sollt gleich zu essen kriegen."

„Dank Euch, Frau, und Du, Bruder Singemeister, trinke unserer Wirthin zu, zum Dank für die alte Gastfreiheit Ditmarschens. Bei wem herbergen wir, wenn's beliebt?"

„Ihr seid hier auf dem Gehöfte von Jarrens Dülf, und ich bin eine Dethlefs Tochter aus Marne. Mein Mann ist nicht daheim, sondern schon vor Tagesanbruch mit andern Hausleuten hinüber gewandert zum Karspel Brunsbüttel, wohin die Slüter und Swaren*) sie berufen haben. Es ist etwas Wichtiges im Werke."

„Habt Ihr nicht gehört, was sie vorhaben?"

„Ich weiß nichts. Aber wenn ich es auch wüßte, würde ich mich doch noch bedenken, ehe ich mit dem Maule losplatzte. Wir fragen unsern Gast nicht, wer bist Du und kümmern uns nicht um sein Woher oder Wohin? Aber unsere Geheimnisse behalten wir für uns allein."

„Ihr habt Recht, Frau. Aber damit Ihr nicht glaubt, daß ich aus bloßer Neugier gefragt habe, oder Euch gar zu Euerm Schaden auskundschaften wollte, so sollt Ihr wissen, daß ich Reimer Dulk geheißen und ein Sohn des Marten Dulk bin, der im ganzen Lande wohl gekannt und wohl gelitten ist."

Ein freudiges Staunen flog über das Gesicht der Frau:

„Seid Ihr wahrlich ein Sohn des wackren Marten Dulk, der in dem Rath unserer Achtundvierziger**) sitzt und von dessen Klugheit und redlichem Sinn das ganze Land mit Ehrfurcht spricht? Hat er doch einmal bei uns geherbergt vor drei Jahren, als er zum Grafen auf die Böckelnburg zog und gedenke ich dieses Besuches

*) Die Beschließenden, auch Schlichtenden, und die Geschwornen im alten Ditmarschen.

**) Die Auserwählten des Volkes, die das vornehmste Gericht im Lande bildeten.

noch immer mit Freuden. Ja, ja! jemehr ich Euch ansehe, entdecke ich, daß Ihr Euerm Vater gleicht. Ei, so seid mir tausendmal willkommen, nie hätte ich geglaubt, daß mir in der Abwesenheit meines Mannes eine solche Freude zu Theil werden sollte."

Reimer Dulk wich einen Schritt zurück und weigerte sich, die dargebotene Hand zu fassen:

„Halt, Frau! Diese Hand dürft Ihr nicht berühren. Sie muß erst ehrlich gesprochen werden."

„Um Christi Wunden willen!" rief die Frau erbleichend. „Was sagt Ihr? Wie mag ein Landeskind solche Worte in den Mund nehmen?"

Eine trübe Wolke umzog die Stirn des Jünglings:

„Meint Ihr, ich hätte gemordet, oder meine Hand nach fremdem Gute ausgestreckt? Sie ist rein, aber die Tyrannen dort oben haben sie entehrt, indem sie einen freien Mann hinterrücks überfielen, ihn in einen Karren spannten, auf dem ein todtes Aas lag und ihn mit der Peitsche zum Ziehen zwangen. Und darum soll kein ehrlicher Mensch diese Hand berühren, bis ich mich gerächt habe und die Schande von mir genommen ist. Und nun Ihr das wißt, Frau, laßt's Euch genug sein, und nehmt eine gute Nacht von mir an."

Tief erschüttert sah die Frau in das gramerfüllte Antlitz des jungen Mannes, wünschte ihm mit Thränen erstickter Stimme Ruhe und Frieden und ging aus der Döns, die Keiner der Hausgenossen weiter betrat.

Kurz zuvor war noch Holz auf die Gluth geworfen worden und eine erquickende Wärme verbreitete sich rings umher. Reimer Dulk schürte die Kohlen an und sagte zu seinem Gefährten:

„Strecke Dich immer dort auf die Bank und schlafe ein. Mich treibts noch nicht zur Ruhe. Hundert Gedanken fliegen mir durch den Kopf und ich muß sie erst ordnen, sonst verwirrt's mich. Gute Nacht."

Der Singemeister that, wie ihm gerathen wurde. Aber wie es wohl nach einem ungewohnten, angestreng-

ten Marsch zu gehen pflegt: wenn man der Ruhe so sehr bedürftig ist, will sie nicht kommen. Die aufgeregte Phantasie läßt sich nicht besänftigen und verscheucht den Schlaf. Eine Stunde und länger hatte er sich ruhelos von einer Seite zur andern geworfen, dann sprang er jach auf:

„Ich vermag's nicht!"

Reimer Dulk saß noch immer am Feuer:

„Dein Blut ist in Wallung vom Wandern und Trinken. Des Jarrens Dülf alter Meth ist stark. Nun, wenn Du nicht schlafen magst, so laß uns Eins zusammen plaudern. Wir sind jetzt Brüder, und müssen vielleicht ein langes Stück Weges beisammen bleiben. Brüder aber müssen sich genau kennen. Wer ich bin, und was ich denke, dulde und hoffe, das weißt Du. Ich aber weiß von Dir garnichts, nicht einmal Deinen Namen. Darin ist keine Gleichheit und auf die Gleichheit halten wir Ditmarscher besonders große Stücke. So laß mich denn hören, was Du selbst von Dir weißt, wofern kein Gelübde Deine Zunge bindet."

Der Singemeister hielt die Hand über die Augen, als wollte er sich der Gegenwart gänzlich entschlagen. Ein trüber Schatten flog über seine schönen, fast noch knabenhaften Züge und mit leiser Stimme sagte er:

„Dein Wille geschehe. Zwar wird mich schmerzen, was ich Dir mittheilen muß; aber ich weiß nicht, wie es kommt, ich kann Dir nichts versagen. Deine Stimme, Dein Auge wirken so unwiderstehlich auf mich ein, daß ich Dir willenlos gehorchen muß und ich gehorche Dir gern."

„Du bist ein thörichter Bursch!" entgegnete Reimer Dulk mit tiefer Rührung.

„Adalbert ist mein Name. Aber aus wessen Geschlechte ich entsprossen bin, vermag ich Dir nicht zu sagen. Wohl möchte ich es erkunden, wo mein Vater haust, damit ich ihn frage, was ich verbrochen habe, daß er mich schon in der frühesten Kindheit verstoßen hat, dann

aber schaudere ich wieder vor dem Gedanken zurück, und ich vermeide ängstlich, nach meinem Vater zu forschen, denn ein unbestimmtes Ahnen sagt mir, es könne großes Unheil daraus entstehen."

„Das ist wieder eine von Deinen Wunderlichkeiten. Wie kann man Angst haben vor etwas, was man noch nicht kennt? Aber erzähle nur weiter."

Und Adalbert sah freundlich nickend zu dem Freunde hinüber und sagte:

„Wo ich geboren bin, da rauschen keine Wälder, in denen der Bär und der Auerochse haust, und auch das Meer droht nicht, das Land in den Abgrund zu begraben. Meine Wiege stand unter sonnigen Reben und am Fuße des Hügels floß ein kristallheller Bach. Es war im gesegneten Schwabenlande, wo der Wein in den Trauben kocht und das melodische Lied ununterbrochen von Alp zu Alp tönt, wo Horn und Schalmeien den ganzen Tag erklingen und ein tiefblauer Himmel auf ein fröhliches Geschlecht herunter leuchtet. Ach, wie ist es so herrlich auf der schwäbischen Alp."

„Habe auch von dem seltsamen Lande gehört, wo unten am Berge das Gras kniehoch wächst und oben darauf Eis und Schnee liegt, mitten im Sommer. Das ist wider die Natur, und darum habe ich auch nie ein Gelüste danach gehabt, obgleich ich's hätte sehen oder gar dort bleiben können, nach meinem Gefallen. Muß auch nicht Alles wirkliches Gold dort sein, was so aussieht, denn es ging ein heiteres Ding dorthin, und kam... Aber das gehört nicht hierher, Du wirst es schon noch später erfahren. Erzähle nur weiter."

„Ich verträumte meine ersten Jahre zwischen Blumen. Meine einzigen Spielgefährten waren ein schneeweißes Lämmchen und ein paar gezähmte Tauben. Kinder waren in der ganzen Gegend nicht. Auch Erwachsene fanden sich nur selten in unsrer Hütte ein und ich kannte eigentlich Niemand, als den alten Bruno, der mir meine Speise reichte und mir auf der Laute etwas vorspielte.

Er sprach nur sehr wenig, aber ich sah es ihm an den Augen an, daß er mich lieb hatte, und ihm danke ich die herrliche Kunst des Gesanges, die mein Leben erheitert und fristet."

„Von Zeit zu Zeit kam eine schöne Dame, deren Bild ich mir so fest eingeprägt habe, daß ich sie noch jetzt abkonterfeien könnte, wenn ich die edle Malerkunst gelernt hätte. Sie sprach freundlich mit mir, ermahnte mich, stets gut und fromm zu sein und schenkte mir bunte Heiligenbilder. Eines Tages blieb sie weit länger als gewöhnlich; sie küßte und segnete mich zu wiederholten Malen und weinte unaufhörlich. Sie war auch ganz anders gekleidet als sonst und dieser ungewohnte Anblick machte mich fremd gegen sie. Jetzt weiß ich wohl, was es war; sie trug ein Nonnengewand und sollte sich für immer hinter dunklen Klostermauern begraben. Als der Abend bereits hereindämmerte, erschien ein großer, starker Mann mit schwarzen, buschigen Augenbrauen und einem finster blickenden Gesicht. Sein Barret war tief in die Stirn gerückt, und ein weiter Mantel umhüllte die ganze Gestalt. Ich habe diese Erscheinung nie aus dem Gedächtniß verloren und es fiel mir vor ein paar Tagen schwer auf's Herz, als ich dieselbe Gestalt an mir vorüberspringen sah."

„Was sagst Du da?" fragte Reimer Dulk. „Hier in unserm Ditmarschen hättest Du einen Mann aus Schwaben gesehen? Junge, Du träumst."

„Der schnellere Schlag meines Herzens hat mich nicht getäuscht, das erfuhr ich, als ich später das Lied vom Nordlandsritter sang und seine Stirnader schwoll, ganz wie an jenem Abend, da er die Frau im Nonnengewande aufforderte, mit ihm zu gehen, und sie ihm nicht gleich Folge leistete. Endlich durfte sie nicht länger bleiben, sie umarmte mich noch ein Mal und drückte mir ein Bildniß in die Hand, das, ich sah es wohl, das ihrige gewesen ist. Seit jener Stunde habe ich sie nicht wieder gesehen."

„Ich war untröstlich, als ich die Worte: Lebe wohl für immer! von ihren Lippen vernahm und der alte Bruno drückte mich bewegt an sich. Armer Knabe! sagte er seufzend. Arme Waise."

„Von jetzt ab lebte ich in der größten Einsamkeit. Nur Bruno war um mich, der für meinen Lebensunterhalt sorgte, und mich fortwährend zu unterrichten bemüht war. Er schaffte auch ein leichtes Schwert herbei, schnitzte aus dem jungen Stamm einer Fichte eine Lanze und lehrte mich, die Waffen führen. Ich that Alles willig und obgleich meine Fortschritte ihm Freude machten, wurde er doch von Tage zu Tage einsilbiger, der Kummer furchtete sein Antlitz und oft sah er mich mit innigster Betrübniß an. Zugleich ging in unserer Lebensweise eine Veränderung nach der andern vor. Es verschwand manches werthvolle Geräth und unsere Kost wurde immer bescheidener. Bruno entfernte sich oft den größten Theil des Tages und kehrte dann stets trüber und niedergeschlagener zurück."

„Ich will's kurz machen. Als er zuletzt von seiner Wanderung wiederkehrte, brachte er ein Brod, das er schweigend auf den Tisch legte. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen, der Angstschweiß stand auf seiner Stirn. Er schwankte, und nur mit Mühe brachte ich ihn auf sein Lager. Krampfhaft zog er mich an sich:"

„Viel habe ich Dir zu sagen, Adalbert, und meine Kraft ist hin. Ich habe den Tod getrunken, den mir ein Verräther gereicht hat, um mir den Mund zu schließen, aber ganz ist ihm sein Bubenstück nicht gelungen. Höre, Adalbert, jene Dame, die hier so oft erschien, und Dich so zärtlich liebte, es ist Deine Mutter. Dein Vater, Dein unnatürlicher Vater, der sie so unglücklich machte, hat sie hinter schwarzen Mauern vergraben wollen, aber es ist ihm nicht gelungen. Ich habe sie gerettet."

„Hast Du, mein wackerer Bruno? O Dank! Wo ist meine Mutter? Wo?"

„Du wirst sie finden. Alles, was Deine Mutter mir zurückließ, habe ich aufgewendet zu Deinem Unterhalte, und nur das Letzte habe ich für einige Goldgülden verhandelt, die ich Dir bringe als Zehrpfennig für Deine Lebensreise. Wenn ich gestorben bin, ziehe hinauf nach dem höchsten Norden Deutschlands, nach dem eisigen Albinger-Lande, wo die Menschen auf schwimmenden Inseln wohnen, und das Meer sie stündlich zu verschlingen droht. Dort ist ihre Heimath, dort wirst Du ihre Spur finden."

„Ich glaubte zu träumen. Bruno hielt meine Hand fest, und drückte sie krampfhaft: Ich kann nicht weiter; die Kraft versagt mir. Gedenkst Du noch des finstern Mannes, der einst Deine Mutter von hier wegführte? In seinem Gewahrsam sind die Pergamente...."

„Bruno ward ohnmächtig. Als ich bestürzt zum Wasserkruge eilte, vernahm ich das Stampfen von Rossen und gleich darauf traten mehrere Männer in die Hütte. Bei ihrem Eintritt schlug Bruno die Augen auf, zuckte schmerzhaft zusammen und sank auf sein Lager zurück. Ich habe keinen Laut mehr von ihm vernommen. Einer der Männer war zu dem Sterbenden getreten und sagte, nachdem er ihn scharf angesehen, er sei todt. Laut schrie ich auf, aber Jener gebot mir mit barschem Tone zu schweigen. Er sei der Eigner dieses Hauses, sagte er, und was sich hier vorfinde, bleibe sein Eigenthum, wegen des nicht gezahlten Zinses. Aus besonderem Mitleiden wolle er mir gestatten, meine Laute zu behalten. Aber ich müsse mich unverweilt auf die Wanderung begeben, und nie wieder hierher zurückkehren, widrigenfalls... Er sagte nichts weiter, aber er gab nicht undeutlich durch Zeichen zu verstehen, daß er alsdann den Auftrag habe, mich zu tödten."

„Ich versprach Alles und es war mir Ernst damit, denn die Gegenwart dieser finstern Unbekannten hatte mir den Aufenthalt in dieser Gegend verleidet. Nur von Bruno's Leiche wünschte ich Abschied zu nehmen. Man gestattete mir nicht, mich derselben zu nähern, aber

von meinen Thränen gerührt, ward mir erlaubt, bis zum Einbruch der Nacht zu bleiben, und Zeuge zu sein, daß der treue Freund und Führer meiner Jugend am Fuße unseres Rebenhügels begraben wurde. Ich hatte meine Laute mitgenommen und kehrte nicht wieder in die Behausung zurück, die mir fast ein Grauen einflößte. Mit überströmenden Augen schritt ich beim Schimmer der Sterne längs dem strömenden Bache hin, meiner unbekannten Zukunft entgegen, einen Vater fürchtend, den ich nie gekannt, eine Mutter suchend, die ich so zärtlich geliebt. Das ist meine Geschichte, Reimer Dulk; sie ist die Ursache, daß ich aus der heiteren Welt der Reben und Blüthen hinaufgezogen bin nach dem Norden."

„Das ist eine seltsamliche Geschichte," entgegnete Reimer Dulk nachdenklich. „Es kommen so unheimliche Dinge darin vor, daß ich fast an eine andere erinnert werde, worin sich Gleiches begeben hat. Aber ich sehe, das Erzählen hat Dich angegriffen und Du möchtest Ruhe haben. Strecke Dich auf die Bank und verschlafe die Grillen. Es ist schon spät und Morgen müssen wir früh zur Hand sein."

„In der That, ich fühle mich matt. Gute Nacht, Bruder. Und möge es Dich nicht gereuen, mich um mein Vertrauen gebeten zu haben. Wirf noch Holz in die Gluth. Mich friert."

Adalbert legte sich nieder und war bald entschlafen. Reimer Dulk stand vor ihm und betrachtete ihn mit forschenden Blicken: Wunderbar! Er sieht ihr wahrhaftig ähnlich, ja, wenn man ihn länger ansieht, könnte man sagen, er sei ihr wie aus den Augen geschnitten. Und dann war sie weg Jahre lang und als sie wiederkam, war sie geistlich. Wundersam!"

Er stand noch lange in Nachdenken verloren, während der Singemeister ruhig fortschlief, und die Westsee von Zeit zu Zeit dem Liede des erwachten Sturmes einen donnernden Accord angab.

Achtes Kapitel.

Die Achtundvierziger.

Das sollt Ihr nimmer glauben, daß die alten Ditmarscher nicht gewußt hätten, was Ordnung und Recht ist, und daß Jeder von ihnen in den Tag hineinlebte, wie es ihm genehm gewesen, ohne Sorge darüber, was sein Nachbar dazu sage, je nachdem es diesem nütze oder schade. Wollten die freien Männer, die in dem Kampfe mit dem wilden Waldesthier und der noch wilderen Meereswoge Sieger blieben, nicht das Joch eines Herrn tragen, der sie nach Laune und Willkühr knechtete, so hatten sie doch Recht und Gesetz und achteten es um so höher, als dasselbe aus ihnen selbst hervorgegangen war.

Aber auf seidenen Sandalen schlichen sie nicht zur offenen Gerichtssitzung und mit Sammethandschuhen faßten sie den nicht an, der sich mit einem Verbrechen beladen hatte. Hart und strenge, wie der Himmel, unter welchem sie athmeten, waren ihre Aussprüche und wer sich ihnen widersetzte, war ein Feind des ganzen Landes.

Die Achtundvierziger waren die eigentlichen Regenten des Landes. Es waren achtundvierzig Männer aus der Gesammtheit des Landes gewählt, welche mit der Regierung beauftragt waren. Zur Besorgung des Schriftlichen hatte man einen Landkanzler berufen, der unter den berühmtesten Rechtsgelehrten des Auslandes gewählt und für seine Mühwaltungen reichlich belohnt wurde. In den einzelnen Kirchspielen handhabten die aus den Gemeindegliedern erwählten Slüter und Swaren, das heißt die Schlichtenden und Geschwornen, die Ordnung und fanden folgsame Insassen zu jeder Zeit; denn der alte Ditmarscher liebte seine Freiheit. Und wer die Freiheit wahrhaft liebt, weiß, daß er sich diese nur erhalten kann, wenn er das Gesetz hochachtet, welches sie beschützt.

Sobald aber große Ereigniſſe eintraten, welche die Aufmerkſamkeit des Ganzen erforderten, dann ließen die Regenten die Ur-Verſammlungen berufen, welche „die Meenheit des Landes" genannt wurden, und die allein das Recht hatten, über die Geſetzgebung, über Bündniſſe mit auswärtigen Staaten und über Krieg und Frieden rechtsgültige Beſchlüſſe zu faſſen.

Dieſe hohe Verſammlung kam aber nur in ſeltenen Fällen zuſammen und wenn es geſchah, handelte es ſich um das Wohl und Wehe des ganzen Landes. Sonſt ließ man das Regiment billig den Achtundvierzigern, und unterwarf ſich in alle Wege ihren Anordnungen, die nur darauf abzweckten, das Wohl des Vaterlandes zu erhalten und zu fördern.

Geſchah auch oft, daß die Achtundvierziger ſich nicht feierlich zu einem vorher ausgeſchriebenen Gerichtstage verſammelten, ſondern, wenn Einer derſelben etwas hatte, das er mit den Freunden beſprechen wollte, ließ er es ihnen wiſſen und ſie kamen zu ihm in ſeine Behauſung, Alle, oder doch die Meiſten, damit ſie vernehmen möchten, was Jener zu ſagen habe und mit ihm erwogen, was noth ſei. Und in ſolchen einzelnen Zuſammenkünften ſind oft Dinge beſprochen und berathen worden, die von den erſprießlichſten Folgen waren.

Eine ſolche Zuſammenkunft war nun eben auf dem weiten Gehöfte des Marten Dulk, in dem Kirchenſprengel von Brunsbüttel, der hart an der ſtrömenden Elbe liegt. In der großen Döns brannte ein luſtiges Feuer und um daſſelbe ſaßen die Männer, welche zu einer Berathung zuſammen gekommen waren. Es waren zwar nicht Alle gegenwärtig, aber die Edelſten und Beſten waren zugegen und ſie durften vorausſetzen, daß die Uebrigen nicht von ſich weiſen würden, was ſie für gut hielten zu fördern.

Inmitten des Kreiſes ſaß Marten Dulk, der Herr des Hauſes, ein ſtattlicher Greis, der ſein ſilbergekröntes Haupt hoch aufrecht trug, denn noch wußte er nichts

von der Schmach, die ihm in seinem Sohne widerfahren war. Seine Augen blitzten muthig unter den hohen Brauen hervor, und wenn er den Mund zum Reden öffnete, drangen seine fest und sicher ausgesprochenen Worte mit siegender Ueberzeugung in die Herzen der Hörer ein.

Sein Nachbar zur Rechten war der Bauer Jarrens Dülf, der haushielt auf dem Gehöfte, wo Reimer Dulk und sein Gefährte, der junge Singemeister, Herberge gefunden hatten in der letzten Nacht. Jarrens Dülf war ein Mann in den besten Jahren, von kurzer, untersetzter Gestalt, was der Ditmarscher deftig nennt. Seine Bewegungen rasch, seine Rede kurz, aber schlagend. Man sah es ihm an, daß er kein Mann der langen Ueberlegung war, und wenn er einmal gesprochen hatte, folgte dem Worte ohne Zögern die That, wie der Donner dem Blitze.

Noch saß ein Mann in dem Kreise, der trug auf seinem Nacken eine schwere Last der Jahre. Sein Rükken war gekrümmt, sein Gesicht mit tiefen Furchen durchzogen, aber aus seinen Augen leuchtete der Geist der Liebe und Milde, der ewig jung erhält und die Jugend dorthin trägt, wohin sein segnender Strahl sich senkt. Er trug das Gewand des Priesters und war der Seelsorger der Gemeinde, die ihn um seiner Frömmigkeit willen liebte und ehrte, und welcher er mit der Liebe eines zärtlichen Vaters zugethan war.

Das Gespräch der Männer hatte für einige Zeit gestockt und Jeder dachte über das nach, was er im Laufe des Abends vernommen hatte. Da winkte Marten Dulk mit der Hand und sagte:

„Wir haben nun nach altem Brauche getagt. Der Arbeit ist ihr Recht geschehen und es mag sich Jeder die ihm nöthige Ruhe gönnen. Hoch erfreut bin ich über Alles, was ich vernommen habe; denn es zeigt mir an, daß der gute Geist fortlebt in unserm Volke und daß wir der künftigen Zeit mit Ruhe entgegen sehen mögen;

es komme, was da wolle. Ein Uebergriff, der von Außen her droht, ist nur dem Lande gefährlich, das in seinem Innern nicht einig ist. Darum lege ich mein Haupt ruhig nieder und will ohne Furcht vor bösen Träumen sanft einschlafen."

„Aber nicht, ohne eine Wache ausgestellt zu haben, die Euern Schlaf bewacht und den der Uebrigen!" rief Jarrens Dülf lebhaft aus. „Ihr nehmts zu leicht, Marten Dulk. Euer ehrlich Herz will nicht die Teufelskralle sehen, die unter dem Sammetpelz steckt. Ich halte den Teufel etwas von ihren falschen Worten! Alles, was sie sagen, ist eitel Lüge! Der Edelmann ist nun einmal des Bauern Freund nicht; er kann es nicht sein; denn wenn der Bauer wächst, schrumpft der Edelmann ein, und darum verbietet's ihm sein eigner Vortheil, sich in eine Reihe mit uns zu stellen. Wenn sie uns schön thun, so geschieht es nur, um uns sicher zu machen, und uns dann hinterrücks Eins zu versetzen. Bildet Euch nur nicht ein, daß es den Junkherren Ernst sei mit dem Methhorn, das sie uns hinschieben. Wenn Ihr daraus trinkt, wird sich der süße Honiggeschmack bald verlieren und der bittere Nachgeschmack bleibt Euch in der Kehle sitzen."

„Ja, ja!" unterbrach ihn Hulken Freeß aus dem Karspel von Meldorf. „Ich glaub's den Junkherren auf ihr Wort, daß sie in guter Freundschaft leben möchten mit dem Marschbauer, hier mitten unter uns. Sie möchten ihr freies Gehöfte hier haben und mit in dem Rath der Achtundvierziger sitzen. Gut das. Gebt ihnen doch nach, diesen geleckten Bremischen Junkherren, die uns der schlaue Erzbischof über den Hals schickt, damit sie uns kirren sollen mit falschen Reden. Sie werden nicht sobald unter uns wohnen, so werden sie eine feste Mauer um ihr Gehöfte ziehen, sie werden darauf einen starken Thurm bauen und ihr Weichbild wird sich durch List oder Gewalt mit jedem Tage vergrößern, denn sie sind des Prozessirens voll, zwingen's mit dem Golde und sind

des Beistandes von Außen gewiß. Oeffnet ihnen die Thür zu unsern Versammlungen und wählt sie in unsern Rath, so werden sie uns bald von den Bänken herunter heben und uns über die Achseln ansehen, wenn wir demüthig, mit gezogenem Hute bei ihnen Recht zu suchen kommen. Ich dächte gar! So lange ich noch ein Auge offen halten kann, soll keines Edelmannes Pflug in den Boden sich eindrücken, den meine Väter und ich dem Meere abgetrotzt haben und gegen dessen wilde Gewalt wir noch immer ankämpfen müssen."

„Nein, nein!" riefen Mehrere, „so soll's nicht sein! Wir wollen es nicht und weiter bedarf es keiner Worte! Wir wollen es eben nicht!"

„Ruhig, Männer!" entgegnete Marten Dulk, sich aufrichtend und einen ernsten Blick in den Kreis umherwerfend. „Bedenkt, was Ihr sprecht. Etwas nicht zugeben, nur aus der Ursache, weil man es eben nicht will, ist nichts als ein kindischer Trotz, der dem Trotzenden selbst verderblich wird. Sprechen wir von dieser Angelegenheit nicht mehr. Sie ist abgethan, bis zum nächsten Landtage, und wenn wir Alle versammelt sind, wird der Spruch so ausfallen, wie es die Gerechtigkeit befiehlt. Was sagt Ihr, Vater Eddo?"

Der Priester, an den diese Worte gerichtet waren, neigte sein Haupt und sagte mit mildem Tone:

„Ihr wißt wohl, liebe Herren, daß ich stets mit denen stimme, die den Frieden predigen, sintemal ich ein Bote des Friedens bin. So thue ich überall. Warum sollte ich nun nicht in der Gemeinde zum Frieden rathen, die mich aufgenommen hat und mich herbergte, ja zu ihres Gleichen gemacht und mich dann in diesen hohen Rath gewählt hat."

„Das ist Euer Recht und nur die Tyrannei könnte Euch dasselbe um eines Strohhalms Breite verkürzen wollen," sprach Marten Dulk. „Als unsere Väter von Holland aus hier einwanderten, um sich eine Heimath zu suchen, wo sie nach eigener Neigung leben könnten,

da fanden sie hier ein wildes, versumpftes Land, mit endloser Waldung bedeckt, darin der Bär und der Auerochs hauseten. Nach der See zu lag es offen da und die Fluth stürmte hinein meilenweit, ohne daß Einer sich vor den aufschwellenden Wasserbergen irgendwo schützen konnte. Dennoch gefiel es unsern Vätern in dieser wilden Natur und sie hofften etwas heraus zu schaffen, das einer menschlichen Wohnstätte ähnlich sehen sollte. Darum sandten sie Botschaft an den Erzbischof von Bremen, dem diese Lande gehörten. Der Erzbischof, als er vernahm, daß eine große Zahl betriebsamer Holländer in dem Lande sich niederlassen wollte, was ihm bisher noch nicht den geringsten Nutzen gewährt hatte, wurde dessen über die Maßen froh, und that Alles, was er nur konnte, um die geschickten Kolonisten für sich zu gewinnen. Der fremde Einwanderer, der sich hier niederlassen wolle, könne so viel Land bekommen, als er zu bebauen willens war, und solle dafür keine andern Steuern und Abgaben entrichten, als das zehnte Stück von jedem Vieh und die zehnte Garbe von dem Korn, das er ärndtete. Dieser Zehnten solle das einzige Zeichen der Abhängigkeit sein, und kein Merkmal der Knechtschaft haften an dem Mann, der sich in den Kampf mit dem Waldgethier und der See einließ, um hier eine bewohnbare Stätte für vernünftige Menschen zu gründen. Und auch dieser Zehnten wird von dem Siedler nur so lange dem Erzbischofe gezahlt, bis deren Mehrere zu einem Gemeinde-Verbande zusammentreten. Dann kommt dieser Zehnten dem Geistlichen zu, der für ihr Seelenheil sorgt, und den sie selbst wählen. Das ist ein wichtiger Punkt in dem Jus hollandricum*), welches wir mit dem früheren Besitzer dieses Bodens aufgerichtet haben und davon soll uns nicht ein Titelchen genommen werden."

„Nein, wahrlich nicht!" riefen die versammelten Männer und reichten sich die Hand.

---

*) Das holländische Recht der alten Marschen.

„Krieg und Frieden zu schließen ist unser Recht und nur wenn schwere Blutschuld, oder sonst ein unerhört Verbrechen verübt werden sollte im Lande, kann der Erzbischof einen Voigt senden, der zu Gerichte sitzt und den Blutbann spricht über die Schuldigen. Wo ist da irgend ein Zeichen der Hörigkeit*), die man uns jetzt aufbürden möchte?"

„Nun und nimmer!" riefen Mehrere. „Unsere Freiheit ist unantastbar."

„Weil sie ihr nicht von vorne beikommen können, möchten sie es von hinten her thun!" sagte Karsten Polk. „Sie haben eine feine Nase und riechen den Braten, wenn er auch hundert Wegstunden von ihnen entfernt ist. Haben so lange sich gedreht und gewendet, bis sie uns den Voigt, der sonst nur kommen durfte, wenn wir ihn riefen, für immer aufgeschwatzt haben. Und kaum hatten wir ihn im Lande, hei! da ging es hoch her. Der Gestrenge konnte nicht in einer Lehmhütte wohnen, es mußte eine Burg sein und die Böckelnburg ward uns als ein tüchtiger Zwinghof in's Land gesetzt; aus dem erzbischöflichen Voigt ward ein Graf von Ditmarschen und die Junkherrnhöfe wuchsen Euch, wie der Queken im Kohlgarten aus der Erde."

„Wenn ich den Queken im Kohlgarten nicht haben will, reiße ich ihn aus sammt der Wurzel!" rief Hulken Freeß mit lauter Stimme. „Der ist ein Thor, der dies Unkraut wuchern läßt, damit es die Saat erstickt."

„Da ist Niemand, der Euch nicht beipflichtete," entgegnete Jarrens Dülf. „Und wenn meine Stimme noch etwas gilt im hohen Rathe der Achtundvierziger, so soll keine Stunde länger gesäumt werden. Laßt uns wie ein Mann aufstehen und diesem ungebährigen Volk die Zähne weisen, so kriegen wir ihren Rücken zu sehen und sie kommen nie wieder."

Marten Dulk schüttelte ernst das Haupt: „Ich

*) Abhängigkeit.

rathe nie dazu und will dazu nicht rathen, dieweil ich erst alle Wege betreten will, die vielleicht an's Ziel führen, ohne den letzten gefahrvollen einzuschlagen. Käme es auf mich allein an, so würde ich meinen Kopf darbieten und sagen: Nehmt ihn hin! Das Wohl des Vaterlandes ist mit dem Bischen Bodensatz meiner Jahre wahrlich wohlfeil eingehandelt. Aber es sind unserer Sorge Alle anvertraut, die im Lande leben und wir dürfen nicht leichthin einen Streit hervorrufen, der Alle gefährden kann, ohne etwas zu nutzen. Darum, lieben Herren, bezwingt das wilde Feuer der Streitlust ein wenig und bedenkt, daß Ihr im Rathe sitzt, wo Alles eher gelten darf, als die Leidenschaft."

„Hm!" entgegnete Hulken Freeß. „Ihr seid ja heute gewaltig bedachtsam. Wie kommt's? Habt Ihr so gute Freunde auf der Böckelnburg oder zu Windbergen, daß Ihr fürchtet, es könne ihnen der Kopf allzu arg gewaschen werden, wenn wir unerwartet, wie ein Donnerwetter darüber herführen?"

„Darauf weiß ich nichts zu antworten," sprach Marten Dulk mit großer Ruhe. „Das ist ein trauriger Verdacht, und greift nicht Wurzel im Herzen eines ditmarscher Bauern."

„Da liegt's!" fuhr Jarrens Dülf auf. „Die Leute sagen, Ihr hättet für den Bauer kein Herz, sondern gäbet Euch nur das Ansehen, als ob Ihr's gut mit ihm meintet, und hieltet es doch heimlich mit dem Edelmann."

„Jarrens Dülf! Bedenkt, was Ihr sagt! Ihr müßt Eure Worte vertreten."

„Das will ich auch! Noch einmal, Ihr seid bezüchtigt, ein doppelt Spiel zu spielen und der Bauernschaft insgeheim zuwider zu handeln."

„Ihr seid Zeuge insgesammt," sprach Marten Dulk sich erhebend, „welch schweres Wort ausgesprochen ist. Ich verlange, daß eine öffentliche Anklage gegen mich erhoben und ich zur Verantwortung gezogen werde."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, theure Männer,

was soll dieser Streit in unserer friedlichen Versammlung?" rief der Priester Eddo, in die Mitte des Kreises tretend. „Welcher Dämon des Wahnes hat sich Eurer bemächtigt, daß Ihr so gegen einander eifert in einem Augenblicke, wo nur aus Eurer Friedfertigkeit und Eintracht das wahre Heil für Euch entsprießen kann? Wer hat den unseligen Gedanken gehabt, daß unser wackerer Freund hier, der ein Muster ist in der Allgemeinheit des Landes, nicht treu mit uns halte, und was kann der Grund dieses unsinnigen Verdachtes sein, daß er den Bauern abhold sein soll?"

„Eben, daß er kein Bauer ist, wie die Leute sagen!" schrie Karsten Polk mit lauter Stimme dazwischen.

Diese Worte brachten einen furchtbaren Aufruhr in der Versammlung hervor. Alle verließen ihre Plätze und stürmten auf Karsten Polk ein, der große Mühe hatte, sich der Andrängenden zu erwehren, und in dem tobenden Lärmen sich nicht verständlich machen konnte.

„So gönnt mir das Wort in des Teufels Namen!" schrie er und schwang sich auf den eichenen Tisch, der sich unter der Last des kräftigen Mannes beugte. „Ich habe nur nachgesagt, was mir die Andern vorgeschwatzt haben, und weiter nichts. Es sind Männer und Weiber da in den Kirchspielen, die mit dem Manne zugleich eingewandert sind. Sie sind an demselben Punkt angelangt, aber von verschiedenen Wegen. Erst fern von der Heimath ist Marten Dulk zu ihnen gestoßen zwar in Bauerntracht, aber nicht mit der Manier eines Bauern, und er hat, wie sie erforscht haben wollen, damals vom Landwesen blutwenig verstanden. Auch hatte er wenig Geräthschaften, aber desto mehr Goldgülden, die sonst der Bauer, absonderlich wenn er auswandert, nicht so reichlich zu haben pflegt. Am meisten aber ist es den Leuten aufgefallen, daß junges Volk auf raschen Pferden und als Junker angethan, sich während der ersten Tage bei dem Zuge eingefunden, den Marten Dulk aufgesucht und Vieles insgeheim mit ihm gesprochen hätten. Sie

hätten freilich immer mit verdrießlichen Gesichtern wieder ihres Weges reiten müssen, und darum wären sie auch wohl nicht wieder gekommen."

Ein lebhaftes Staunen gab sich in der Versammlung kund: „Und was weiter?"

„Weiter ist nur zu sagen, daß trotz dieser seltsamen Begebenheiten Marten Dulk sich nicht von dem Zuge getrennt, und weil er sich ein Ansehen zu geben wußte und Hülfe leistete, wo er nur konnte, hat er sich die Zuneigung der Leute erworben, und es hat ihm Niemand etwas in den Weg gelegt. So kam es, daß er sich inmitten von uns Allen ansiedelte, und Keiner kann sagen, daß er nicht ein braver Mann und ein redlicher Hausvater gewesen ist. Aber ganz ist der Zweifel in den Bauern nicht erstickt, und gerade jetzt, wo mehr als je mit den Grafen und Herren, die uns gerne an's Leben möchten, verkehrt wird, und Alles von ihnen zu fürchten ist, wird das Mißtrauen wieder lebendig, und darum habe ich es laut ausgesprochen, damit der Mann, gegen den dieser Verdacht schwebt, von dem er selbst vielleicht nichts weiß, ihn vernehme und sich dagegen vertheidige, denn auch ein ungerechter Verdacht darf nicht an einem Manne haften, dem das Land ein solch großes Vertrauen geschenkt, daß es ihn in seinen hohen Rath wählte. Darum redet, Marten Dulk, redet zu uns frei und offen, wie wir es von Euch gewohnt sind immerdar, und wir wollen Euch glauben. Redet, Mann!"

„Ja! Redet! Redet!"

Und Alle wandten sich der Stelle zu, wo Marten Dulk gesessen hatte. Aber er war nicht dort, sondern lag auf der Bank ausgestreckt, barhäuptig, mit bleichem Angesicht, und die Augen halb geschlossen. Der Priester Eddo, der, wie alle Geistlichen in früherer Zeit in der Heilkunst wohl erfahren war, beschäftigte sich um ihn, und winkte zugleich den Leuten zu, daß sie schweigen möchten.

„Was kommt Euch in den Sinn," sagte er mit gedämpfter Stimme, „daß Ihr tobt und lärmt, als wäret

Ihr bei einem Trinkgelage und nicht zu einer ehrbaren Berathung versammelt? Habt Ihr keine Augen zu sehen, daß er Euch nicht antworten kann? Habt Ihr kein Herz, um Euer Unrecht zu fühlen, daß Ihr einen Mann der Felonie beschuldigt, dessen Leben so rein und vorwurfsfrei ist, wie nur Einer es von sich rühmen kann, im Lande weit und breit? Er ist über Eure herzlose Anklage in eine Unmacht gesunken, und wird sich nur langsam erholen. Leicht konnte in der Aufregung das Blut in seinen Adern stocken, daß er nimmer das Auge wieder aufgeschlagen hätte, und der Mann wäre von Euch gemordet, der immer Euer bester Freund war,"

Die Männer schwiegen. Sie sahen ein, daß sie zu weit gegangen waren, und da sie jetzt doch nicht mit dem Kranken sprechen konnten, gaben sie sich Zeichen, daß sie sich in der Stille entfernen wollten. Der Priester nickte ihnen zu, und versprach, bei dem Kranken zu bleiben, auch Alles gütlich beizulegen, und dahin zu trachten, daß bei einer nächsten Zusammenkunft von diesem ärgerlichen Ereignisse nicht fürder die Rede sein solle.

Aber ehe die Männer noch den Ausgang der Döns erreichten, erhob sich von der großen Diehle *) her ein Lärmen und wüstes Geschrei, daß Alle stutzig wurden, und sich betroffen ansahen. Es war wie ein Anrufen und Zurückweisen, und die Stimmen der Hausleute mischten sich mit der eines Fremden.

Marten Dulk warf sich unruhig auf seinem Lager hin und her und eben bat der Priester, es möchte Jemand hinausgehen und dem Unfug steuern, als die Thür aufflog und Reimer Dulk athemlos hereinstürzte.

---

*) Hausflur.

Neuntes Kapitel.

Die Heimkehr des Sohnes.

Der unerwartete Eintritt des Jünglings, der plötzlich in großer Aufregung mitten unter den Versammelten stand, lenkte die Aufmerksamkeit von dem Vater auf den Sohn. Dieser aber wich allen Fragen aus, und den starren Blick auf den Vater geheftet, fragte er mit tonloser Stimme: „Ist er todt?"

„Das verhüte Gott!" entgegnete der Priester, der sich fleißig um den Kranken mühte. „Er wird bald die Augen wieder öffnen."

„Möge er sie geschlossen halten," sprach Reimer Dulk, „damit sie die Schande des Sohnes nicht sehen."

„Was ist das?" fragte hastig Jarrens Dülf. „Hast Du den Verstand verloren ganz und gar?"

„Besinne Dich, mein Junge!" rief Karsten Polk. „Wer sich selbst so anklagt, muß für diese Anklage einen Gewährsmann haben."

„Wenn Du Dir Deine Nase abschneidest, schändest Du Deines Vaters Angesicht!" sprach verweisend Hulken Freeß. „Aus derlei Jammerreden kommt all mein Lebtage nichts Gescheutes heraus. Was hast Du gethan und was ist Dir begegnet?"

Er wollte ihn gutmüthig in den Kreis ziehen, aber Reimer Dulk entzog ihm die Hand und sagte zurückweichend:

„Diese Hand darf kein unbescholtener Mann berühren, bevor sie wieder ehrlich gesprochen ist. Weicht zurück von mir!"

„Nun sollst Du reden!" rief heftig Jarrens Dülf. „Stehen wir hier, um die Narren eines Jungen zu sein? Rede!"

„Rede! Rede!" schrieen Alle durcheinander.

„Ich muß Euch hinausweisen," sprach der Priester ernst, „wenn Ihr nicht selbst das Einsehen habt, daß

man in der Nähe eines Kranken sich geziemend ruhig zu halten hat. Erbarmt's Euch denn nicht, einen Mann so kraft- und besinnungslos hingestreckt zu sehen?"

Der Sohn war an das Lager des Vaters getreten: „Armer Vater! Was wirst Du sagen, wenn Du den Mund wieder öffnen kannst. Dürfte ich es Dir verschweigen. Aber Du mußt es hören; ich kann es Dir nicht sparen."

Der Kranke machte eine Bewegung und der Priester war schnell zur Hand:

„Er erholt sich! Um Gott, lieben Leute, verhaltet Euch jetzt nur still. — Wie fühlt Ihr Euch, Marten Dulk?"

Der Kranke schlug die Augen auf und versuchte, sich aufzurichten. Ein Nachbar war ihm dabei behülflich.

„Was ist denn mit mir vorgegangen?" fragte er, noch wie abwesend.

„Ihr war't unmächtig geworden," sagte Eddo, „aber nun ist es vorüber und es hat keine Gefahr mehr. Ich werde Euch einen kräftigen Trank bereiten, der Euch vollends gesund macht."

„Laßt nur! — Ich weiß schon, wie Alles gekommen ist. — Aber, als ich vorhin so unmächtig da lag; — ich konnte nichts sehen und es summte mir vor den Ohren, — glaubte ich aus all dem Gewirre die Stimme meines Sohnes zu vernehmen."

„Euer Sohn ist da, Marten Dulk," sagte der Priester und reichte ihm einen Becher. „Ihr habt ganz recht gehört. Aber es ist besser, wenn Ihr ihn heute Abend nicht mehr sprecht."

„Warum nicht? Was kann mich hindern, meinen Sohn zu sprechen? — Ich will ihn sehen. Wo bist Du, Reimer Dulk?"

„Hier bin ich!" sprach der Jüngling und trat dem Lager einen Schritt näher.

„Sieh mich an, Sohn! Fest! Zucke nicht mit der Wimper und sage mir die Wahrheit."

„Ich will Dir die Wahrheit sagen."

„Als ich vorhin ohne Besinnung war, glaubte ich, Deine Stimme zu vernehmen. Ich konnte nicht verstehen, was Du sagtest und nur das eine Wort „ehrlos" blieb mir im Ohr haften. Habe ich recht gehört?"

„Du hast recht gehört, Vater."

„Hast Du Dich selbst damit gemeint? Kommst Du als ein ehrloser Sohn in das Vaterhaus zurück?"

„Das thue ich!"

„So hebe Dich weg von mir, Entarteter! Hebe Dich weg, und begrabe Deine Schande weit, weit von hier. Gehe eiligst von dannen, oder...."

Aber der Priester erhob warnend seine Hand und sagte mit verweisender Stimme:

„Hütet Euch, ein Wort zu sagen, das Ihr nimmer wieder zurückfordern könnt, wenn es einmal gesprochen ist. Ihr Väter, reizet Eure Kinder nicht zum Zorn, und bürdet ihnen keine Last auf, unter welcher sie erliegen müssen. Und Du, mein Sohn, der Du in dieser ehrbaren Versammlung mit einer so furchtbaren Anklage gegen Dich selbst hervortrittst, rede! Rede schnell, was ist geschehen, damit wir aus diesem jammervollen Zustand der Ungewißheit herauskommen."

Die Männer hatten sich unter einander leise besprochen. Jetzt trat Jarrens Dülf hervor und sagte:

„Es kommt wohl auch an uns, wenn es uns zu wissen nöthig ist. Der Alte ist noch ganz hinfällig und der Junge vermag sich auch kaum auf den Füßen zu halten. Am besten wäre es, Jeder suchte seine Ruhe, so gut es ginge und versparte das Andere auf Morgen. Ich wenigstens will so thun. Habt gute Nacht beisammen."

Die Männer wollten sich entfernen, aber Marten Dulk, dem der Trank des priesterlichen Arztes neue Kräfte verliehen hatte, erhob sich und sagte:

„Nicht also. Ihr habt die Anklage gehört; Ihr müßt auch deren Grund und weitere Ausführung mit an-

hören. Gleich jetzt muß das offenbar werden, damit nicht Jemand nachher sagen kann: Sie haben's so gedreht oder so, eigentlich aber war es ganz anders. Es muß Alles klar sein zwischen mir und den Herrenleuten im Lande, ich dulde keine Heimlichkeiten und fordere es als mein Recht, daß Ihr es mit anhört, was der junge Mann dort zu sagen hat. Rede nun, Reimer Dulk. Woher kommst Du, und wo bist Du gewesen, seit Du Dich von meinem Hause entfernt hast?"

„Vater, Du weißt, daß ich mit Deiner Erlaubniß gegangen bin, um meine Braut zu besuchen."

„Das weiß ich. Ich hatte Dir geheißen, sie sammt ihrem Vater hierher zu bringen, damit Ihr Hochzeit halten könntet und Euch einen Heerd aufrichten solltet an dem Ort, den ich Euch bezeichnet habe. Warum hast Du diesen Befehl nicht befolgt und kommst allein zurück?"

„Es ist Alles vorbei, Vater! Der alte Krey, weißt Du, war ein armer, aber stolzer Mann. „Schon genug," sagte er, „daß Ihr für Euern Sohn die Dirne wollt, ohne einen Pfennig Aussteuer, aber obendrein etwas von Euch annehmen, das thue ich nicht; eher gehe ich zu Grunde. Der arme Geestmann hat, dem reichen Marschbauer gegenüber auch seine Ehre im Leibe."

„Weiter, Junge!"

„Du wirst bald genug Alles erfahren. Es ist kürzer als ein Kurzweil. Sie treiben drüben den Zehnten mit grausamlicher Strenge ein. Der Alte konnte nicht zahlen und lag obenein krank auf dem Stroh. Da schleppten sie die Tochter fort auf die Böckelnburg, damit sie dort zur Frohnde gehen und die Schuld des Vaters abverdienen sollte. Den Kranken aber ließen sie allein und hülflos in der bittern Kälte auf seinem Stroh liegen."

Die Bauern murrten: „Das ist abscheulich!"

„Es kommt noch besser. Als ich's erfuhr, eilte ich zur Burg und suchte dort Einlaß zu gewinnen, um die Telse zu sprechen und sie, wo möglich, auszulösen, aber es wollte mir nicht gelingen. Statt dessen wurde ich

gefangen. Des Grafen Knechte, — verdamme sie Gott, die Hunde! die mich in der Nähe der Burg gesehen hatten und überall umher spionirten, fielen über mich her und schleppten mich gebunden mit sich fort. Diese Buben kreischten mir zu, was mir das Herz brach. Die Telse war auf die Burg gebracht und hatte spinnen müssen den ganzen Tag. Es wurde in der steinernen Halle kein Feuer angezündet und der Hunger quälte sie. Als sie nun dagegen sich auflehnte und der Gräfin ihre Meinung sagte, ließ dies höllische Weib den versponnenen Flachs um ihre Arme und Hände wickeln und zündete ihn selbst mit einem Kiehnspahn an, daß die Flammen hoch empor schlugen."

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich in der Menge. Reimer Dulk fuhr fort:

„Die Telse sollte in den Hungerthum gesperrt werden, aber sie hat Gelegenheit gefunden, zu entweichen. Ich konnte ihr nicht folgen, denn ich lag auf den kalten Steinen mit zusammen geschnürten Armen. Aber mich fror nicht, wie der Telse; in mir brannte das Feuer der Rache lichterloh. Da ließ mich der Graf vor sich führen und ich spie ihm all meinen Geifer in's Gesicht; ihm und seinem hochfährtigen Weibe, die ihm zur Seite stand und die ich hätte würgen mögen, um des armen Mädchens willen, das sie so schändlich mißhandelte. Was ich eigentlich gesprochen habe, ich kann es Euch nicht sagen. Aber geschont habe ich nichts und was ich auf dem Herzen hatte, mußte herunter. Darob wurde der Graf so über die Maßen wüthend, daß er mich aus der Halle werfen ließ und seinem Voigt den Befehl gab — — Vater! Männer! Könnt Ihr es Euch denken! — Mich, den Sohn der freien Marsch, ließ er mißhandeln von seinen leibeigenen Knechten! Sie warfen mir ein hölzern Joch über, wie es die Ochsen tragen, wenn sie den Pflug ziehen, und spannten mich an einen Karren, worauf sie einen todten Hund und anderes verrecktes Gethier warfen, das ich nach dem Schindanger schleppen sollte. Und

nun hetzten sie mich mit ihren Rüden, und schlugen mich mit ihren Peitschen, daß ich auf und abtraben mußte im Schloßhof, vor den Augen des Grafen und der schloßgesessenen Junkherren im Lande, die Alle laut auflachten und sich nicht genug freuen konnten über den Bauer, der so kurzweilige Sprünge machte. Hollah, Vater! Bin ich nicht ehrlos gemacht von diesen Hunden auf der Böckelnburg? Redet, Ihr Männer! Bin ich nicht für's Leben schimpfirt?"

Die Männer entgegneten nichts, aber sie hatten sich unmerklich zurückgezogen und blickten scheu zu dem jungen Mann hinüber, der mit gefaltenen Händen auf seinen Vater blickte, der die Thränen nicht zurückhalten konnte:

„Wehe Dir! Wehe mir! Wehe uns Allen! daß ein solches Unheil über uns gekommen ist. Du bist verloren, Sohn! Kein ehrlicher Mann wird die Hand berühren wollen, die den Schinderkarren hat ziehen müssen. Du wirst verstoßen von Allen sein, und selbst Dein Vater muß Dir seine Thür verschließen, damit seine Schwelle rein gehalten werde."

„Vater!" rief der junge Mann und alle mächtigen Empfindungen seines Herzens sprachen sich in dem einen Worte aus. Aber er bezwang sich und sagte: „Es ist gut. Noch in diesem Augenblicke scheide ich und Du siehst mich gar nicht, oder nicht eher wieder, bis ich des Schimpfes ledig bin, der auf mir ruht."

Er wandte sich zum Gehen und die Männer wichen ihm schweigend aus. Allein der Priester trat dazwischen und den Jüngling aufhaltend, sprach er mit ernster Strenge:

„Was für eine Art von Christenthum ist das? Habe ich Euch so das Wort des Herrn gedeutet, daß Ihr aller Liebe und Barmherzigkeit vergesset und einen Sohn vom Vater scheiden, einen Jüngling aus der Gemeinde stoßen wollt, der nichts gethan hat, als was Pflicht und Gewissen ihm geboten?"

„Es ist ein Unglück, Vater Eddo, was dem armen Jungen überkommen ist," sagte einer der Männer.

„Ja!" entgegnete der Priester. „Es ist ein Unglück! Aber nicht ein Unglück, welches den Einzelnen, sondern welches uns Alle betroffen hat. Nicht Reimer Dulk, nein, wir Alle sind durch diese That des Grafen schimpfirt worden, und das Joch, welches ihn gedrückt hat, wurde in demselben Augenblick auf unser Aller Nakken geworfen. Er hat den Schlag empfunden, der uns Alle treffen sollte und die Striemen auf seinem Rücken brennen in den Adern eines jeden Ditmarschers wie Feuer."

Der Priester blieb aufrecht stehen. Er hatte seine Jahre hinter sich geworfen. Seine Augen glühten, seine Wangen brannten von edler Zornesgluth. Die Bauern hatten die Blicke zu Boden geschlagen; sie fühlten im innersten Gemüthe die Wahrheit der Worte, die ihr Priester zu ihnen gesprochen hatte.

Eddo fuhr fort: „Ich weiß wohl, was nun in Euch vorgeht, Ihr Männer, und daß es Euch schon von Herzen leid thut, Euer Angesicht von dem Jüngling gewendet zu haben, der ein Märtyrer für unsere Sache gewesen ist. Er hat Schmach erdulden müssen und obenein sah er zugleich das Glück seines Herzens — vielleicht für immer — zertrümmert, und dafür soll er heimathlos in die einsame Fremde gestoßen werden. Hütet Euch, daß Ihr nicht einen Stein von Euch schleudert, der mit dreifacher Kraft auf Euch wieder zurückfällt. Richtet nicht, so werdet Ihr nicht gerichtet. Du aber, mein armer Sohn, tritt zu mir und kniee nieder vor diesem Bildnisse des Gekreuzigten, welcher ist unser Heiland, der zu uns sagt: Kommt her zu mir, Ihr Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken."

Er hielt ein Crucifix vor sich hin, vor welchem Reimer Dulk niederkniete und in stiller Andacht seine Lippen auf das heilige Gnadenbild drückte.

„Du hast uns ausführlich erzählt, mein Sohn, was

Dir begegnet ist, seit Du Dein Vaterhaus verlassen hast und in dasselbe zurückgekehrt bist," sagte der Priester. „Lege nun die Hand auf dies geweihte Crucifix und schwöre mir in Gegenwart des allmächtigen Gottes, daß Du die Wahrheit gesprochen hast."

Reimer Dulk legte die Hand auf das Bild des Erlösers und sagte feierlich:

„Ich schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, so wie bei seinem eingeborenen Sohne, der für uns Alle gelitten und geduldet, daß ich in allen Dingen die Wahrheit gesprochen habe. Wenn ich nur ein Pünktchen davon abgewichen bin, so soll sein Arm mich ereilen und mich sichtbarlich strafen vor allem Volke, wegen Meineids. Das ist geschworen."

„Geschworen ist es," sagte der Priester. „Es ist gehört worden und hat Gnade gefunden vor den Ohren des Allwissenden, der die Stimme der Wahrheit erkannt hat. Reiche mir Deine Hand, mein lieber Sohn. Mit diesem Händedruck nehme ich die Schmach des Hundes von Dir, die man Dir angethan hat, und reinige Dich von dem Schmutze, womit sie Dich beworfen haben. Umarme mich, mein Kind! Der Friede Gottes sei mit Dir, heute und immerdar."

Eddo breitete die Arme aus und schloß den Jüngling tief bewegt an seine Brust. Dann führte er ihn zu dem Vater und sagte mit Thränen in den Augen:

„Hier, Vater Dulk, hast Du Deinen Sohn, frei von aller Schuld, und jedes Makels baar. Heiße ihn neuerdings in Deinem Hause willkommen."

„Mein Sohn, mein vielgeliebter Sohn!" rief schluchzend der Alte. „Gott sieht mein Inneres; er weiß, was ich bei Deinen Worten erduldet. Aber der Priester hat recht. Nicht Du allein, wir Alle sind in Dir beschimpft und müssen uns reinigen. Mit diesem Kusse sei alles Widerwärtige ausgelöscht und das Vergangene vergessen. Fortan wollen wir nur der Zukunft und unserer Rache gedenken."

„Ja! Unserer Rache! Es ist die höchste Zeit, wenn wir nicht Alle den Karren ziehen wollen!" sagte Hulken Freeß.

„Rache! Rache!" riefen Alle durcheinander. Vergebens suchte der Priester sie zu beruhigen.

„Es ist Zeit, daß wir zur That schreiten," begann Marten Dulk nach einer Pause, „und darum wollen wir in den Gemeinden fleißig miteinander berathen, was zu thun. Ich würde gleich aufsitzen und mit den Angesehensten im Lande Rath pflegen, aber noch fühle ich mich zu schwach, und möchte nicht morgen schon mein wildes Pferd besteigen. Großes Vertrauen setze ich auf Etheler. Zwar hat er der Jahre nicht so viele, aber er hat reiche Erfahrungen gesammelt, und einen scharfen Verstand."

„Mag sein!" unterbrach ihn Jarrens Dülf. „Er scheint mir klüger, als wir Alle, und eben darum möchte ich ihm nicht recht trauen. Wenn ich mit ihm spreche, scheint es mir stets, daß er etwas im Sinne behielte, und manchmal kommt es mir vor, als ob er zweierlei Gesichter zeigte."

„Von seiner Klugheit wissen die Leute gar vielerlei Geschichten zu erzählen," warf Hulken Freeß dazwischen. „Er soll manchmal so klug sein, daß denen, die mit ihm zu thun haben, die Augen übergehen. Der Etheler vom Heine-Viert ist kein Mann für uns."

„Ich will nichts weiter von diesen Verläumdungen hören, die nur Unwissenheit und Neid von einem Manne ausgesprengt haben, auf den jeder Ditmarscher stolz sein sollte. Wenn die Knechte und die Insten auf der Geest so sprechen, so zucke ich die Achseln und lasse sie schwatzen, wenn aber die Herrenleute hier unten, und von diesen noch die Auserwählten, die in dem Rathe der Achtundvierziger sitzen, ihnen nachplappern, so ergrimmt mein Gemüth und ich bin nahe daran, bittere Worte zu gebrauchen. Dieser Etheler ist voll Kraft und Stärke, dessen Arm wir brauchen können, dessen Kopf uns aber hundert Mal mehr werth ist. Greift in Eure Brust, Ihr Männer

der Marsch! Denkt über das Leben dieses Mannes nach, das so offen vor Euch da liegt, wie der blaue Himmel und das offne Meer, schaut hinein, so lange und tief Ihr wollt und dann sagt mir auf Euer Gewissen, ob Ihr auch nur einen Flecken findet, der Euch stutzig machen könnte."

Diese Worte sprach Marten Dulk mit steigendem Eifer. Seine Augen leuchteten, seine Stimme klang voll und hell.

Die Männer schwiegen. Es wußte in Wahrheit Keiner etwas gegen Etheler aufzubringen. Im Grunde fühlten sich die Meisten in der Nähe dieses Mannes nicht heimisch, der an den Gaben des Geistes und des Glücks der Mächtigste im Lande war, und sie durch sein Uebergewicht niederdrückte.

„Das ist es!" sprach Marten Dulk. „Durch Euer Schweigen bekräftigt Ihr meine Aussage. Ich denke förderlichst einen Landtag auszuschreiben, wo wir gemeinsam das Nöthige besprechen und uns gegen den Feind unserer Freiheit bewaffnen wollen. Habt gute Nacht, Ihr Männer und laßt uns fortan das Mißtrauen verbannen, es ist sonst unser Untergang. Wer von Euch kommt auf dem Heimwege zunächst um Heine-Viert vorüber?"

„Ich, Nachbar!" sagte einer der Männer.

„So thut mir die Liebe und geht zu dem Etheler hinein. Sagt ihm, was heute hier geschehen und daß ich mit ihm zu sprechen wünschte. Eile thut noth vor Allem. Gute Nacht."

„Gute Nacht!" riefen Alle, und sie trennten sich unter der Versicherung steter Genossenschaft mit schallendem Handschlage.

„Und Du auch, mein Sohn! Ich bin müde heute. Verlaß mich. Morgen wollen wir weiter sprechen."

„Gute Nacht, Vater! Ich gehe mit schwerem Herzen. Wenn Du die arme Magd gesehen hättest, wie ich sie gesehen habe. Es war ein Bild des Jammers."

Eddo trat tröstend herzu: „Gott wird ihr barmherzig sein. Er hat tausend Wege, die Gebeugten aufzurichten und ihr Leid in Freudigkeit zu verwandeln. Du wirst noch mit Deiner Telse glücklich sein.“

„Nimmer! In meinem innersten Herzen spricht es nein! Die Flamme, welche ihre Hände briet, hat auch mein Lebensglück verkohlt. Der Altar ist noch nicht errichtet, vor welchem ihre Hand und die meinige in einander gelegt werden sollen.“

„Da hast Du recht. Noch steht dieser Altar weit umher im Lande nicht; aber er wird eines Tages sichtbar vor allem Volke errichtet werden.“

„Und wo? Wo?“

„Auf den Ruinen der Böckelnburg!“

Der Priester sagte es und sah den Jüngling mit einem leuchtenden Blicke an. Dieser ergriff die Hand des Geistlichen und preßte sie an seine Lippen:

„Dank, Vater Eddo! Diese Worte gießen Trost in meine Seele! Auf den Ruinen der Böckelnburg! Das giebt mir meinen Muth und meine Stärke wieder.“

„Geh nun, mein Kind! Sieh, Dein Vater ist matt und krank. Ich will ihn auf sein Lager bringen und ihm stärkende Tropfen einflößen. Gönne ihm Zeit, sich zu erholen. Morgen sollst Du ungestört mit ihm reden.“

„Ich will Dir gern gehorchen, Vater Eddo. Gute Nacht und hüte meinen Vater, damit ihm nichts Uebles widerfährt. Ich kann Dir nicht sagen, wie gesund mich Dein Wort gemacht hat. Auf den Ruinen der Böckelnburg! Davon will ich träumen. Gute Nacht denn.“

Er ging hinaus und der Priester blieb mit dem alten Bauer allein.

Zehntes Kapitel.

Was weiter in der Nacht geschah.

Eddo setzte sich dem Alten gegenüber und richtete einen forschenden Blick auf ihn.

Marten Dulk sah starr vor sich hin. Sein Gesicht war fahlbleich, das Auge starr. Endlich rang sich ein matter Seufzer von seiner Brust. Das erste Zeichen, daß in diesem regungslosen Körper noch Leben sei.

„Nun kommt er zu sich," sagte Eddo. „Ich kenne das. Dieser Seufzer, mit welchem er die schwere Last von sich abwälzt, ist der Zeuge seiner Rückkehr zur alten Kraft. Kennt Ihr mich, Freund?"

Marten Dulk sah den Priester einige Augenblicke fragend an, dann reichte er ihm die Hand:

„Ich war einmal wieder auswärts, wie ich sehe," sagte er schmerzlich lächelnd. „Wo sind die Andern?"

„Sie sind heim. Auch Dein Sohn hat sich zur Ruhe begeben. Sie wird ihm wohlthun."

„Der arme Junge. Er hat einen sauern Tag gehabt. Schlimmere stehen ihm bevor."

„Ich habe ihm eine Fackel des Trostes angezündet. Ihr Strahl wird ihn sicher führen. Aber es ist spät geworden. Wollt Ihr Euch nicht niederlegen?"

„Jetzt nicht, Eddo. Vieles geht in meinem alten Kopfe herum. Die Aeußerungen der Männer heute Abend ließen mich fürchten, daß sie mehr wissen, als ich wünsche. Schien es Dir nicht auch so?"

„Ja, Marten Dulk. Sie haben Vermuthungen, wenn sie auch noch nicht die rechte Fährte gefunden haben. Aber was kümmert es Euch? Ihr habt nichts zu fürchten."

„Weil ich an jene Zeit nicht mehr gemahnt sein will. Sie liegt weit hinter mir."

Es trat eine Pause ein.

„War es nicht der Karsten Polk, der die Stimme zuerst gegen mich erhob?“ fragte der Alte. „Und doch war er es, den ich zu etwas gemacht habe. Durch mich ist er in das Karspel als Boolsmann aufgenommen und hat Sitz und Stimme im Rathe der Achtundvierziger erhalten. Es ist etwas Großes, um den Undank der Menschen; er greift immer eine Strecke weiter als man denkt.“

„Ihr solltet nicht davon sprechen.“

„Eddo, Du kennst mich von Kindesbeinen an. Bist zehn Jahre älter als ich und hast mich, seit ich denken kann, nie verlassen. Hast Du mich je falsch befunden?“

„Treu wie Gold seid Ihr. Treu wie Gold gegen mich, Euern alten Diener und treu Jedem, der irgend mit Euch zu thun gehabt hat. Das kann ich bei dem Evangelio beschwören.“

„Und doch.... Nun, wir wollen nicht weiter daran denken. Ist die Frau wieder heimgekehrt von Itzehöe, wo sie zeither geweilt hat? Sie ließ es mich durch einen Boten wissen, daß sie sich aus dem Frauenkloster weg nach der Einsamkeit ihres Hauses sehne.“

„Sie ist hier. Die Sehnsucht nach der heimischen Scholle wurde so mächtig in ihr, daß sie nicht länger fern bleiben mochte. Sie ist tiefer gebeugt, als da sie ging und wünscht unter Thränen ihr Ende herbei.“

„Ich will sie sehen.“

„Wir wollen morgen zu ihr gehen, Marten Dulk. Jetzt bedürfen wir der Ruhe.“

„Ich nicht und sie auch nicht. Sie schläft niemals des Nachts. Ich weiß es von ihr selber. Erst wenn die Mitternachtsstunde vorüber ist, schließt sich ihr Auge.“

„Bedenkt....“

„Hier giebt es nichts zu bedenken!“ sprach der Bauer sich erhebend. Er warf den Kopf stolz in den Nacken und sein Auge leuchtete. „In diesem Augenblicke bist Du nicht der Priester der Gemeinde, dessen Beichtkind ich bin, sondern der Diener eines Mannes, dem

der Gehorsam noch nie mangelte, wo er ihn fordern durfte. Zünde die Leuchte an, und begleite mich."

Der Priester that schweigend, wie ihm geheißen war. Der Bauer sah ihm einige Augenblicke zu, dann ergriff er seine Hand und sagte gutmüthig:

„Wir gehen mitsammen, Eddo!"

Er faßte den Priester unter den Arm und Beide verließen das Haus. Draußen war tiefe Stille, nur von ferne vernahm man das Brausen der See, deren Wellen dumpf gegen das Ufer anbrandeten.

Unfern von dem Gehöfte des Marten Dulk lag ein einsames Haus unter mächtig hohen Bäumen im Außendeiche. Ein Arm der Elbe, der in das Land hineintrat, hatte das Haus und dessen nächste Umgebung wie eine Insel umschlossen. Dieser Elbarm war fest gefroren und knarrte unter den Fußtritten der Männer.

In der kleinen Döns jenes Hauses brannte ein trübes Licht auf dem Betpult. Vor demselben kniete eine Frau in Nonnentracht. Ihr Gesicht wies neben Spuren großer Schönheit Züge des tiefsten Leidens.

Eddo trat ein. „Gelobt sei Jesus Christ!" sprach er und machte das Zeichen des Kreuzes.

„In Ewigkeit!" antwortete die Frau, sich erhebend. „Sei der Friede des Herrn mit Dir. Was bringst Du mir, frommer Vater?"

„Er will Dich sehen. Bist Du bereit, ihn zu empfangen?"

„Ich bin immer bereit, sein edles Angesicht zu schauen. Wie groß ist seine Güte gegen mich."

„Schon höre ich seine Tritte. Lebe wohl, Maria, und mögest Du hier den Frieden finden, den Du an den Ufern der Stör vergebens gesucht hast."

Er entfernte sich, und gleich darauf trat Marten Dulk ein. Die ernste Frau kniete vor ihm nieder, und drückte seine Hand an ihre Lippen. Eine Thräne fiel auf die Hand.

„Steh auf, Maria. Das ist kein Benehmen für

eines Bauern Tochter. Sähe das ein altes Weib der Gemeinde, ich würde einen harten Stand haben."

„Du würdest mit Entschiedenheit ihnen entgegen treten."

„Erinnere Dich, Maria, daß ich nichts als ein Bauer bin; nichts anderes sein will. Alle Vergangenheit liegt im Grabe. Lastet eine Schuld auf mir aus früheren Tagen, so ist sie redlich verbüßt; die tiefe Herzenswunde, die ich schuldlos empfing, ist vernarbt. Du und Eddo seid das Einzige, was mir aus dem andern Leben hierher folgte...."

Maria unterbrach ihn: „Er ist Dir eine Stütze, ein reicher Trost; ich bin mir selbst ein Vorwurf und Dir eine Last."

„Du bist ein Kind des Unglücks; tief vom Leid gebeugt. Was Du in Deinem Leichtsinn begangen, hast Du mit reuigem Herzen gesühnt, und der Himmel hat Dir vergeben. Meinst Du, daß der Vater nicht dieselbe Barmherzigkeit übt?"

„Großmuth war Deine höchste Zierde. Wir wollen es nicht weiter erwähnen. Ist es noch immer unwiderruflicher Entschluß bei Dir, Dein Leben hier zu beschließen?"

„Pocht der Hochmuthsteufel einmal wieder bei Dir an? Meine ganze Vergangenheit habe ich jenseits der Elbe gelassen. Als ich den Strand hier betrat, schwur ich zum Bauernstande, und als ich zum ersten Male den Pflug in die Erde drückte, fiel eine schwere Last von meinem Herzen. Ich freite um eines Bauern Tochter, habe sie als mein redliches Weib geachtet, so lange sie lebte, und erzog den Sohn, den sie mir schenkte, zu einem wackern Landmann, voll Abscheu gegen die Lüge, und voll des heiligen Gefühls für den Werth seines Standes. Aber was spreche ich von mir? Von Dir ist die Rede. Maria, Kind meiner ersten Liebe; Du Einzige aus den Tagen einer bittern, herben Zeit, wo verschuldetes und unverschuldetes Unglück mich traf; was hat Dich bewo-

gen, die Stätte des Friedens zu verlassen, wo Du Dich glücklich zu finden schienst?"

„Sehnsucht nach Dir! Hoffnung, daß ich eine Spur von meinem Adalbert entdecken werde. Ich hoffe...."

„Und ich fürchte es. Man weiß in der Gemeinde, daß ich, ehe ich hierher kam, verheirathet war, und daß Du meine Tochter bist, die aber bei Verwandten im Auslande erzogen wurde. Aber man weiß nicht, was geschehen ist, seit Du von thörichter Leidenschaft verblendet, das schützende Dach Deines Vaterhauses verließest, bis zu dem Tage, da Du als Carmeliterin hierher zurück kehrtest. Wenn das Volk es erfährt, ist Dein Unglück da, und weder ich, noch Eddo, noch irgend ein Mächtiger kann Dich retten, selbst wenn er es wollte. Weißt Du, wie das Gesetz den Fehltritt der Jungfrau bestraft? Man gräbt an ungeweihter Stelle ein Grab, und legt sie lebendig hinein. Soll die Tochter eines Mannes, der hier eine friedliche Zukunft fand, soll meine Tochter ein solches Leid treffen?"

„Auch das läge in Gottes Hand, und wenn ich mich davor entsetzte, wäre es nur um Deinetwillen. Ich habe mein Leben abgeschlossen. Mir gilt gleich, was mit mir wird; bin ich doch mit meinem Gott versöhnt. Auch täusche ich mich nicht, Vater. Ich fühle es, daß ich den Tod in meinem Herzen trage, und darum will ich die letzten Tage in Deiner Nähe zubringen. Die Klosterkirche oder dies Strohdach, für mich ist es gleich; dem Gläubigen ist die Erde überall ein Tempel des Herrn."

„Gute Nacht, Maria. Ich habe Trost aus Deinem Anblick geschöpft. Die Mitternachtsstunde muß nahe sein. Wir wollen uns trennen. Morgen sehen wir uns wieder. Hast Du irgend einen Wunsch, mein theures Kind?"

„Keinen, als daß der Himmel bald mein Gebet erhören, und mein Auge gnädig schließen möge. Und wenn es sein hoher Rathschluß und Wille ist, so führt er vor

dieser Stunde mir noch ein Mal meinen Sohn entgegen, daß ich ihn in meine Arme schließe, und ihn segne."

„Dann vermauere Dein Fenster, damit der Blick des Argwohns nicht in das Innere Deines Hauses dringe. Schlafe wohl, Maria."

Marten Dulk entfernte sich. Was er auch immer mit seinem Kinde hatte Bedeutsames sprechen wollen; er hatte es in ihrer Gegenwart vergessen, und nur in der wollüstigen Erinnerung an vergangene Schmerzen geschwelgt. Eddo folgte ihm schweigend.

Maria saß, den Kopf in die Hand gestützt, in der einsamen Döns. Kein Schlaf kam in ihre Augen. Angeregt durch das Gespräch mit dem Vater, schweifte ihr Geist weit, weit in eine ferne Vergangenheit, und in dieser stillen Stunde der Mitternacht durchlebte sie noch einmal alles Leid und alle Freuden vergangener Tage.

Das waren seltsame Bilder, die in langer Reihe an ihrem innern Geiste vorüber zogen.

Da tauchte aus den silbernen Wellen des Stromes ein sonniges Rebenland auf, und in demselben herrschte ein Fürst, der hatte ein dankbares Volk, und einen Freund, den er über Alles liebte. Und im Laufe der Zeit sah der Fürst eine Edeldame, der flog sein ganzes Herz zu und schlug in Liebe für sie.

Als der Freund diese Liebe erfuhr, lachte er höhnisch, denn er hatte diese Schönheit bereits für sich gewonnen und nannte sie heimlich Weib. Der Fürst vernahm es und ward bitter. Der beglückte Ehemann schwieg nicht und Beide trennten sich im Zorn, um sich nie mehr freundlich zu begegnen. Die Edeldame erfuhr die Leidenschaft des Fürsten und war eben ein Weib; sie beklagte sich gegen ihren Gatten, daß er ihre Unerfahrenheit benutzt und sie zu diesem Bündnisse beredet habe, daß sie ihn nicht mehr liebe und sich von ihm trenne. Die Kirche löste bereitwillig das Band, das sie geknüpft hatte, der Freund des Fürsten zog sich mit seinem Kinde, fast noch ein Säugling, zurück und bald darauf hieß seine

Gattin die allvermögende Favoritin des Fürsten. Groll und Ingrimm herrschten im Lande, denn die begünstigte Dame erkor wieder ihre Günstlinge, mit denen sie gemeinsam das Land dem Untergange zuführte und der Fürst in seiner blinden Liebe zu schwach, um diesem Treiben Einhalt zu thun, ließ es seufzend geschehen. Aber endlich riß die Langmuth des Volkes und es erhob sich drohend gegen seine Verderber. Die Fackel des Aufruhrs loderte an allen Enden. Der Fürst erwachte aus seiner Lethargie und wollte seine Rechte wahren. Da trat ihm sein ehemaliger Freund entgegen. Er sprach für das Volk; er war sein wärmster Anwalt und suchte den Fürsten zur Vernunft zurückzuführen. Vergebens. Der Zorn des Fürsten entbrannte immer mehr und er erhob seinen Arm gegen den Mann, den er schon so tief gekränkt hatte. Da ergriff diesen eine namenlose Wuth. Die Schwerter blitzten und der Fürst sank nach wenigen Augenblicken schwer verwundet darnieder. Unterdessen hatte das Volk nach seiner Weise gerichtet und die Creaturen, die den Fürsten bestrickt, seiner Rache geopfert. Geröthet von ihrem Blute betraten sie den Palast und fanden den sterbenden Fürsten; vor ihm den Vertreter ihrer Rechte mit dem blutigen Schwerte. In dem Taumel der Erregung riefen sie Diesen zum Herrn des Landes aus und zürnten, als er die dargebotene Krone mit Entrüstung von sich wies. Um ihrem Andringen zu entgehen und die traurigen Ereignisse mit steter Vergessenheit zu bedecken, entfloh er, hüllte sich in das Gewand eines Bauern und suchte sich eine Heimath im fernen Norden, wo die Wogen des Meeres mit den Menschen um die Herrschaft des Bodens streiten. Der Bauer lebte friedlich mit seinem Kinde. Als aber dies heranwuchs, bemerkte er mit Trauern, daß es den stolzen, hochfährtigen Sinn der Mutter geerbt hatte und die Hütte verachtete, die seine Heimath war. Was aber der Vater nicht bemerkte, war, daß ein adliger Junker sein schönes Töchterchen aufgespürt hatte, und die noch schlummernde

Leidenschaft in ihrem Herzen zur hellen Flamme anfachte. Eines Tages waren sie entflohen.

Nun zeigt sich wieder das Land der sonnigen Reben und der Junker mit seinem Liebchen schwelgen in dem Entzücken der ersten Liebe. Aber der Rausch währt nicht lange und bald wird der Ritter seiner Bauerndirne überdrüssig. Diese aber, die es früher verstanden, dem Vater sein Geheimniß abzuschwatzen, fühlt sich empört über die verächtliche Behandlung des Junkers und um ihn durch das Unerwartete zu Boden zu schmettern, verkündet sie mit stolzen Worten ihre Herkunft. Der Junker stutzt. Er horcht nach allen Seiten; er fragt und empfängt Antwort. Die Wunde, vor langer Zeit dem Lande geschlagen, ist zwar vernarbt, aber nicht vergessen. Der Junker begreift, wenn er kundgiebt, wer das Weib ist, die sich seinem Schutze anvertraut, es ihm vielleicht gelingen kann, ihre Rechte geltend zu machen. Er naht sich, demüthig um Vergebung flehend, und ist zur Stelle bereit, seinen Raub vor dem Altare zu heiligen. Sie wird seine Gattin und nun tritt er mit seinen vermeinten Rechtsansprüchen hervor. Alles staunt. Er gewinnt Freunde und Anhänger, aber auch zahlreiche und mächtige Gegner erheben sich. Der Kampf beginnt und wird mit abwechselndem Glücke geführt. Aber endlich gewinnt die herrschende Partei die Oberhand und der Junker wird für immer verwiesen; die Acht wird über ihn ausgesprochen. Seine Gattin ist indessen geflüchtet; sie hält sich still verborgen und sieht nur manchmal verstohlen ihren Sohn, den ein treuer Diener auf einem einsamen Landhause erzieht. Ihr Gatte, in allen seinen Hoffnungen betrogen und seiner Liebe längst überdrüssig, will sich um jeden Preis von seinem Weibe befreien. Er weiß sich des Knaben und seines Erziehers zu bemächtigen und schwört, sie zu tödten, wenn sie nicht das Kloster wählt. Des Kindes Leben zu erhalten, nimmt sie den Schleier, aber mit Hülfe einiger Freunde, die, um ihres Vaters willen, ihr noch treu geblieben sind, gelingt es

ihr, vor der Ankunft in dem Kloster, sich der Aufsicht ihres Tyrannen durch die Flucht zu entziehen. Bei einem Freunde hält sie sich verborgen; in tiefster Abgeschiedenheit lebt sie in der Stille seines Hauses unter seinem und dem Schutze eines frommen Geistlichen, der sie mit wahrhaftem Troste erquickt, sie zur Erkenntniß ihrer Schwächen bringt und durch Gebet und Reue ihre Seele läutert. Während dieser Zeit haben sich die Dinge verändert. Ihr Sohn ist hinausgezogen in die Welt und sucht in der unbekannten Ferne, was er daheim verloren hat. Ihr Gatte ist fort. Er hat die alte Heimath wieder aufgesucht. Näheres weiß Keiner. Abgeschlossen mit der Welt, nur von einer geheimen Sehnsucht nach ihrem Kinde erfüllt, öffnet sich das leidende Weib dem treuen Vaterherzen und schildert diesem ihren Fehltritt und seine Folgen, ihre Buße, ihre Reue und Ergebung. Was sie früher unbedacht von sich gestoßen, darnach sehnt sie sich jetzt: nach einem Worte, einem Blicke des Vaters; dann will sie Alles tragen, Alles dulden, was noch irgend zur Buße über sie verhängt werden soll. Auf weiten Umwegen langt dieses Bekenntniß in die Hände des Vaters, und kaum hat er es mit seinen Blicken verschlungen, als auch schon die Arme ausgebreitet sind, die Längstverlorne wieder zu empfangen. Zu langsam für seine Ungeduld fliegen die schnellsten Rosse und als endlich die fremde Klosterfrau vor dem Heck*) seines Gehöftes hält, gehen ihm die Augen über und er vermag kaum, seine Empfindungen zu bändigen, bis er sie in dem einsamen Gemache vor sich sieht. Vater und Tochter sind wieder vereint. Nach einem kurzen Zusammenleben, nach mancher ruhigen Besprechung verläßt sie noch einmal die väterliche Schwelle, um in den stillen Mauern eines Klosters die bedürftige Ruhe zu finden. Aber auch hier sucht das ersehnte Glück des Friedens sie nicht auf und das

*) Eine nicht allzuhohe aber breite Gitterthür, durch welche man auf den vorderen Hof der Bauergüter gelangt.

ängstlich klopfende Herz pocht erst wieder in gemessenen Schlägen, als sie abermals die Hand des Vaters an ihre Lippen gedrückt hat und die Wogen der Westsee mit dumpfem Rollen den Accord zu ihrer Stimmung angeben hört.

Das waren die Bilder, die nach und nach an Mariens innerm Geiste vorüberzogen und ihre Phantasie immer mehr erregten. Sie saß mit offnen Augen da und starrte in die eine Ecke des Gemaches, als ob dort Alles sichtbarlich zu schauen sei, was ihre Seele so tief bewegte.

Da vernahm sie ein süßes Klingen, das anzuhören war, wie die Melodie der Engel in den höheren Sphären. So däuchte es ihr Anfangs, denn Entzücken verbreitete sich über ihr Antlitz und sie sank mit gefaltenen Händen in die Kniee. Sie hielt dafür, die Erlösung von ihrem irdischen Leid sei gekommen und der Herr riefe sie.

Aber bald schwand die Täuschung und es offenbarte sich ihr, daß es ein irdisch Saitenspiel sei, dessen helle Klänge zu ihren Ohren drangen. Sie erhob sich langsam und erblickte auf der Schwelle einen Jüngling, der sie mit Staunen betrachtete.

„Wer ist hier?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Verzeiht mir, hohe Frau; aber ich fand die Thür Eures Hauses offen. Bei der einbrechenden Dämmerung verließ ich die Wohnung meines Gastfreundes und lauschte draußen dem Rauschen der Wogen, bis die Finsterniß immer mächtiger hereinbrach. Jetzt irre ich vergebens stundenlang umher und finde den Rückweg nicht. Da sehe ich durch Euer Fenster das Licht schimmern und finde die Pforte offen. Wollt Ihr vergönnen, daß ich hier den anbrechenden Morgen erwarten darf?"

Die Worte des Jünglings machten einen tiefen Eindruck auf sie. Ihr Herz pochte.

Der Singemeister schwieg einen Augenblick betroffen, dann sagte er:

„Verzeiht. Ich begreife, meine Bitte war unbescheiden und sie wurde mir nur von der Noth abgedrungen. Aber Euer Gewand verräth, daß ich hier keine Herberge begehren darf. Vergebt mir mein dreistes Begehren. Ich will meinen Weg sogleich fortsetzen."

Da rang sich das Wort zur rechten Zeit von der beängstigten Brust. Sie winkte mit der Hand.

„Bleibt. Ihr seid ein Fremder und dürft nicht wieder in die sternenlose Nacht hinaus. Ein Wunder Gottes ist es, daß Ihr den vielen Gräben und Schluchten entgangen seid, die hier in Unzahl zu finden sind und dem unkundigen Wandrer Verderben bringen."

„Habt Dank für Eure Güte, edle Frau."

„In dieser Hütte ist noch eine Kammer, sie reicht auf einige Stunden für mich hin. Ihr nehmt Besitz von diesem Gemache. Dort in jenem Schranke findet Ihr, was Euch zur Erquickung nöthig. Schlaft in Frieden. Der Herr und seine Engelschaaren behüten Euch."

„Und Euch segne er dafür, daß Ihr Barmherzigkeit übt."

Ehe sie ging, wandte sie sich ihm zu und machte das Zeichen des Kreuzes, dann verschwand sie. Als er ihr in das ihm völlig zugekehrte Antlitz blickte, fuhr er zusammen.

„O Himmel! Was war das? Ihn suchte ich und finde .... Nein! Nein! Es ist nicht ... ich täusche mich! — Und doch ... Wer löst mir dieses Räthsel?" —

Er zog ein Medaillon hervor und betrachtete es genau: —

„Das sind dieselben Züge! Es ist derselbe Blick! Wo bin ich, und was werde ich erleben? O, ein Zeichen gieb mir, gütiger Himmel, ein Zeichen, wie ich den lauten Schlag meines Herzens deuten soll."

Aber es blieb todtenstille rings umher.

Nach einigen Stunden trat eine Magd herein und brachte ihm den Morgentrunk:

„Erquickt Euch, Junker. Es ist nun hell draußen

und Ihr könnt Euern Weg bis zu den nächsten Gehöften ohne Gefahr fortsetzen. Die Hausfrau läßt Euch eine gute Reise wünschen; sie ist beschäftigt und kann Euch nicht selbst das Geleite geben. Wohl bekomme Euch der Trunk."

Adalbert wollte wissen, wer seine Wirthin sei, und warum sie, statt in einem Kloster, in dieser einsamen Gegend am Meere wohne; aber die Magd, selbst nicht wissend, was sie doch nur zu gerne gewußt hätte, antwortete ärgerlich: das ginge Keinem etwas an, Niemand hätte darnach zu fragen, und es sei nicht höflich von den Gästen, wenn sie zum Dank für das gespendete Gastrecht die Geheimnisse des Hauses zu wissen begehrten.

Adalbert entfernte sich beschämt. Mutter und Sohn hatten unter einem Dache geruht, ohne es zu wissen.

Eilftes Kapitel.

Bei dem Miltenberger.

In der öden Halle seiner halb wüsten Burg saß der Junkherr von Miltenberg auf einem umgestürzten Methfasse, und sah mit verzogenem Maul seinen Knappen an, der achselzuckend vor ihm stand.

„Das ist nun nicht zu ändern, Junkherr, und Ihr müßt Euch darin finden," sprach dieser. „Lange genug habe ich Geduld mit Euch gehabt, aber nun ist es am Ende. Heute Abend gehe ich."

„Versuche es noch acht Tage, Gottfried. Wir haben so lange zusammen hausgehalten."

„Geht meiner höchsten Seele nicht, gnädiger Herr. Wenn ich noch drei Tage bei Euch bleibe, bin ich mausetodt. Kein Meth, kein Bier: mag sein. Aber auch kein Brod und kein Fleisch... Erlaubt mir, helle Luft und klares Wasser dazu ist eine allzu magere Kost. Es ist

nun weit über Mittag, und noch hat, wie an den vorhergehenden Tagen, kein Topf gebrodelt. Von allen Todesarten ist der Hungertod am schlimmsten. Um mich vor ihm zu bewahren, gehe ich ab. Und mit mir geht die ganze Schloßdienerschaft."

„Willst mich noch närren, Bursch?"

„Mein Seel nicht. Gottfried der Thurmwart geht zu derselben Stunde und Gottfried der Pförtner auch. Der Küchenmeister Gottfried bleibt ohne die Beiden nicht einen Augenblick und Gottfried der Kellermeister folgt ihm auf dem Fuße. Dann wird dies Haus vollends verödet sein und Ihr könnt, statt mit uns, mit Euerm eigenen Schatten hadern."

„Du bist ein arger Schalk. Heißen die Beschließerin und die Bettmeisterin nicht auch Gottfried? Aber wenn Du gehst, so will ich Dich nicht halten. Nur Deinen Lohn bin ich Dir noch schuldig und da ich Dir den nicht zahlen kann, so wollen wir darum würfeln. Entweder nichts, oder das Doppelte auf bessere Zeiten."

„Euer Gedächtniß hält so wenig Stand, wie Eure Würfel, Junkherr. Schon drei Mal habt Ihr mir denselben Vorschlag gethan und drei Mal habe ich Euerm Verlangen nachgegeben. Solltet Ihr Alles herauszahlen, was ich von Euch gewonnen habe, Ihr müßtet einen Säckel haben, voller und größer als der Ritter von Windbergen, der um Weihnachten unsere letzte Schindmähre gewonnen hat."

„Wenn das ist, Knappe Gottfried, so bin ich Dir nichts schuldig, und Du darfst erst etwas von mir verlangen, wenn bessere Zeiten kommen werden. Man kann nicht leichter athmen, als wenn man seine Schulden bezahlt hat; das merke Dir, und gehe nicht leichtsinnig zu Werke."

„Ihr habt eine gute Manier, Euch von Euern Schulden los zu machen. Am Ende disputirt Ihr's mir auch ab, daß Ihr mir jetzt ein reichliches Mittagsmahl schuldig seid."

„Recht muß Recht bleiben, Knappe Gottfried, und ich bekenne mich redlich zu dieser Schuld. Da sind die Würfel. Wir wollen's kurz machen."

„Ihr füllt mit Euern Würfeln meinen Säckel, denkt Ihr mir nun auch den Magen damit zu füllen?"

„Widersprich nicht und wirf. Was haben wir da? Fünf Augen. Das ist wenig. Ich fürchte, Knappe Gottfried, Du kommst um das Fleisch und die Tunke dazu. Da! Eilf Augen. Die Mahlzeit ist vorbei."

„Aber das ist denn doch...."

„Sei still, Kerl! Du bist satt. Ich habe ehrlich aufgeschüsselt, und Du hast ehrlich zugelangt. Was scharrt draußen auf dem Estrich? Es ist eine heillose Zucht, daß hier Tag und Nacht die Pforten offen stehen. Gottfried der Pförtner verwaltet sein Amt sehr nachlässig. Sieh nach, wer draußen ist."

Aber ehe der Knappe noch Miene zum Gehen machte, schlurfte es näher und herein trat ein ältlicher Mann mit kahler Platte, einen abgeschabten Mantel um die Schultern geschlagen und ein Barret zwischen den Fingern. Unter dem Arm trug er eine Rolle Papier. In seinem Gurt steckten kreuzweise zwei Federn und an demselben hing ein Tintenfaß. Als der Fremde die Mitte der Halle erreicht hatte, machte er eine tiefe Verbeugung und sah den Junkherrn darauf mit einem schlauen Lächeln an.

Dieser zog die Stirn in Falten und fragte kurz: „Wer seid Ihr und was wollt Ihr?"

„Ich bin," sagte das Männchen, sich nochmals verneigend, „ein Schreiber bei dem Landschreiber der ditmarsischen Landschaften und befugt, kleine gerichtliche Handlungen in eigener Person vorzunehmen und rechtsgültig zu Ende zu bringen. Heiße übrigens Martinus Equus und bin meines hochgebornen Junkherrn bereitwilligster Diener."

„Nun denn, wenn Ihr mein Diener seid, so befehle ich Euch, daß Ihr Euch zum Teufel schert. Hebt Euch weg!"

„Erlaubt, Herr!“ Dies ist nur bildlich zu verstehen. Euer Diener in allen rechtlichen Dingen, wo ich Euch als Mensch, qua homo, so zu sagen, einen Dienst leisten kann. Sonst aber bin ich eine persona publica, ein Diener des Gerichts, dem man in allem Betracht pünktlichen Gehorsam schuldig ist, sobald er sich in seinen Forderungen auf Dinge beschränket, welche er nach den Legibus mit Recht fordern und beanspruchen kann und beanspruchen muß, um der andern Partei, welche unrechtmäßig durch fremde Usurpation oder sonstige Anmaßung leidet, gebührendermaßen beizuspringen.“

„Trätscht Ihr Morgen mehr, Ihr alberner Federfuchser,“ schrie der Junkherr ärgerlich. „Glaubt Ihr, daß ich Zeit und Geduld habe, Euer langweiliges Gewäsch noch länger mit anzuhören? Sagt mir kurz und gut, was Ihr mir zu sagen habt, und dann schiert Euch Eurer Wege. Was wollt Ihr?“

„Wie ich dem gestrengen Junkherrn schon bemerkt habe, einen gerichtlichen Actus vornehmen, zu welchem ich völlig autorisiret bin, und den ich auch mit allem gebührenden Respect vor Euer Gnaden zu Ende zu bringen hoffe. Vorher aber habe ich ein Anliegen, welches vorzutragen ich mir mit größter Devotion erlaube.“

„Was wollt Ihr von mir? Gottes Donner sollen Euch den Hirnschädel einschlagen, Ihr langweiliger Bursche.“

„Mit der Erfüllung dieses heidnischen Wunsches, der bei furchtsamen Leuten eine Gänsehaut hervor rufen könnte, wäre Euch am wenigsten gedient, mein gestrenger Herr, sintemalen wenn ich von sothanem Donner erschlagen wäre, einer meiner Herrn Confratres hier erscheinen würde, der in alle Wege mehr geradezu geht, und nicht für den Stand derer Personen, bei denen sie in officiis agiren, die schuldige Ehrfurcht an den Tag legen. Ich aber wollte sagen, daß ich als homo juris, von den Personen, in deren Namen ich öffentlich auftrete, genugsam salariret werde für meine Bemühungen. Was aber der

körperliche Unterhalt, das heißt die leibliche Atzung sowohl für mich, als auch für das Pferd betrifft, welches mich hierher getragen, so ist es rechtens, daß diese denen Personen zur Last fällt, bei denen ich mich zur Ausübung des Geschäftes befinde. Ihr würdet mich daher zum lebhaften Danke verbinden, wenn Ihr Euren Stallknechten beföhlet, meinem Gaul, der draußen angebunden stehet, das nöthige Futter zu reichen, meinem dato leeren Magen aber mit einem bescheidenen Imbis...."

Ein lautes Gelächter des Junkherrn und Knappen unterbrach hier den Redefluß des Schreibers, der, hierüber anscheinend nicht wenig betreten, einen Schritt zurückwich und sagte:

„Ich glaube nicht verdient zu haben, auf diese verächtliche Weise behandelt zu werden, sintemalen ich mir bewußt bin, nichts geäußert zu haben, was nicht vollkommen zu Recht beständig wäre. Muß derohalben bitten...."

„Bemüht Euch nicht weiter," rief der Junkherr noch immer lachend. „Diesmal war es nicht auf Euch gemünzt, sondern galt mir selber. Habt Ihr Augen im Kopfe, Herr Schreiber, daß Ihr einen Imbis an einem Orte fordert, wo selbst die Fliegen vor Hunger die Flügel hängen lassen? Ich gebe Euch Erlaubniß nachzusehen, in welchem Theile der Burg Ihr wollt, und wenn Ihr nur soviel Speise findet, als Ihr ohne Beschwer mit dem Hauche Eures Mundes wegblasen könnt, so sollt Ihr befugt sein, mir mein Lachen mit gleicher Münze zehnfach zurück zu zahlen. Wenn Ihr aber mit mir um Eure Gerechtsame würfeln wollt, so bin ich dazu bereit und hoffe, Euch Mahlzeit um Mahlzeit abzugewinnen."

„Was Eure Geschicklichkeit im Würfeln betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick daran, gestrenger Junkherr. Da aber das Knöcheln ein schlechtes Mittel ist, einen leeren Magen zu füllen, so will ich von der mir ertheilten Befugniß Gebrauch machen, und mich zuvor in den verschiedenen Theilen dieses Hauses umsehen, ob ich nicht

irgendwo etwas entdecke, was zur Befriedigung der ersten Nothdurft hinreichend ist. Ich werde bald wieder hier zu erscheinen mich bestreben."

Der Schreiber verließ die Halle in derselben Weise, wie er gekommen war, und der Junkherr und sein Knappe sahen einander an.

„Was meinst Du, Gottfried, wird er besonders viel finden?"

„Sagt mir, gestrenger Herr, welchen Gottfried Ihr zu fragen beliebt?"

„Alle miteinander."

„Dann antwortete ich Euch im Namen des Küchenmeisters und des Schenken: Nichts. Es ist im Boden, wie im Keller, in dem Weingewölbe, wie in dem Holzschuppen, so wie in der Krippe des letzten, glücklich verspielten Gaules ein solcher Kehraus getanzt worden, daß der tollste Sturm nicht mehr ein Stäubchen wegzublasen fände."

„Nun so lasse ihn suchen in seiner Weisheit, bis er mitsammt dieser Hungers stirbt und uns von seinen Schreibschnörkeln befreit. Ist mir immer, als ob mich das Fieber packte, wenn ich einen solchen Kerl seine Feder schwingen sehe, wie ein ungeschulter reisiger Knecht seinen Flamberg. Aber, vergebliche Hoffnung; da ist er schon wieder."

„Und bepackt wie ein Saumroß, gestrenger Herr. Das geht nicht mit rechten Dingen zu!" rief der Knappe.

„Der Kerl kann hexen, Gottfried. Wo Teufels hat er das aufgegabelt, was er in den Händen schleppt, sei es auch, was es sei? Der muß irgendwo in der Nähe eine alte Muhme haben, die unter den Runensteinen auf der Geest eine warme Lagerstatt und zu Maitag einen guten Freund auf dem Blocksberg hat. Vor dem müssen wir uns in Acht nehmen. Schlage ein Kreuz."

„Alle guten Geister!" rief der Knappe. „Er weicht nicht, Junkherr. Diesmal ist es also kein Geist, sondern in Wahrheit der Schreiber von vorhin; ein Kerl von

Fleisch und Bein, wie Ihr und ich. Er nickt mit dem Kopfe, und sein Gesicht verzieht sich zum freundlichen Grinsen. Laßt uns hören, was er uns zu melden kommt."

„Uf!" sagte der Schreiber, und legte die Last, die er mit sich schleppte, auf den schweren Eichentisch, der inmitten der Halle stand. „Da bin ich wieder zurück von meinem Streifzuge. Er hat nicht lange gedauert und Ihr seht, er ist nicht ohne Erfolg gewesen."

„So seid Ihr der Teufel oder sein Helfershelfer!" schrie der Junkherr, „sonst hättet Ihr das nimmer vollbracht. Was habt Ihr da, und wo fandet Ihr's?"

„Patientia!" entgegnete Jener und nestelte behaglich die Schnüre los, die seinen Schnappsack umwanden. „Gut Ding will seine Zeit und weder bei der Arbeit noch bei der Lustbarkeit soll man sich übereilen. Hitzkopf verschüttet den Wein, statt ihn zu trinken, aber Wohlbedacht macht jeden Tropfen zum Labsal."

Er nahm nun nach und nach aus seinem Sack einen stattlichen Braten, ein kräftiges Brod, nebst einigen andern guten Dingen hervor und machte sich alsbald an die Arbeit:

„Kann Euer Gestrengen versichern, daß mir dergleichen Consumptibilien lange nicht so wohlbereitet vorgesetzt sind, als gerade diese, wovon Ihr Euch selbst nebst Euerm Knappen überzeugen könnt, wenn es Euch gefällig ist, an meinem Imbis Theil zu nehmen, wozu ich Euch hiermit geziemend eingeladen haben will."

Junkherr und Knappe ließen sich das nicht zwei Mal sagen, und fielen mit wahrem Heißhunger über die Speisen her. Der Schreiber ließ sie ruhig gewähren und brachte unterdessen aus seinem Sacke einen großen irdenen Krug nebst kleinen Bechern zum Vorschein.

„Ein guter Bissen ist noch Eins so viel werth, wenn man ihn mit einem guten Trunk hinunter spült, und bitte Euch deshalb, mir Bescheid zu thun."

Der Miltenberger war so sehr vor Erstaunen außer

sich, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Er griff sogleich nach dem dargebotenen Becher, leerte ihn mit großem Wohlbehagen und während der Schreiber ihn wieder füllte, murmelte er vor sich hin:

„Teufelswerk!"

„Mit nichten, Herr von Miltenberg. Satanas non est, das heißt, der Teufel hat nichts mit dieser kleinen Mahlzeit zu schaffen, sondern es geht Alles ganz natürlich zu, wie Ihr vernehmen sollt, während Ihr in aller Ruhe weiter trinkt, was Euch bei diesem Wein nicht schwer werden kann, sintemal es ein gar liebliches Getränke ist, welches uns hier anduftet."

Der Junkherr ließ sich das gesagt sein. Er füllte Becher auf Becher und horchte auf den Schreiber, der lächelnd sagte:

„Als ich hierher gesandt wurde, um zu thun, was meines Amtes ist, und dabei bedachte, edler Junkherr, in welcherlei Calamitäten Euch die Würfel gebracht haben, ward es mir deutlich, daß es hier möglicherweise nur schmale Bissen setzen würde und habe ich deshalb fürsorglich mir von meinem Absender ein Viaticum an Speise und Trank erbeten, was derselbe mir — wenn er auch sonst kein Freund von dergleichen Liebesspenden ist — nicht hat vorenthalten mögen und es hat uns eben jetzt seine guten Dienste gethan."

„Das ist wahr!" lachte Junkherr Kasper von Miltenberg. „Nach dem gestrigen Fasttage konnte mir nichts erwünschter kommen. Aber wie heißt der Ehrenmann, der Euch mit einem so wohlbepackten Saumroß zu mir gesendet hat? Sagt mir's, damit ich diese letzten Tropfen auf sein Wohlsein trinken kann."

„Ich thue Euch Bescheid, Junkherr Kasper, sintemalen auf dem Boden meines Säckleins noch ein zweites Krügelein verborgen ist. Der Spender dieses Weins aber ist Euer Waffengenosse und Freund, der Ritter Gotthold von Windbergen."

„Was?" schrie der Junkherr. „Gotthold von Windbergen? Nun muß ich doch an einen Teufelsspuck glauben, denn wenn dieser Geizhals so reiche Spenden einem Schreiber zu einem Ritte über Land giebt, so ist er leibhaftig vom Satan besessen, oder sein letztes Stündlein hat geschlagen."

„Keins von beiden. Distinguendum est inter et inter! Das heißt, man muß jedwedes Ding von der rechten Seite betrachten. Der Ritter hat es gut mit Euch im Sinn und wenn Ihr wollt, sprechen wir's mit einander durch, während wir zu unserer Ergötzlichkeit in der Halle auf und abschreiten, ohne indessen dabei dieses zweite Krügelein aus den Augen zu verlieren."

Der Junker und der Schreiber gingen auf und ab, und es entspann sich zwischen Beiden ein langes und heimliches Gespräch.

„Ihr habt nun," sagte endlich der Schreiber, „Alles vernommen und bitte ich Euch, das Gesagte gehörig zu überlegen, weshalb ich Euch eine Weile allein lassen und während der Zeit mir diese Burg, sammt deren Pertinentien etwas näher ansehen werde."

Der Schreiber ging und Junkherr Kasper sprach vor sich hin:

„Also der Gotthold? Hätt's gleich rathen sollen, als ich den ersten Becher trank. Der Wein fiel mir so bekannt auf die Zunge. Es ist derselbe, den er mir abgenommen hat. Und der will . . ."

Der Schreiber aber hatte ihm Folgendes anvertraut. Der Junkherr hatte nichts mehr und außerdem war er dem Gotthold noch bedeutend verschuldet. Nun forderte dieser, daß der Junkherr ihm seine Burg, sammt dem dazu gehörigen Boden abtreten solle; dafür wolle denn der Ritter nicht nur die Schuldscheine sammt und sonders vernichten, sondern auch ihm und seinem Knappen eine vollständige Rüstung und ein tüchtiges Roß, sammt zehn Reichsgoldgülden geben; Anerbietungen, welche auszuführen der Schreiber vollständig beauftragt war.

Der Geizhals hatte gut gerechnet, als er den Reisesack des Schreibers füllte. Ohne Wein mochte dieser mit seinen Vorschlägen wenig Gehör gefunden haben; jetzt aber kreiste das Blut in den Adern des Junkherrn lebhafter. Er sehnte sich darnach, ein Mal wieder einen flüchtigen Renner zu besteigen, den er seit der Weihnachtzeit nicht mehr gehabt, und hörte in Gedanken das Klingen der zehn Goldgülden, die ihm das Hundertfache bringen konnten. Die Würfel wurden unruhig in der Tasche, er rieb sich vor Freuden die Hände und rief dem eintretenden Schreiber entgegen:

„Ich weiß, es ist eine neue Dummheit, die ich mache, aber ich kann mir nicht anders helfen. Reißt die Schuldverschreibungen in tausend Stücke und zahlt das Gold aus, so mag es drum sein. Aber rasch, so lange mir noch Euer Wein, der eigentlich der meine ist, in der Kehle brennt, denn sonst stehe ich Euch nicht dafür, daß es mir nicht wieder leid wird."

„Das ist ein guter Entschluß und soll er meinerseits förderlichst in Ausführung gebracht werden. Ihr braucht nur auf dieses Stücklein Wachs Euern Schwertknopf als Siegel zu drücken, so ist Alles geschehen und ich setze von Amtswegen Euern Namen dazu. Bene! Nun ist Gotthold von Windbergen Herr Eurer Burg und Ihr seid Herr Eurer Selbst, welches mehr ist, als Ihr denkt und Mancher von sich sagen kann. Hier sind Eure Verschreibungen und hier ist das Gold, wohlgezählt und ohne Tadel; im Hofe aber steht Euer Roß, wohlgezäumt und wohlgefuttert, der Fürsorge Eures Knappen übergeben. Ihr werdet mir nun gewiß nicht das Zeugniß versagen, daß ich das mir übertragene Geschäft mit aller Decens ausgeführt habe, was Ihr mir gütigst mit einem freundlichen Worte notificiren wollt."

„Zum Teufel mit Euern gedrechselten Redensarten, denn damit habt Ihr mich aus meiner Burg und meinen Wald und Wiesen vertrieben, und zu einem flüchtigen Manne gemacht. Aber es ist nun einmal geschehen,

und ich will mir nicht weiter den Kopf darüber zerbrechen. Ich wollte, der Gotthold säße mit all seinem zusammengerafften Gerumpel dort in der Ecke, und müßte an seinem eigenen Geize ersticken. Gottfried! He! Gottfried!"

Er zerriß die Schuldverschreibungen in kleine Stücke, sackte die Goldgülden ein und rief dem eintretenden Knappen zu: „Gottfried, ich ziehe auf Abentheuer aus, und dazu kann ich Niemanden gebrauchen, als einen tüchtigen, handfesten Knappen. Schicke daher die übrigen Gottfrieds fort, denn einen Küchenmeister und einen Schenken, oder sonst etwas dergleichen, kann ich fürderhin nicht gebrauchen."

„Gestrenger Junkherr, das ist nicht mehr nöthig. Als sie hörten, was hier so eben vorgegangen ist, haben sie sich sammt und sonders von selbst aus dem Staube gemacht. Die Pferde stampfen aber vor Ungeduld den Boden und ich kann Euch sagen, es sind ganz tüchtige Pferde, denn ich habe sie nur zu lange unter Händen gehabt."

„Bestie von einem Ritter! Kauft mir meine Burg mit meinem eigenen Wein und meinen eigenen Pferden ab. Aber das hilft uns Alles nichts mehr und wir wollen auf und davon. Gehabt Euch wohl, Ihr bekritzeltes Pergament und laßt Euch nicht bange werden, wenn die Geister der Miltenbergs im Zwielicht hier in der Halle spuken."

Er eilte in den Burghof, schwang sich in den Sattel und sprengte geradeswegs durch das offene Thor.

„Komm, alter Klepper! Wir kennen uns lange und wollen neuerdings gute Freunde sein. Bin ich nun kein schloßgesessener Ritter mehr, so bin ich dafür ein freier, gewappneter Mann, der Stärke und Muth besitzt und dem gehört die ganze Welt. Gute Schwerter sind in der jetzigen Zeit etwas werth und Graf Rudolf muß mir Bauch und Säckel tüchtig füllen, wenn ich ihm gegen die aufsässigen Bauern beistehen soll. Gottfried!"

Der Knappe sprengte heran.

„Gottfried! Bleibst Du bei mir, Bursche?"

„So lange Ihr wollt, Junkherr Kasper. Mit oder ohne Gaul, als Schenke oder Küchenmeister. Wohin geht die Tagefahrt?"

„Nach der Böckelnburg. Werde dem Grafen unsere Haut verhandeln gegen die aufsässige Bauernschaft, der er die erhitzten Köpfe waschen will."

„Wollen helfen kalt Wasser zutragen."

„Wird ihnen heiß genug werden. Aber erst wollen wir doch einen Ritt hinüber machen nach Windbergen zum Ritter Gotthold. Hat er mich um das Meine gebracht, so will ich ihm selbst die Urkunde überbringen und ihn zu guter Letzt noch weidlich ärgern. Ein Ritt in's Freie frischt Leib und Seele auf und wir wollen drüben ein Einlager halten, daß dem alten Geizhals die Haare zu Berge stehen sollen, darauf kannst Du Dich verlassen."

Und laut auflachend, sprengte der Junkherr Kasper von Miltenberg die Straße entlang, die nach Windbergen führte, so hastig, daß sein Knappe ihm kaum zu folgen vermochte, und noch schien die Sonne im schrägen Strahl auf Feld und Wald, als sie das Weichbild jener Burg erreichten.

Zwölftes Kapitel.

Auf Windbergen.

War kaum ein größerer Unterschied gesehen worden, als der auf Miltenberg und Windbergen. Wenn bei dem Junker Kasper Alles öde und leer, fand sich bei dem Ritter Gotthold Alles vollauf und es war eine Noth darum, wo man das liebe Gut unterbringen sollte, sintemalen der Ritter durch Gewinn im Spiel, oder durch Darlehen auf Pfandschaft immer mehr des seltsamsten

Gerümpels zusammenbrachte, und wagte doch nie, etwas davon anzurühren, aus Furcht, er werde am Ende seines Lebens Mangel leiden müssen.

Außerdem war in den letzten Zeiten der Ritter Gotthold von einem schweren Gebresten behaftet. Dies schrieb sich her von dem Weihnachts-Banquett auf der Böckelnburg, wo der Graf gelobt hatte, sammt seiner Gemahlin und seinem Gefolge gen Windbergen zu ziehen und dort zu banquettiren wochenlang, damit der Burgherr beweise, das Gerede von seinem Geize, welches man unter die Leute gebracht habe, sei nichts als eitel Verläumdung. Anfangs hatte er Tage und Stunden gezählt, und mit Zagen des Boten geharrt, der ihm den kostspieligen Besuch ansagen würde, und oft war er mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgefahren, weil er meinte, das Hifthorn des Grafen und seiner Genossen zu hören. Aber als allmählig die ersten beiden Monate des Jahres vorüber zogen und der feuchte Thauwind über die Eisdecke der Ströme und der See strich, wurde ihm ruhiger im Herzen und er lebte der frohen Hoffnung, daß der Graf seine Drohung ganz und gar vergessen habe.

Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft des pfiffigen Schreibers, der ihm gegen eine unbedeutende Summe und gegen einige Sachen, die er mit den Würfeln gewonnen, die Miltenburg verschaffen wollte, sammt den dazu gehörigen Gründen, womit zwar Junkherr Gotthold nichts anzufangen wußte, die aber auf Pachtzins ausgethan, dem Besitzer einen rechtschaffenen Nutzen gewähren mußten.

Lebte aber noch ein Mann auf Windbergen, den hielt der Ritter hoch in Ehren, denn in Allem, was die Oekonomie anbelangte, that er es ihm gleich, ja manchmal wohl noch etwas darüber. Das war Lütke Boik, der Burgvoigt, sein Rathgeber und Vertrauter, der zu allen seinen Unternehmungen erst Ja und Amen sagen mußte.

Beide hatten mühsam in den Gemächern der Burg

den langen Nachmittag gearbeitet und saßen nun bei dem trüben Schein einer matten Kerze, die Kerbstöcke nachzusehen, ob auch die Zeichen und Schnörkel, womit sie die Gläubiger zu ängstigen gedachten, alle gehörig eingeschnitten wären, und als sie hiervon überzeugt waren, sagte der Ritter:

„Wir haben nun redlich unser Tagewerk gethan, Jeder nach seinen Kräften und ein treuer Arbeiter ist seines Lohnes werth; darum laß zwei halbe Krüge vom leichten Meth bringen, einen für Dich und einen für mich, damit wir uns daran zum Feierabend ergötzen."

Lütke Boik sah den Ritter fragend an, denn ein solches Traktement war zu außergewönlich, um es auf guten Glauben hinzunehmen. Dem Ritter mochte diese Verschwendung auch schon leid thun, aber er hatte es einmal gesagt und sprach mit süßsauerm Lächeln:

„Ein Mal, Lütke Boik, ist kein Mal, darum thue, wie ich Dir gesagt habe."

Der Voigt zog mit größter Kaltblütigkeit aus seiner Tasche einen Kerbstock und sagte gleichmüthig:

„Was Euch selbst anbetrifft, gestrenger Herr Ritter, so mögt Ihr thun, was Euch gut dünkt; mir aber wollt den Meth zu meinem übrigen Guthaben auf diesen Stock einkerben, sintemal ich nicht mag, daß etwas von dem, was mir gehört, und was ich mit meinem sauern Schweiße erworben habe, ohne Noth durch die Gurgel gejagt werde."

Der Ritter sah seinen Voigt einige Augenblicke an und sagte bewundernd:

„Lütke Boik, Du bist ein ganzer Mann. Es ist für einen schoßgesessenen Ritter keine Schande, wenn er sich einen solchen Diener zum Muster nimmt. Da hast Du Deinen Kerbstock und ich will nun ebenfalls keinen Meth trinken."

„Das ist abgemacht!" entgegnete der Voigt, und ich muß Euch nur sagen, daß ich durch solcherlei Ersparniß ein ganzes Faß Meth mein eigen nenne, welches

ich dem Karspelbaden *) zu Brunsbüttel für einen guten Preis aufzureden gedenke, der es dann auf der Landes-Versammlung den durstigen Bauern abzapfen mag."

„Das hast Du gut bedacht, Lütke Boik," sagte der Ritter und setzte sich behaglich in seinen Sessel. „Da wir nun unsere Rechnungen beendet und dem verführerischen Trinkgelage aus eigenem Antriebe entsagt haben, so wollen wir noch eine Weile zusammen kurzweilen, und besprechen, wie wir Dies oder Jenes zu unserem Vortheile angreifen mögen."

„Wie Ihr befehlt, gestrenger Herr Ritter," sprach der Voigt, indem er sich langsam von seinem Sitze erhob und die Kerze ausbließ.

„Was bedeutet das, Lütke Boik?" fragte erstaunt Gotthold von Windbergen. „Nun sitzen wir im Finstern und können nicht die Hand vor Augen sehen."

„Ihr habt befohlen, Herr Ritter," entgegnete der Voigt, „daß ich mit Euch über Angelegenheiten berathen soll, die zum Besten Eures Hauses dienen, dazu bedarf es aber nicht der Kerze und ich habe sie ausgelöscht, damit sie uns zur Zeit der Noth nicht fehle."

„Du bist ein treues Gemüth, Lütke Boik!" rief der Ritter bewegt, „und von Allen, die ich kenne, sollst Du stets die erste Stelle in meinem Herzen einnehmen. Nun aber will ich Dir so recht meine innersten Gedanken sagen."

Das that der Ritter, aber mit so leiser Stimme, daß sie zu keines Dritten Kunde gekommen sind. Doch mußte die Unterhaltung Beiden gar ergötzlich und fruchtbringend erschienen sein, denn sie trennten sich mit großem Wohlbehagen nach Mitternacht und wälzten sich noch eine lange Zeit auf ihrem Lager umher, ehe sie einschliefen und von Truhen voll Silber und Säcken voll Goldgülden träumten.

Aber am andern Morgen, als die Sonne kaum über

*) Gerichtsbote des Kirchspiels.

die nächsten Waldspitzen schaute, schwanden diese rosenrothen Träume und hüllten sich in ein häßliches graues Gewand, denn es war ein Wanderer des Weges gekommen, der hatte dem Pförtner eine Neuigkeit zugeraunt. Der Pförtner hatte sie dem Pferdeknecht erzählt und so war sie weiter gewandert, bis zu dem Voigt, der sich noch schlaftrunken die Augen rieb. Kaum aber hatte er genau vernommen, warum es sich handle, als er schnell in das Gemach des Ritters eilte und ihn mit den Worten weckte:

„Wacht doch nur auf, Gestrenger! Das Donnerwetter ist schon da und schlägt ein!"

„Das wäre der Teufel!" rief der Ritter und sprang jach in die Höhe. „Hast es blitzen sehen?"

In diesem Augenblicke warf die Sonne ihren ersten Strahl durch das trübe Gitterfenster und das Licht tanzte auf dem Estrich hin und her.

„Ist ja aber sonnenheller Tag und keine Wolke zu sehen. Von welchem Donnerwetter sprichst Du denn?"

„Von dem Donnerwetter, das von der Böckelnburg über uns heranzieht!" rief der Voigt. „Es ist schon ganz nahe."

„Das heißt der Satan Dich sprechen!" rief der Ritter erbleichend. „Rede, Kerl, was weißt Du?"

„Ein Reisender ist des Weges gezogen und hat es dem Pförtner vertraut. Graf Rudolf ist mit seinem ganzen Jagdtroß lange vor Tagesanbruch von der Böckelnburg ausgezogen und will in der Gegend herumjagen. Die Troßknechte haben gesagt, daß die Jagd drei Tage dauern und er während dieser Zeit auf Windbergen hausen wolle."

„Wo ist der Reisende, der es gesagt hat? Ich will ihm für seine Lügen den Hals umdrehen."

„Der Reisende ist längst seines Weges weiter gegangen. Der Kerl hat ordentlich heimtückisch gelacht, als ob.... Gestrenger, mir ist der ganze Jagdtroß in die Kehle gefahren und ich schnappe umsonst nach Luft."

„Und doch müssen wir gerade jetzt unsern Verstand

doppelt und dreifach zusammen nehmen, Lütke Boik. Der Graf und sein ganzer Jagdtroß wollen drei Tage auf Windbergen hausen! Das wird mehr kosten, als wir in Jahr und Tag wieder einbringen werden. Und wer soll hier die Wirthschaft führen? Hier ist weder Küchenmeister noch Schenke!"

„Was hätten wir auch mit solchem überflüssigen Volke sollen?" stöhnte der Voigt. „Uns war es nichts nütze."

„Und doch hilft es nichts, wir müssen uns darin fügen, es ist eine Schickung. Komm, Lütke Boik, laß uns sehen, wie wir es am besten einrichten, daß es nach etwas Großem aussieht und doch nichts kostet. Jetzt ist es Zeit, Deine gescheuten Einfälle wahr zu machen."

Der Ritter und der Voigt stiegen nun Treppe auf, Treppe ab in der ganzen Burg umher und suchten Alles so knapp einzurichten, als es nur immer gehen wollte; aber dennoch seufzten sie ununterbrochen, denn wie wenig sie auch anwandten, es war mehr als genug, um zwei solchen Geizhälsen das tiefste Herzeleid zu verursachen.

Als aber die Sonne so tief gesunken war, daß sie sich stark den Wipfeln des Waldes zuneigte, wurden sie plötzlich arg erschreckt, denn der Knecht, welcher mit dem großen Wächterhorn auf die Mauer gestellt war, begann so übermäßig zu blasen, daß der Ritter ein altes verstäubtes Banner, womit er das Wohngemach des Grafen auszieren wollte, aus der Hand und seinem Voigt auf den Kopf fallen ließ.

„Sie sind da! Lütke Boik!" rief er ingrimmig lachend, „und sie werden von unserm Fleisch und Blute schlampampen drei Tage lang."

Aber das Horn des Wächters hatte nicht den Grafen und sein Gefolge angekündigt, sondern es war der Junkherr Kasper von Miltenberg, der wohlgemuth mit seinem Knappen Gottfried zu Windbergen einritt.

Gotthold von Windbergen, in der Meinung, es sei Graf Rudolf, war in die Halle hinabgeeilt und prallte

drei Schritte zurück, als ihm der Junkherr mit lautem Lachen entgegentrat.

„Woher kommt Ihr, Unhold? Und was wollt Ihr in der Behausung eines gesitteten Mannes?“

„Zuerst komme ich, um mich mit Euch herumzuärgern, daß ich mich in Eurer Schlinge gefangen habe. Aber Ihr wußtet, daß ich mich fangen würde, wenn Ihr nur den rechten Köder hinein hingt, und Ihr hattet Euch nicht betrogen. Haus und Hof liegen hinter mir und ich suche einen vornehmen Herrn, der mich in seinen Sold nimmt und mir erlaubt, für seine Sache meine Haut zu Markte zu tragen. Nun, alter Hamster, laß einschenken! Wir wollen auf einen glücklichen Krieg trinken! Schaffe Wein herbei! Von demselben Wein, in welchem Du Dich bei mir so oft toll und voll gesoffen hast.“

„Wo denkt Ihr hin, Junkherr Kasper? Jetzt wollt Ihr trinken? Ihr seid viel zu erhitzt und der Schlag würde Euch auf der Stelle rühren, wenn Ihr Euch unvorsichtig abkühltet.“

„Mich trifft der Schlag? Seid Ihr Quacksalber geworden? Was Teufel geht Euch meine Gesundheit an. Ohne Verzug heißt Euern Knecht die Humpen füllen und thut mir Bescheid, sonst erzähle ich Eure Weigerung dem Grafen, noch ehe er aus dem Sattel ist.“

„Dem Grafen, sagt Ihr? So kommt er gewiß und wahrhaftig? Ich habe bisher noch daran gezweifelt.“

„Kommt von Euerm Zweifel zurück, Ihr ehrenfester, schloßgesessener Mann. Werft das alte Gerumpel aus Euern Gemächern und zündet ein Freudenfeuer damit an, so können Eure Gäste es sich bequem machen und gewinnen ihren Aufenthalt lieb. Frisch, alter Maulwurf, kriecht aus Eurer Schlucht hervor und thut ein Uebriges, ehe Ihr zum Gespötte werdet vor den Leuten und nachher dreifach thun müßt, wessen Ihr Euch jetzt weigert.“

Seufzend entfernte sich der Ritter, die Wahrheit dieser Worte einsehend, um seinen jetzigen Gast zufrieden zu stellen, so wie für die noch kommenden einige Vor-

kehrungen zu treffen, und nicht lange dauerte es, da saß Junkherr Kasper hinter dem gefüllten Weinkruge, zum großen Entsetzen Lütke Boiks, den es anfröstelte, als der Junkherr die Würfel aus der Tasche zog und ihm zurief, einen Weißpfennig gegen zehn von den seinigen zu setzen. Er lehnte die ihm zugedachte Ehre mit Handschlagen von sich ab, indem er sich eilends entfernte; der Junkherr aber sandte ihm ein schallendes Gelächter nach und sang mit lauter Stimme:

Mich schiert es nicht,
Mich schiert es nicht,
Was das Gesindel von mir spricht!

Ich schenke ein,
Ich schenke ein,
Und trinke zu dem Wein noch Wein.

Und schreien sie,
Und schreien sie:
Ein arger Sünder sitzt allhie!

Ich schwör's bei'm Wein,
Ich schwör's beim Wein:
Mein Schreien soll noch ärger sein.

Aber hätte der Junkherr auch noch drei Mal lauter geschrien, sein Sang wär' doch verschlungen worden von dem Horn des Wächters auf der Mauer und von der rauschenden Fanfare der Hifthörner, unter deren Schall der Graf in den Burghof sprengte, der von Menschen und Pferden wimmelte, so daß die Krähen aus den Bäumen laut krächzend auffuhren, denn ein solches Getöse war hier seit Menschengedenken nicht vernommen worden.

Gotthold von Windbergen war hinausgeeilt, um seinen hohen Gast mit süßsauern Mienen zu empfangen. Graf Rudolf aber, der wohl wußte, was jetzt in der Seele des Ritters vorging, reichte ihm lachend vom Sattel aus die Hand:

„Nun, Ritter Gotthold, Ihr seht, ich löse mein Wort und halte mein Einlager bei Euch; aber nicht auf so lange, als ich es Euch früher zugesagt und auch nicht mit so großem Gefolge, als ich es eigentlich gewollt; hoffe aber, Ihr werdet mir deshalb nicht gram sein."

„Seid mir hoch willkommen, gnädigster Herr Graf, und laßt es Euch nach Eurer Bequemlichkeit in der Behausung des armen Mannes gefallen. Ihr müßt mit dem guten Willen Eures Wirthes vorlieb nehmen, sintemal seine geringen Mittel nicht erlauben, Euch so aufzunehmen, wie er es wünscht und es Euerm hohen Range angemessen ist."

„Laßt Euch das nicht kümmern, Ritter!" sagte der Graf, indem er der Halle zuschritt. „Wir wissen gar wohl, welcher Art Eure Glücksgüter sind, die Ihr so sorgsam verwaltet und was Ihr demnach aufwenden könnt, ohne Euch wehe zu thun. Für Heute besorgen wir die Tafel, indem wir Euerm Küchenmeister überlassen, was die Jagd uns an Beute gebracht hat und wie Ihr seht, nicht wenig ist. Ruft aber nun Euern Kellermeister, Ritter, und laßt ihn das beste Faß anzapfen; die Jagd hat meinen Durst rege gemacht, und ich denke Euch sobald nicht vom Platze zu weichen."

So ging nun der Abend unter Scherzen, Lachen und Trinken wohlgemuth vorüber und als der Graf endlich aufbrach und sich in sein Gemach zurückzog, drückten der Burgherr und sein Voigt sich wehmüthig und mit schweren Seufzern die Hand, denn Graf Rudolf hatte ihnen zum Troste gesagt, daß es ihm gar wohl gefallen habe, wie er empfangen worden und er werde sobald nicht an die Heimkehr denken.

Nun war es in der Wahrheit begründet, daß sich der Graf auf Windbergen ausnehmend wohl gefiel. Daran war aber nicht der Empfang des Burgherrn, noch dessen Bewirthung schuld, sondern ganz etwas Anderes, wie sich des Baldigsten kundgeben wird.

Dreizehntes Kapitel.

Wie der Graf auf die Jagd zieht

Das alte Ditmarschen ward in fünf Bezirke getheilt, welche man Döfte benamsete. Das östlichste war das Strandmanns-Döft; darin stand die Böckelnburg und der Hauptort Brunsbüttel, der hart am Ufer der Elbe liegt; am westlichsten liegt der Wester-Döft mit dem Orte Wesslingburen, dessen Bewohner von der Westsee in Schlaf gewiegt und von ihr geweckt werden. Zwischen Beiden liegt, längs der Elbe, der Meldorfs-Döft, wo die Mile fließt, wo der Flecken Meldorf liegt, und wo die Burg Windbergen sich in dem Windberger See spiegelte. Die vierte und fünfte Döft sind Middel-Döft und Oster-Döft, welches erstere in zwei Theile gespalten, das letztere, wie eine Enclave, in sich schließt. Hiernach wird man sich einen Begriff von der Lage des Schauplatzes machen können, der nun gezeichnet werden soll, und die Scene der nächstfolgenden Begebenheiten ist.

Von Windbergen aus zog sich ein mooriger Sumpf längs dem See der Gränze des Middel-Döft zu, umgeben von einem wilden Forst, worin ein überreicher Vorrath von Wild, das die jagdlustigen Herrenleute anzog, und oftmals die Ursache eines harten Streites zwischen Edelmann und Bauer ward. In diesem Forst jagte auch Graf Rudolf gern, und hatte sich, um sich mit größerer Muße der Lust hingeben zu können, auf Windbergen eingelagert. Früh mit dem ersten Morgenstrahl war es lebendig im Burghofe und dahin flog die Jagd auf flüchtigen Rossen, voran der Junkherr von Miltenberg, als gräflicher Vasall und erster Leibknappe, ihm nach Graf Rudolf und am Ende des Zuges der unfreiwillige Wirth einer so stattlichen Gesellschaft, der fadscheinige Ritter Gotthold von Windbergen.

„Vorwärts, Junkherr von Miltenberg! Vorwärts,

und spürt uns den stattlichsten Keuler auf, der in diesem Forste zu finden ist. Hollah! Wo ist unser edler Wirth?"

Ein Knappe beeilte sich, den Ritter herbeizurufen, der bald darauf dem Grafen zur Linken hielt:

„Traun, mein guter Wirth, die Luft geht scharf und Ihr werdet daher wohlthun, einen Imbis herrichten zu lassen am oberen Ende des See's, damit wir zwischen den einzelnen Treiben irgend eine Ergötzlichkeit finden. Wollet Euere Leute dafür sorgen lassen und selbst links um den See reiten, damit Ihr das Wild, was sich dort verborgen hält, uns gerade entgegen treibt! Schwenkt ab, guter Ritter, und gebt uns bald Kunde von unserm Unternehmen."

Ritter Gotthold verbeugte sich mit süßsaurer Miene und sein Pferd herumwerfend, brummte er vor sich hin: „Ich wollte, Ihr versänket in dem Sumpf allmänniglich und kämet elendiglich darin um, ehe man mich mit dem weißen Stabe davongehen sieht und mir den Bettelsack umhängt. Habe ich mir darum die edlen Tropfen am Munde abgedarbt, daß ich nun den ungehobelten Troßknechten die Gurgel damit ausspülen soll? Ich wollte, der Miltenberger und seine Genossen wären bei'm Henker."

Da war aber der Miltenberger nicht, sondern weit ab im dichtesten Forste, wo er den feisten Keuler suchte, damit der Graf seine Jagdlust daran büßen könne. Ihm nach hatte der Graf einen Theil seiner Leute gesendet, und einen andern Theil dem Ritter Gotthold beigegeben, damit dieser Arme hätte, die seine Befehle ausführten. Dadurch war die Jagd weit auseinander gekommen, und der Graf mit einem Diener allein. Dies schien ihm aber mitnichten unangenehm zu sein. Den Diener herbeiwinkend, der um seine geheimsten Gänge wußte und verschwiegen war, wie das Grab, fragte er diesen:

„Glaubst Du, daß ich das flüchtige Häslein jetzt finden werde, nach welchem ich mich sehne?"

„Wenn es Euch beliebt, die alte Fährte einzuschlagen, soll's Euch nicht schwer werden, denn es harrt Eurer mit Sehnsucht."

„Und ist der Alte nicht daheim?"

„Wie ich erkundschaftet, ist er fort, um drüben an der Elbe mit seinen Freunden zu rathschlagen. Der Knecht, der es mir sagte, meinte auch, er werde bald wiederkommen, da er schon drei oder vier Tage vom Hofe abwesend sei. Darum müßt Ihr Euch sputen."

„Das ist überlei Zeit zu einer Kurzweil! Bleibe hier, um den Rittern vorzulügen, was Dir in den Sinn kommt, und halte sie mir fern, dann aber suche mich später dort, wo Du weißt, daß ich zu finden bin."

Damit gab der Ritter seinem Pferde die Sporen und flog dem Middel-Döft zu, während sein Diener zurückritt und schmunzelnd sagte:

„So will ich denn auch eine Jagdgeschichte zusammen lügen, woran sie würgen sollen, noch ärger, als ich in der Frühe an dem mageren Roggenbrei unseres knauserigen Wirthes. Hollah, Ihr Burschen, sperrt die Augen und Mäuler auf! Ich komme!"

Zwischen Schaafstedt und Eggestedt, da wo das Oster-Döft und Middel-Döft zusammenstoßen, lag damals das Heine-Viert, ein großer, vielgerühmter Herrenhof, der gehörte dem reichsten Bauer im Lande. Dieser Bauer hieß Etheler und war vor allen Bewohnern des ditmarscher Landes gesegnet, denn es fehlte ihm nichts, was ihm irgendwie lieb sein konnte. Er hatte Geld und Gut vollauf, einen weitläufigen Acker, ein stattliches Gehöft und wohlgenährte Heerden, weit und breit die zahlreichsten und schönsten. Zu diesen irdischen Gaben des Glückes aber hatte ihm Gott eine viel edlere verliehen, nämlich die eines hellen und scharfen Verstandes. Er war überaus klug und hatte durch das emsige Lesen alter Schriften und Pergamente sich Kenntnisse von Dingen erworben, woran zu damal ein Bauer wohl am wenigsten dachte. Endlich hatte Etheler noch ein drittes

Gut, das war sein herzliebes, schönes Töchterlein, Margarethe geheißen. Er nannte sie sein edelstes Kleinod und hing so sehr mit ganzer Seele an ihr, daß er, wenn er daheim war, selten eine Stunde ohne sie sein konnte. Mußte er aber in Landesgeschäften vom Hause sein, was sich nicht selten ereignete, so nahm er den zärtlichsten Abschied von ihr und freute sich schon im Voraus der glücklichen Stunde des Wiedersehens.

Manche schwere Minute war ihm bei dem Gedanken geworden, wie er es empfinden würde, wenn sich ein Freier fände, und er solle nun sein liebes Kind einem fremden Manne übergeben. Es war ihm von allem jungen Volke, das er kannte, kaum Einer des Mägdeleins werth und kein König kann größere Sorge zeigen, wo er einen hochberühmten Prinzen finde, der seiner Prinzessin würdig sei, als Etheler hegte, wenn er an den Jüngling dachte, den er zum Eidam erkiesen solle.

Aber es war nicht noth damit. Margarethe fand in der großen Menge, die sich als Freier darboten, nicht Einen, dem sie hätte ihre Hand reichen mögen und was ihr auch Liebliches gesagt worden, es hatte ihr nicht das Blut in die Wangen, oder gar zum Herzen gejagt. Auch dann war es ruhig geblieben, als sie auf dem Wege von Eggestedt, wo ihre Fey*) wohnte, bis nach Hause, einem stattlichen Mann mehrere Male begegnet war, der sie mit gar süßen Worten ansprach und sich angelegentlich um ihre Gunst bewarb. Sie antwortete leichthin mit fröhlichem Muthe und lachendem Munde, wie es ihre Art war und als er endlich dringender ward, und um die Gunst bat, sie daheim zu besuchen, sagte sie rasch:

„Das thut, Herr! Mein Vater wird gewiß eine große Freude haben, einen so klugen Mann zu begrüßen."

„Wer hat Dir denn gesagt, Du neckische Dirne, daß ich ein so kluger Mann bin?"

„Ich selbst, Herr! Ich bin des Etheler Tochter

*) Muhme. Tante.

und die Leute sagen Alle, ich sei eine gescheute Dirne. Da ich nun hochmüthig genug bin, das zu glauben und doch nicht ein Wort von dem verstehe, was Ihr mir sagt, so müßt Ihr wohl klüger als alle Andern sein."

„Was klug! Was weise! Die Liebe macht uns zu Kindern und Thoren."

„Das verstehe ich abermals nicht; darum wollen wir lieber nicht weiter davon reden. Und hört, Herr. Ich bekümmere mich sonst wohl nicht sonderlich um das, was die Leute schwatzen, aber man soll ihnen doch auch nicht das Messer in die Hand geben. Darum seid so gut, und laßt mich fürder meine Straße allein gehen; ich muß sonst die Besuche bei der Fey einstellen, und thue das nicht gerne, denn es ist ein liebes Weib."

„So böse, Margarethe? Kannst Du mich so hart zurückweisen, da Du mir doch so gar lieb bist, und ich Dir noch viel zu sagen habe."

„Nun, Herr! Wenn Ihr's denn nicht in Euch verschließen könnt, und Ihr müßt mir's durchaus sagen, so ist dazu der Ort in meines Vaters Dönse, wo ich Euch anhören will. Und so Ihr es begehrt, sollt Ihr auch eine Antwort haben auf Euere Fragen. Dünkt Euch aber nicht so klug, als wüßtet Ihr schon, was ich Euch antworten will, und es könnte gar nicht anders kommen. Darum, wenn Ihr so etwas besorgt, laßt es lieber ganz und gar und kümmert Euch nicht um das Heine-Viert und seine Leute."

Damit lief sie eilends davon und ließ den Fremden im vollen Aerger über ihr Benehmen, aber auch zugleich voll Leidenschaft zurück, die nach dieser schnippischen Zurechtweisung nur noch gestiegen war.

„Und sie soll doch die Meine sein!" sprach er grollend vor sich hin. „Nichts hat es bisher gegeben, was mir Widerstand geleistet hätte und ich sollte vor dieser Bauerndirne mit Schande bestehen? Und wenn ich nichts für sie empfände, gar nichts, so muß ich sie jetzt besitzen.

Ich könnte es mir nimmer vergeben, so gehöhnt zu sein und mich nicht gerächt zu haben."

So sprach er und schritt rasch von dannen, eine Gelegenheit zu erlauschen, oder herbei zu führen, wenn Etheler sein Haus verlasse, um dann seinen Plan auszuführen.

Im Herrenhofe war es zu allen Tageszeiten lebendig. Da war ein stetes Scharwerken*) auf dem Hofe und auf dem Felde, in den Ställen und im Hause, denn der Hausmann litt keine müßigen Hände, die allezeit zu unnützen Dingen fähig sind.

„Spare Deinen Braunen zu besseren Dingen, als daß Du ihn den schweren Balken aus dem Kleiboden**) ziehen läßt," sagte ein Knecht zu dem andern; „wer weiß, wo Du ihn noch einmal gebrauchen kannst. Es wird bald vollauf zu reiten geben."

„Wer hat's Dir gesagt, Hein?"

„Wer anders als die Telse? Seit die Wettersmagd hier auf dem Gehöfte wirthschaftet, ist's gar nicht mehr dasselbe. Es ist ein ärger Regiment, als in den Tagen, da unseres Hausmanns Selige noch lebte. Sie weiß Alles. Wenn etwas sein soll und Keiner kann's, sie richtet's her und wenn Etheler zu Hause kommt, siehe da, was sie thut, ist wohlgethan."

„Ist auch ein sonderliches Frauenbild. Scheint mir fast, als ob's Feuer, was um ihre Hände geflackert hat, jetzt aus ihren Augen herausblitzt. Ich kann sie gar nicht ordentlich ansehen."

„Da habe ich mehr Courage. Was meinst, ob sie gleich den reichen Reimer Dulk zum Liebsten gehabt hat, der sie nun doch gewiß sitzen läßt: die Dirne lohnte sich noch der Mühe. Sie ist so karsch***) und deftig****)

*) Hanthieren. Rastlose Thätigkeit.
**) Fetter, fast zäher Boden.
***) Kühn, muthig.
****) Stark, kräftig.

zugleich; es wäre ein nützlich Stück für die eigene Wirthschaft."

„Du! Halt's lose Maul! Sie kommt eben. Treibe lieber Deinen Gaul besser an. Das ist mehr werth, als derlei Faseleien."

Telse Krey ging an den Knechten vorüber. Sie sagte nichts; aber sie stand einen Augenblick still und sah Beide mit einem verweisenden Blick an und ging dann in das Innere des Hauses, wo sie in der Döns Margarethe traf, die eben sich den Peel*) aufsetzte, jenen alt-ditmarsischen Frauenschmuck, bestehend aus goldenem Fell mit goldenen Pfennigen geziert.

„Was soll das, Margarethe?"

„Siehst Du's nicht? Ich will zur Fey."

„Schon wieder? Du bist ja erst gestern dort gewesen."

„Und da habe ich ihr versprochen, heute wieder zu kommen."

„Aber der Vater ist auf dem Heimritt begriffen. Wenn er eintritt, und Dich nicht findet . . . "

„So wirst Du ihm sagen, daß ich nicht lange bleibe."

„Margarethe! Du bleibst besser hier."

„Warum? Ich will zur Fey, hast Du gehört?"

„Verschieb's auf Morgen. Es ist draußen nicht geheuer."

„Ist ein wilder Eber auf der Straße, oder ein Bär?"

„So etwas dergleichen. Höre, Margarethe, Du bist ein gutes Mädchen und ich denke nichts schlimmes von Dir."

„Das heißt Dich Gott sprechen. Ich bin des Ethelers Tochter! Weißt Du, was das sagt?"

„Das sagt: Du bist das reichste Mädchen im Lande, das den klügsten Vater hat, während ich nur seine fernste Gesippe**) und eine arme Magd bin. Aber darum bin ich doch karsch genug, Dir zu sagen, Du thust nicht recht."

„Telse Krey, nimm Dich in Acht."

*) Kopfputz.
**) Verwandte.

„Auf dem Wege von hier zur der Fey kommt Dir ein Mann in den Weg, der mit Dir spricht, und Dir vorschwatzt, was nur ein rechtschaffener Freier seiner Dirne sagen kann."

„Habe ich darnach hingehört?"

„Das braucht's auch nicht. Es ist schon genug, daß er sich's unterfteht. Wenn's der Vater wüßte!"

„Ich will's ihm selbst sagen. Du treibst es so arg mit mir, als ob ich eine fahrende Dirne wäre."

„Du bist ein gutes Kind, Margarethe, und thust nichts Uebles. Wenn ein Mann zur Dirne spricht, ehrlich und rechtlich, so kann sie's hören und wenn sie will, wird er ihr Freier. So könntest Du auch auf diesen Fremden horchen und es gelänge ihm, Dich zu bestricken. Darum muß ich Dich warnen."

„Mich warnen? Ist's denn ein gar so übler Gesell? Nenne ihn mir."

„Wohl könnte ich's. Aber ich weiß nicht, ob es klug wäre, wenn ich vor der Zeit plauderte, darum laß mich schweigen, bis ich es Deinem Vater sage, der vielleicht noch heute heimkehrt. Du aber geh nicht mehr aus. Margarethe! Deines Vaters Herz ist von Gram belastet; um der harten Zeitläufte willen, mache es ihm nicht noch schwerer. Du bist sein Ein und sein Alles."

„Telse Krey! Du erschreckst mich. Was that ich denn?"

„Ich weiß, Du bist eine muthige Dirne und liebst es, Deinen eigenen Weg zu gehen. Folge aber jetzt meinem Rath und bleibe daheim."

„Mag's sein. Aber wenn er nun hierher kommt?"

„Das unterfteht er sich nicht."

„Aber er hat's geantwortet, als ich ihm sagte: wer um eine Dirne wirbt, muß es ehrbar in dem Hause des Vaters verkünden. Da lachte er und sagte, er werde nächstens bei uns einsprechen. Wenn er nun Wort hält?"

„Dann empfange ich ihn an Deines Vaters Statt. Sorge nicht. Ich will schon mit ihm sprechen."

Margarethe war unschlüssig. Der kleine Trotzkopf wollte sich nicht beugen. Da streifte ihr Blick durch's Fenster und sie sah den Fremden, der gerade auf das Gehöfte zuritt. „Ah, da ist er!"

Auch Telse Krey erblickte ihn. „Ja! Er ist es! — Geh in Dein Kämmerlein, Margarethe! Im Namen Deines Vaters befehle ich es Dir."

Das junge Dirnlein sah mit Scheu in die blitzenden Augen der Magd; sie schlug die ihrigen nieder und im Gehen sagte sie:

„Ich weiß nicht, wie es kommt; aber ich muß ihren Willen thun."

Der Fremde war auf den Hof gesprengt, und trat auf die große Diehle. Telse Krey kam ihm entgegen: „Was steht zu Euern Diensten?"

Jener sah kaum nach ihr hin: „Ich habe mich auf der Jagd verirrt, und mein Pferd ist überjagt. Ich begehre einen Augenblick zu ruhen."

„Wer in des Etheler Haus getreten ist, hat noch nie vergebens das Gastrecht begehrt, er komme, woher er wolle, und sei wer er sei. Ihr seid willkommen."

„Hei! Hei! Du bist mir eine übermüthige Dirne."

„Ich sage nur die Wahrheit. Tretet näher, und laßt Euch in der Döns einen Imbis gefallen."

Telse Krey brachte Speise und Trank herbei, und nöthigte den Fremden zum Sitzen. Mürrisch sagte dieser:

„Ist's hier Sitte, den Gast durch die Mägde empfangen zu lassen? Wo ist der Hausmann?"

„Herr Etheler ist nicht daheim."

„So ist, wie ich weiß, eine Tochter da, die des Vaters Stelle vertreten kann. Warum wirst Du roth, Dirne?"

„Weil ich erst die Absicht hatte, zu lügen, und zu sagen, die Margarethe ist nicht daheim. Aber ich will's nicht. Sie ist daheim, Herr; aber sie wird sich hier nicht blicken lassen."

„Und warum nicht?"

„Weil Ihr der Fremde seid, der ihr mehrfach begegnet ist, wenn sie einsam auf der Straße ging."

„Du wagst es, Dirne! Weißt Du, wer ich bin?"

„Und wenn ich es wüßte? Ich fürchte Euern flammenden Blick nicht; er zündet nicht mehr. Die Flamme, die mir bei Euch einst angezündet worden, ist zwar erloschen, aber die Zeichen sind noch sichtbar, Graf Rudolf!"

Mit diesen Worten streckte sie dem Grafen die beiden Arme entgegen und blickte ihm fest in die Augen; dann entfernte sie sich langsam.

Der Graf zuckte unmerklich zusammen. Es war ein böses Ahnen, das ihm durch den Sinn flog und ihm das Blut aus den Wangen trieb. Aber es dauerte nur einen Moment. Sein Auge sprühte Feuer und er warf stolz den Kopf in den Nacken:

„Es wird Zeit, diesen Eigensinn zu brechen! Keinen Tag will ich mehr verstreichen lassen. Hätte ich darum mit beharrlichem Sinne Alles Jahre lang vorbereitet, und stutzte nun vor einer Handvoll Bauern? Mit der Hacke meines Stiefels will ich sie in ihren Kleiboden treten, und es soll Keiner übrig bleiben, der sagen könne, er habe dem Grafen von Ditmarschen getrotzt."

Und im steigenden Zorn über seinen verfehlten Zweck und den Trotz einer Magd, die ihn erkannt und sich nicht in Demuth vor ihm in den Staub geworfen hatte, schritt er in's Freie. Was er unbekannt hätte wagen dürfen, mußte er jetzt unterlassen, und Flüche auf den Lippen, wachsenden Groll im Herzen schwang er sich auf sein Roß und sprengte in der Richtung fort, wo er das Jagdgefolge verlassen, um mit diesem wieder zusammen zu treffen.

Der Leibdiener des Grafen hielt auf dem ihm bezeichneten Platze. Um ihn her lungerten die Troßknechte mit den Rüden an der Leine.

„Weiß nicht, was das heißen soll, hier müßig zu stehen, während drüben Alles lebendig ist," sagte Einer.

„Die Jagd ist weit, und der Frühimbis noch weiter," der Andere.

„Warum Teufels stehen wir hier, Diethmar? Du bist des Grafen Leibdiener und mußt's sagen können."

„Können und Wollen ist zweierlei. Ich kann, aber ich will nicht."

„Nur nicht so übermüthig, Gestrenger. Warst vor kurzem noch, was wir sind, und kannst es wieder werden."

„Achte auf Deine Rüden, sonst hast Du meine Fuchtel auf dem Rücken!" rief der Leibdiener zornig. „Da kommt der Graf!"

Und heran sprengte der Graf über das moorigte Haideland, dem Saum des Waldes zu, wo die Straße nach Windbergen führte.

Diethmar flog ihm entgegen. Stolz darauf, das Geheimniß seines Herrn zu theilen, und fest überzeugt, daß dieser seine Lust gebüßt habe, machte er dem Grafen Zeichen über Zeichen. Der aber, voll kochenden Grimm's, rief schäumend: „Komme jemals wieder in meine Nähe, so breche ich Dir den Hals!" und jagte an dem erschrockenen Diener vorüber, der an Armen und Beinen zitternd seitwärts taumelte.

Die Troßknechte schlugen ein schallendes Spottgelächter auf und folgten dann dem Gebieter in fliegender Eile.

Vierzehntes Kapitel.

Ein neues Jagdnetz.

Nicht lange darauf, als der Graf das Gehöfte des Heine-Viert verlassen hatte, kehrte der Hausmann dahin zurück.

Etheler war eine kräftige Männergestalt. Obgleich von hohem, kräftigem Wuchse, doch leicht, fast zierlich in

seinen Bewegungen, der seinen Webbeskittel*) so zu tragen wußte, daß er ihm mehr Ansehen gab, als manchem Edelmann sein sammetnes Wamms. Sein Auge war überall. Mit einem Blicke regierte er die Leute und während er über den Hof schritt, nahm alle Arbeit einen geregelteren Gang.

Aber plötzlich war aller Ernst verschwunden und ein heiteres Lächeln flog über sein Gesicht, denn auf der Schwelle erschien sein reichbegabtes Töchterchen, ihn mit lauter Stimme willkommen heißend.

Er zog sie mit fröhlichem Gruße an seine Brust; sein leuchtendes, blaues Auge ruhte mit unendlicher Liebe auf ihr:

„Da bist Du ja, Gredel**). Spare Dich der Herr gesund. Ich bringe Dir einen schönen Gruß von allen Dirnen im Lande; sie sind böse auf Dich, weil sie keinen Freier kriegen, der nicht vorher bei Dir vergebens angeklopft hätte."

„Sie werden Alle vergebens klopfen. Ich habe den Vater zum Freier und das ist mein Liebster."

„Summe Gott, ***) Dirne! Ich kann's den jungen Kerlen nicht verdenken, wenn sie sich in Dich vergaffen. Aber höre, Gredel: rothe Backen leuchten schön, allein nicht lange. Mache bald, daß Dir Einer gefällt, sonst kannst Du nicht mit dem Ehrenkränzlein als sittige Braut im Hören †) sitzen. Laß uns hinein gehen."

„Meinst, ich schrömte††) mich davor?" fragte schmeichelnd die Dirne. „Wenn ich einen Mann haben soll, muß es Einer sein, wie der Etheler ist und der ist doch nirgends zu finden."

---

*) Rock von gewebtem Zeuge.
**) Margarethe.
***) So mir Gott helfe!
†) Ecke in einer Stube des Hauses, wo die geschmückte Braut saß, wenn der Bräutigam sie zur Kirche abholte.
††) sich schrömen: sich fürchten.

Der Vater betrachtete das Mädchen, das so lieblich, halb verschämt, halb neckisch vor ihm stand, mit heiterm Antlitz.

„Und wie Du ausschaust! Der blanke Peel auf dem Kopfe läßt Dir gut, und die güldenen Pfennige glitzern gar stattlich im Sonnenschein. Aber, da oben am Rande fehlt einer. Nun, wollen nachher sehen, ob sich das nicht gut machen läßt. Und wie der Pelß *) Dir sitzt! Hast ja den Niederländer an, mit dem Bärenfell. Das muß doch etwas zu bedeuten haben."

„Freilich hat's etwas zu bedeuten," sprach Telse Krey, eintretend. „Wir haben einen Gast gehabt."

„Einen Gast? Und habt ihn nicht aufgehalten, bis ich heimgekommen bin?"

„Eure Tochter, Ohm, hat ihn hier nicht gesehen — Winke mir nicht zu, Margarethe, der Vater muß es wissen!" —

„Was muß ich wissen?" fragte Etheler ernst. „Ich denke, wer unter meinem Dache wohnt, weiß, was sich dort geziemt."

„Ich war zugegen, als der Gast eintrat und setzte ihm den Imbis vor, der noch auf dem Tische steht. Aber vielleicht gefielen ihm die Worte nicht, die ich dazu sprach und ohne den Trank anzurühren, stieg der Gast wieder zu Pferde. Es war Graf Rudolf."

Etheler flammte auf: „Rudolf von Böckelnburg? Was wollte Der hier?"

„Ich weiß es nicht. Er war müde von der Jagd und fragte nach Margarethen. Ich aber wußte, daß er sie kurz zuvor auf offener Straße angesprochen hatte, als sie von der Fey kam. Was hat er mit einem unbescholtenen Mädchen auf offener Landstraße zu verkehren? Ich habe ihm meine Meinung gesagt."

„Du hast recht gethan, Telse; ich danke Dir."

---

*) Das Oberkleid der Frauen.

„Des Dankes bedarf es nicht. Wenn den Böckelnburgern etwas zu sagen ist, will ich es schon ausrichten."

„Und was sagst Du, Margarethe?" fragte der Vater und alles Lächeln, womit er sonst sein Kind anzublicken pflegte, war verschwunden."

„Nichts, als daß ich den Fremden, der mich anredete, nicht gekannt habe. Er sprach zu mir, aber ich habe nichts Unziemliches von ihm gehört und hielt ihn mir fern. Als er endlich sagte, er müsse mit mir sprechen, es geschehe, was da wolle, sagte ich: dann muß es in meines Vaters Hause geschehen und nicht auf freiem Felde. Was that ich Ungebührliches?"

„Von wem erfuhrst Du, Telse, daß es der Graf gewesen?"

„Die alte Instenwittwe, die an Eurer Westmark*) wohnt, erzählte mir handschlagend, wie sie gesehen, daß ein schmucker Herr Eure Tochter gegrüßt habe, als sie zur Fey ging und als sie es sagte, rief sie aus: Da reitet er hin! Ich sah auf und erkannte den Grafen. Wie glühendes Feuer lief es mir über den Rücken."

„Es ist gut so. Laßt mich nun allein. Wir sprechen uns nachher noch. Margarethe, von heute ab wohnt die Fey tausend Wegestunden von hier. Du verstehst mich."

Margarethe und Telse gingen.

Etheler blieb allein. Wichtiges hatte er auswärts erfahren, und brachte es sorglich heim, um es mit Ernst zu prüfen. Nun kam die neue, unwillkommene Kunde dazu. Es ward ihm warm im Herzen und er ging mit festen Schritten auf und ab, gewaltsam die Gedanken, die in ihm wogten, in ein geregeltes Bette zwängend:

„Neuer Zunder zum neuen Brand! — Wer zu lange in die Sonne schaut, wird blind und stolpert am hellen Tage. — Wenn der Sturm im Anzuge ist, schießen die Möven **) krächzend durcheinander. — Laß Dich's

*) Westliche Gränze.
**) Seevögel.

nicht wundern, Graf, wenn die Bauern blind und taub, hier und dorthin rennen; sie kommen doch an's rechte Ziel. — Unsere Felder abschätzen, unser Vieh von den Weiden treiben und unsere Töchter verführen? Pah! Eines rechten Mannes Hand krallt sich so gut um eine Grafenkehle, als um eine andere. — Wir wollen uns in den Hinterhalt legen, und wehe dem Waldthier, das in der Grube sich fängt."

Allmählich schwand die Aufregung des Hausmanns und die kalte Besonnenheit gewann wieder die Oberhand, das alte Lächeln kehrte zurück und halblaut sprach er vor sich hin:

„Der schlaue Jäger wird doch von einer Wildbahn in die andere zu bringen sein? Ich will ihm die Fährte zeigen, die zu einem stattlichen Edelhirsche führt und er soll ihn fangen — für uns. Wenn es dem Herrn Grafen beliebt, sich ferner auf dem Heine-Viert einzufinden, so ziemt es mir, ihm die Thür zum Empfange zu öffnen. Es gilt den Kampf, der nicht mehr zu vermeiden ist und es muß sich zeigen, ob der Bauer oder der Edelmann Herr bleiben soll im Lande."

Und unbefangen ging Etheler hinaus zu seinen Leuten, die Arbeiten leitend und neue Vorkehrungen für die folgenden Tage treffend, als ob nichts vorgefallen sei.

Ein feuchter Thauwind wehte vom Süden her und jagte die grauen Nebel, die aus dem weichen Marschboden aufstiegen, in formlosen Gestalten über die Wipfel der Bäume hin. Die letzten Stürme, die den Lenz ankündigen, waren im Anzuge.

Auf Ethelers Hofe war große Regsamkeit. Zwei Knechte standen, zu einem längern Marsche gerüstet, bereit, mehrere gesattelte Pferde führend, während andere auf einem Saumrosse das Gepäck ordneten, was aus dem Hause ihnen zugetragen wurde.

Etheler selbst war im bequemen Hauskleide und stand am Fenster, das Treiben der Leute mit zufriedenem Lächeln beschauend. Telse trat ein.

„Ich bin fertig, Ohm. Was soll's weiter?"

„Du bist eine wackere Dirne. Hast Margarethens Hab und Gut zusammen gepackt und das Deine dazu?"

„Das Packpferd hat Alles auf seinem Rücken."

„Ist ihr's gesagt, daß sie fort soll?"

„Vor einer Stunde. Sie ist ganz außer sich und will's nimmer glauben."

„Sie wird's glauben müssen. Ich schicke sie nach Brunsbüttel zu meinem Gastfreunde Marten Dulk.... Warum zuckst Du zusammen?"

„Sein Sohn ist mein Freier gewesen."

„Wird's auch bleiben. Er ist ein rechtschaffener Junge und Du mußt nicht den Muth gleich sinken lassen. Ich bin ja auch noch da. Der Marten Dulk hat Frauenvolk um sich und kann so gut für das Mädchen sorgen als ich. Hier kann ich sie nicht brauchen. Wenn sie untergebracht ist und es gefällt Dir dort nicht, kannst Du allezeit hierher zurückkommen, Du weißt, ich kann Dich brauchen und habe Dich gern. Schicke mir nun die Dirne herein."

Telse ging und bald darauf stand Margarethe dem Etheler gegenüber.

„Nun, Gredel? Hast Dein Reisebündel fertig?"

„Sage mir, Vater, was das bedeuten soll? Schickst mir die Telse zu, mit der Weisung, daß ich mich Hals über Kopf zu einer großen Fahrt anschicken soll und noch habe ich das Kinntuch nicht festgeknüpft, so heißt's, die Pferde warten. Was soll's denn geben?"

„Der Wind weht südlich; die Eisberge an der Westküste setzen sich in Bewegung und es giebt freies Fahrwasser. Das ist ergötzlich zu sehen. Darum schicke ich Dich nach der See zu, damit Du es aus erster Hand hast."

„Das ist nichts, Vater! Dahinter steckt etwas Anderes."

„Und was wäre das, Gredel?"

„Ich weiß es nicht. Aber ich meine, es ist nicht recht von Dir, daß Du es mir verheimlichst. Die Leute

sagen, der Etheler vom Heine-Viert sagt Allen und Jedem die Wahrheit gerade in's Gesicht, auch wenn sie sie nicht hören wollen. Warum willst Du sie mir allein verschweigen?"

„Schau, Gredel, es streift hier herum ein Jägersmann, der mir nicht gefällt. Er zielt mit seinem Speer nach Hochwild und insgeheim spannt er sein Netz aus, worin er eine unachtsame Dirne zu fangen sucht."

„Soll ich das sein, Vater?"

„Summe Gott, Gredel; es ist mir so vorgekommen."

„Und weil der Graf hier um's Haus geschlichen ist und mich auf offener Landstraße angesprochen hat, schickst Du mich fort? Was denkst Du von mir?"

„Ich denke von Dir, daß Du ein braves Mädchen bist, aber mit dem Mundwerk oben hinaus und dabei viel zu gut, um mit losen Redensarten traktirt zu werden von einem verheiratheten Manne, wäre dieser auch zehn Mal ein Graf. Wetter! Wäre mir's nicht um's Ganze und hätte ich meine Sache allein auszufechten, ich schlüge ihm den Hirnschädel ein, so wahr ich's Leben habe."

„Und darum muß ich nun zu fremden Leuten in's Haus, Vater?"

„Des Etheler Gastfreunde sind für seine Tochter keine Fremde. Ergieb Dich drein. Du kommst in ein Haus, wo viele schmucke Bursche verkehren, die Deines Gleichen sind und den Grund und Boden lieben, auf welchem sie geboren wurden. Ich will nichts dagegen haben, wenn einer von ihnen mein Eidam wird. Und wäre es eines armen Mannes Sohn, er soll sich nicht fürchten und Dich dreist von mir begehren; Du kriegst ihn, wenn er mit Leib und Seele ein Ditmarscher ist. Den Jägern aber, die den Schimpf bringen wollen in mein ehrliches Haus, will ich eine wilde Jagd zuführen, daß ihnen davor die Augen übergehen sollen."

„Ich bin so traurig, Vater, weil Du mich fortschickst, daß ich's nicht sagen kann. Es stößt mir das Herz ab."

„Wird sich geben. Wenn Ihr junges Volk nachdächtet über das, was um Euch her vorgeht, würdest Du stolz sein über diese Reise, statt den Kopf hängen zu lassen. Die Eiche ist ein stattlicher Baum und keimt doch nur aus einem unscheinbaren Kern. Diese Reise, so klein, daß sich kein Inste darnach umsehen wird, kann die Ursache zu einem Völkerzuge werden, dessen Ende Keiner von Denen erlebt, die zuletzt mit auswandern. Der Graf wollte ein unscheinbar Mädel in sein Jagdnetz locken und kann selber in eine Grube fallen, die ihn verschlingt mit Haut und Haar. Geh, Gredel, geh, und steig zu Pferd, sonst kriege ich's Plappern, wie ein altes Weib am Spinnrocken."

„Gut, Vater! Ich folge Dir ohne Murren und reise. Aber Du mußt nicht glauben, daß ich daran gedacht hätte, mich an jenen Mann wegzuwerfen."

„Wenn ich das gedacht hätte, sendete ich Dich jetzt nicht fort, sondern ließe Dich an der Schafstedter Kirchthür mit dem Büßerhemde niederknieen und wäre der Erste, der über Dich fortstiege. Summe Gott! Das kam nicht in meinen Sinn."

„Dank, Vater, und lebe wohl!"

„Nicht so, Kind. Bin ich auch nur ein Bauer, so weiß ich doch, was in dem Hause des Edelmanns Brauch ist, und da ich Dich eben so viel werth halte, als die bleichen Gesichter der vornehmen Fräulein's in den Gemächern unserer schloßgesessenen Ritter, so will ich zeigen, daß ich Rittersmann genug bin, der Dame beim Scheiden den Bügel zu halten."

Er küßte sein Kind herzlich zum Abschied, umfaßte we zärtlich und geleitete sie in's Freie. Das Pferd surde vorgeführt, und er hob sie mit überraschender Gewandtheit in den Sattel.

„Behüt' Euch Gott, Kinder!" rief er mit lauter Stimme und winkte ihnen mit der Hand den Abschied zu. Langsam zogen sie von dannen und er sah ihnen

nach, so lange sein Auge sie zu erspähen vermochte, dann ging er in's Haus und sprach vor sich hin:

„Es stößt mir fast das Herz ab, aber merken darf es Keiner. Nun, Graf Rudolf, Du hast mich gezwungen, mein Kind fortzuschicken, damit es nicht in Deine Schlingen fällt; jetzt will ich Dich mit einem Netze umstellen, woraus Du Deinen Hals nimmer ungefährdet ziehen sollst."

Und wieder eines Tages braute der Nebel aus dem Boden auf und der Südwind trieb ihn vor sich her. Und wieder war die Jagdlust rege in Graf Rudolf, der von seinem Gefolge getrennt, alsbald auf der Straße galoppirte, die von Eggestedt zum Heine-Viert führt. Aber diesmal begegnete ihm keine Jungfrau unterweges, und er trieb sein Pferd ungeduldig weiter, bis es endlich stampfend und schnaubend an Ethelers Heckthor stand.

Der Hausmann war gleich zur Hand, und den Grafen treuherzig begrüßend, sagte er:

„Summe Gott, Herr Graf, mir macht's Freude, Euch auf meinem Gehöfte zu sehen und Euch die Hand zum Willkommen darzubieten. Laßt's Euch bei einem schlichten Manne gefallen und ehrt sein Haus durch Eure Gegenwart."

„Ich habe die Jagd verfehlt und will einen Augenblick ruhen, bevor ich sie wieder aufsuche," sagte der Graf im Vorschreiten. „Mein Hiersein darf Euch in Nichts hindern."

„Tretet ein, Herr Graf," entgegnete Etheler, die Thüre der Dönse öffnend, „und macht es Euch so bequem, als es auf einer eichenen Bank möglich ist."

Damit ging er zurück, trat aber gleich darauf mit einem gefüllten Kruge bei seinem Gaste ein:

„Nochmals seid auf dem Heine-Viert willkommen, Graf Rudolf und erlaubt mir, daß ich Euch nach Landesgebrauch den Ehrentrunk darbiete."

„Wie kommt's, Etheler," fragte der Graf, den Krug

bei Seite schiebend, „daß Du die Sitte des Landes nur halbwege erfüllst?“

„Wie meint Ihr das?

„Ich meine, es ist hier Landessitte, daß, wenn eine Frau im Hause ist, diese dem Gaste den Ehrentrunk darreicht.“

„Mein Weib ist lange begraben.“

„Und wenn diese nicht mehr da ist, so tritt an ihre Statt die Tochter des Hauses.“

„Meine Tochter ist nicht daheim.“

„Etheler!“

„Wie ich Euch sage. Es hat sich irgend Wer gestattet, meine Dirne auf offenem Felde anzureden und mit ihr zu kurzweilen, wie man es zu einer ehrlichen Dirne nicht thun darf. Das gefällt mir nicht; darum habe ich sie fortgeschickt zu einem Gastfreunde und sie soll nicht eher wiederkommen, bis der schlaue Jäger müde geworden und seiner Wege gegangen ist.“

„Wißt Ihr, wer der Jäger war?“ fragte der Graf grollend.

„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wissen. Aber, Graf Rudolf, wenn an Euerm Hofhalt sich ein junger Lecker ungebehrdig stellt, weil ihm ein Menschenwild aus der Nase gegangen, das er schon gefangen zu haben glaubte, so sagt ihm von meinetwegen: Er solle es Gottes Barmherzigkeit danken, daß er dem Manne, dem die Wildbahn gehört, nicht begegnet sei; der würde...“

„Was würde er?“ unterbrach ihn rasch der Graf.

„Er würde,“ entgegnete Etheler und die ihm eigne Schlauheit blitzte aus seinen Augen,“ er würde den fremden Jäger, der wahrscheinlich irre geritten, auf den richtigen Weg gebracht haben.“

„Bauer! Du bist schlau. Aber ich will Deine Botschaft ausrichten, sobald es thunlich und ich meine, der Junkherr, an den sie gerichtet ist, wird sie Dir gedenken.“

„Nach seinem Gefallen.“

Es blieb einen Augenblick still. Der Hausmann

stand ruhig inmitten der Dönse. Graf Rudolf suchte absichtlich eine bittere Empfindung nieder zu kämpfen und sagte nach einer Pause:

„Höre Bauer, wir Beide wollen ein vernünftig Wort mitsammen reden."

„Wohlgesprochen, Graf Rudolf. Dazu sollt Ihr mich jederzeit bereit finden."

„Dein Name steht bei dem Volke in Ansehen. Du sitzest in dem Rath der Achtundvierziger und die auf der Geest, so wie die auf der Marsch folgen Deinem Spruche, als ob's ein Gottesurtheil wäre. Man nennt Dich einen besondern Mann, der nicht ist, wie die Andern."

„Das sind Narren, die so sprechen. Es denkt jeder Freisasse in Ditmarschen wie ich, und wenn er seine Gedanken nicht so klar von sich geben kann, liegt's daran, daß er nicht Gelegenheit gehabt hat, aus alten Schriften und Pergamenten zu lernen, was ich weiß. Mir ist die Zunge besser gelöst, als manchem Andern; das ist das ganze Wunder."

„So gebrauche denn Deine Zunge, wie Du sie in den Karspeln *) oder in des Landes Meenheit **) gebrauchst zum Schaden des Reichs. Rede, aber lüge nicht."

„Ueber diese Lippen ist noch kein unwahres Wort gegangen, Graf Rudolf," entgegnete Etheler mit hohem Ernst. „Den Bischofs-Zehnten haben wir gezahlt, ihm selbst oder seinen Boten, oder den Priestern, die er zu Gottes Ehren in die Gemeinden gesendet hat. Das ist sein Recht, wofür er uns den Grund und Boden, darauf wir wohnen und ackern, als freies Eigenthum überlassen hat. Kein Mensch dachte daran, ihm dieses Recht zu verkümmern. Aber nun sendet der Erzbischof uns den Grafen von Stade über den Hals und der Graf von Stade ernennt wieder einen Grafen von Ditmarschen,

*) Kirchspiel.

**) Die Allgemeinheit; das gesammte Land, so zu sagen: die Urwähler.

und dieser baut auf unserm Boden, merkt das, Herr Graf, auf unserm Boden eine Zwingburg; schreibt einen neuen Kornzehnten aus und treibt die armen Geestbauern, die ihn nicht zahlen können, zur Frohnde. Verwettert klug habt Ihr schloßgesessenen Herren es angefangen, um dem kleinen Mann das Einzige zu nehmen, was er hatte, seine Freiheit, und nun Ihr ihn an Euern Karren gespannt, nun Euch hier nichts mehr im Wege ist, streckt Ihr die Hand nach den Marschen aus."

„Bauer! Hüte Dich!"

„Ich spreche, weil Ihr's selbst gewollt. Glaubt Ihr, ich würde Euch Honig um den Bart schmieren, so beweist es nur, daß Ihr den Etheler nicht gekannt habt. Der Weg in die Marschen hinein ist schwer, darum habt Ihr ein Feuer angezündet, wie es die Fischer thun bei dunkler Nacht auf der See, damit sie sich nicht übersegeln. Das Feuer thut seine Schuldigkeit; es leuchtet und brennt."

„Es giebt Wasser zum Löschen."

„Den geraden, frei aufrecht stehenden Mann könnt Ihr nicht leiden; darum werft Ihr Dem, der sich nicht demüthig vor Eurer Allmacht beugt, ein Joch über und spannt ihn an den Schinderkarren. Das ist das Letzte."

„Nein, Bauer, es ist der Anfang. Meinst Du, der Böckelnburger sei so arm, daß er nicht noch einen zweiten Karren hätte und ein zweites Joch, das zu Deinem Nacken paßte, Du übermüthiger Hund!"

„Dankt Gott, Graf Rudolf, daß Ihr gerade jetzt mein Gast seid."

„Willst Du drohen?"

„Ich will Euch nur zeigen, daß ich's nicht übel deute, wenn Ihr das Gastrecht mißbraucht. Aber bei solchen harten Worten kommt Nichts heraus, sie verbittern nur und sollten nicht fallen, wenn zwei Männer, wie wir, mitsammen reden. Ihr sagtet vorhin, wir Beide wollen ein vernünftiges Wort wechseln. Diesmal ist es nicht geglückt; vielleicht geht es das zweite Mal besser. Laßt mich es versuchen."

„Sprich."

„Ihr Herren hinter Wall und Mauern haltet Euch von uns Bauern fern, werft den Kopf in den Nacken und sprecht mitunter ein Wort, das wie Gnade und Barmherzigkeit klingt. Aber wir Bauern kennen Euch doch. Ihr, Graf Rudolf, geltet für den Ersten im Lande und doch ist Eure Stirne faltig und Euer Blick mürrisch. Meint Ihr, wir glaubten, es sei darum, daß Ihr die Marschen noch nicht bezwungen habt? Pah! In Euren Augen sind diese Marschen nur ein Fußschemel, den Ihr braucht, um höher zu steigen."

„Was soll das heißen?"

„Das soll heißen, Ihr wollt uns nur als Handhabe gebrauchen, um Größeres damit zu erreichen. Der Herzogshut von Holstein ist es, den Ihr angeln möchtet und Ihr gedenkt, Ditmarschen als Köder zu gebrauchen. Paßt nicht in unsern Kram. Der Ditmarscher ist kein Wurm, der sich krümmt. Der Fisch beißt nicht darauf an."

Der Graf schwieg. Was er in seinem innersten Busen tief verschloß, was er nur in vertraulichen Stunden in der Stille des Gemaches mit seiner Gemahlin berathen, das sagte ihm jetzt ein schlichter Mann aus dem Volke gerade in's Gesicht, als ob es von seinen Herolden nach allen vier Winden hin ausposaunt worden.

Etheler weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Grafen und sagte dann ernst:

„Ihr werdet einen langen und blutigen Kampf mit uns beginnen. Es ist Euch selbst noch nicht klar, aber Ihr werdet es thun, weil Ihr sonst keinen Schritt weiter könnt. Dieser Kampf wird uns schwere, unheilbare Wunden schlagen, aber zuletzt werden wir doch siegen, denn Land und See sind unsere treuen Verbündeten; die See frißt Deiche und Dämme und unter dem schweren Reitersmann sinkt der Boden ein und verschlingt ihn sammt Harnisch und Schwerdt. Aber, Graf Rudolf, der Ditmarscher, der ein gefährlicher Feind ist, kann ein mächtiger Freund werden. Wenn sich ein Paar verlobt,

so ist es Sitte, daß ein Markbrief *) ausgestellt wird. Stellt Ihr einen solchen aus, der unsere Freiheiten schirmt, und Ihr habt einen treuen Bundesgenossen gewonnen."

„Verstehe ich Dich?"

„Ich denke, Graf. Mindestens ist meine Sprache deutlich und geradezu. Wenn Ihr uns in unserer Freiheit laßt, wenn Ihr kein Titelchen an dem Jus hollandricum ändert und Ihr beginnt Euern Streit mit dem Grafen von Holstein auszufechten, so wird unser junges Volk Euch zur Seite stehen, wird mit Euern Söldnern ausziehen, und Ihr werdet's erleben, daß der Bauer, gleich dem Rittersmann, voll Grone sein kann**)."

„Bauer, Du hast mir einen Stein in den Weg geworfen...."

„Ihr werdet nicht darüber stolpern. Schreitet nur rüstig aus und überspringt ihn. Ihr seid ein tüchtiger Jäger und scheut nicht die Gefahr, wenn Ihr das Wild nur erlegt. Wohlan, Graf Rudolf, ich habe Euch die Spur eines stattlichen Hochwildes gezeigt, dessen Fang sich der Mühe lohnt. Sein Fell schimmert wie das Morgenroth und auf der Stirn leuchtet's wie Gold."

„Und wer bürgt mir dafür, daß meine Bundesgenossen kein Gelüste tragen, die erjagte Beute mit mir zu theilen?" fragte langsam der Graf.

„Stirnreif und Purpur sind zwei Dinge, die den freien Hausmann nicht kümmern; in die Grafenburg gehören sie eher!" entgegnete der Bauer.

Graf Rudolf antwortete nichts. Tief in Gedanken versenkt ging er einige Male in der Dönse auf und ab, dann schritt er, ohne sich nach seinem Wirthe weiter umzusehen, dem Hofe zu, rief den Knecht mit dem Pferde herbei und ritt, das Haupt auf die Brust gesenkt, langsam seine Straße.

---

*) Eheverschreibung.

**) Voll des wildesten Muthes sein. (vull Grone siin.)

Etheler sah ihm nach. Ein spöttisches Lächeln flog über seine Lippen:

„Hätt's kaum gedacht, daß ein schloßgesessener Graf sich von einem einfachen Bauer so hätte fangen lassen. Sieht mir aus, als ob ich auch Geschick zur Jägerei hätte, denn das Netz, worin ich den Böckelnburger gelockt habe, ist so fest, daß er sich ganz und gar darin fing, und dabei so fein, daß er es nicht einmal bemerkte. Etwas hätte er sich doch umsehen können, ehe er so unbeholfen hineinplumpte. Und das Volk will den Bauer beherrschen und ihn erbunterthänig machen. Gemach, Graf Rudolf, gemach!"

Er ging in sein Haus. Scheinbar war jetzt Alles ruhig im Lande, aber die Häupter waren insgeheim thätig, und es wurde vieles für die nächste Zukunft vorbereitet. Ein Funken glimmte unter der Asche. Ein leiser Hauch nur — ob aus Süden oder Norden — und die Flamme schlug zum Himmel auf.

Funfzehntes Kapitel.

Ein Narr horcht.

Der Narr des Grafen Rudolf schlenderte im Burghofe auf und ab, und machte fast ein so ernstes Gesicht, als säße er im hohen Rathe eines kleinen Städtleins, der nimmer finden konnte, was er suchte, nämlich den guten Rath, und als trüge er auf seinem Haupte eine stattliche Perrücke, statt der Schellenkappe. Da störte ihn das Krächzen der Elster; er pfiff auf den Finger und alsbald kam der Vogel des Grafen zu ihm geflogen.

„Das ist recht, Claas. Nun habe ich Jemand, mit dem ich plaudern kann, und plaudern muß ich, weißt Du, sonst stößt's mir das Herz ab. Wollte, Du flattertest

über die Bäume weg, und brächtest mir den Adalbert zurück, sammt seinem Geklimper. Es ist eine Schande, und vollends für einen Narren, sich an einen milchbärtigen Buben zu hängen, daß man des Gedankens an ihn nicht ledig werden kann, wenn er in's Blaue hineinläuft. Höre, Claas, der Bursch hatte mehr Wohlklang in einer Fingerspitze, als Du jemals in Deiner ganzen Kehle haben wirst. Sperre nicht den Schnabel auf, Bestie, und schlage mit den Flügeln, sonst siehst Du aus, wie ein schwarzer Teufel, der auf eine arme Seele lauert, oder vielmehr, wie ein weißer Teufel, der sich hierorts von Zeit zu Zeit blicken läßt."

Der Pförtner, der dem Narren schon lange mit scheelen Blicken gefolgt war, schlug ihn jetzt mit der Hand auf die Schulter, und schrie überlaut:

„Jetzt habe ich's gehört! Jetzt habe ich's deutlich gehört! Ihr seid ein sündiger Ketzer und müßt brennen im siebenfachen Höllenfeuer. Was Ihr mit dem schwarzen Teufel meint, weiß Jeder; das seid Ihr selber, denn einen schwärzeren kann es gar nicht geben. Aber wer der weiße Teufel sein soll...."

„Hat's Deine Weisheit ausspintisirt, Du Dickkopf?" fragte der Narr lachend.

„Das habe ich."

„Glaub's nicht. Wie solltest Du meine Gedanken wissen? Der weiße Teufel...."

„Ist der hochwürdige Pater Dominikaner!" platzte der Pförtner heraus.

„Das hast Du gesagt, und nicht ich. Freut mich, daß Du solche Ansichten hast. Es ist Hoffnung, Dich zu einem vernünftigen Menschen zu machen. Darum, guter Pförtner, fliehe vor den Versuchungen des Teufels und meide seine Wege."

„Schon gut! Ich bin kein Maulheld. Dafür werde ich nicht bezahlt. Ich bin da für die Pforte, Riegel auf, Riegel zu und nichts Böses hinein."

„Dann gehe nie vor's Thor, guter Pförtner, sonst mußt Du Dich selbst zurückweisen."

„O Ihr Giftpilz! Aber es kommt eine Zeit, wo Ihr Heulen und Zähnklappen erdulden werdet, und diese Zeit ist nicht mehr fern. Das Unwetter wird sich über Nacht zusammenziehen und mit einem Schlage die Gottlosen vertilgen, das hat der fromme Diener Gottes gesagt, der heute zum Besuche bei dem Pater Hartwig eingeritten ist."

„Was? Noch ein frommer Mann in diesen Mauern, und alle unsere Ritter und Junkherrn sind draußen? Bei dem dümmsten Narren, der jemals eine Kappe trug, sei es geschworen, da wird ein Trank zusammen gebraut werden, der noch Manchem ein schweres Kopfweh verursacht. Aber sprich, frommer Pförtner, wer war es eigentlich?"

„Euch soll ich es sagen? Euch Spötter? Ehe soll mir die Zunge erstarren."

Der Narr sah dem breitschulterigen Gesellen mit einem schlauen Lächeln in das Gesicht: „Das machst Du klug. Wenn man nichts zu sagen weiß, muß man sprechen: Ich will nichts sagen. Geh, Du plumper Bursch! Mich betrügst Du nicht. Hier ist Keiner angekommen, und was Du gesehen haben willst, ist nirgends anders, als in Deinem verbrannten Hirn passirt."

„Das sagt Ihr mir?" rief Jener erboßt. „Wozu wäre ich Pförtner, wenn ich nicht sähe, wer in die Burg käme? Und ich soll nicht gesehen haben, daß ein Mann auf einem schneeweißen Rößlein...."

„Das war ja der Krämer, der aus dem Holstischen Lande von Zeit zu Zeit herüberkommt."

„Ihr lügt das in Euern Hals hinein. Ein frommer, ehrbarer Pater war's, der von seinem Rößlein herab sagte: „Gelobt sei Jesus Christ!" und der, als ich darauf seine Hand ehrfürchtig an meine Lippen drückte, das Zeichen des Kreuzes machte und fragte, ob nicht der

hochwürdige Bruder Dominikaner Hartwig sich hier befinde? Und als ich das bejahte, sagte der fromme Mann: „So erbarme Dich meines Rößleins, und deute mir den Weg an, den ich wandeln muß, um in die Zelle des frommen Bruders Hartwig zu gelangen.“ Das habe ich gethan mit großem Fleiße, das Rößlein steht an der Krippe, die beiden Patres sitzen mitsammen behaglich am Feuer, und ich....“

„Du wirst jetzt einen Zungenkrampf bekommen, mein Junge!“ lachte der Narr. „Erstarren sollte Deine Zunge! riefst Du, ehe Du mir auch nur das Geringste sagen würdest, und nun weiß ich Alles.“

„O, Ihr Judas Ischariot!“ rief der Pförtner und hob scheltend die geballte Faust. „Man soll Euch fliehen, wie die Sünde, schon darum, weil Ihr ein sündig Handwerk treibt. Aber Ihr sollt nicht wieder in meine Nähe kommen; ich schlage das Kreuz vor Euch, wie vor dem Satan selber.“

Damit lief der Pförtner in seine Hütte und schlug die Thür hinter sich zu. Der Narr aber näherte sich dem Schlosse und jagte den Vogel mit Händeklatschen fort:

„Schier Dich Deines Weges, schwarzer Teufel. Ich glaube, Du hast darum so still auf meiner Kappe gesessen, weil Du Deines Gleichen hier witterst. Nun, Narr, siehe zu, ob Du für eine Stunde klüger sein kannst, als die gescheuten Leute. Noch giebt's einen geheimen Winkel hier im Schlosse, den ich nur kenne und von wo aus ich schon manches wichtige Wort aufgefischt habe. Will doch sehen, ob auch heute nicht ein Fischlein Lust hat, nach der Angel zu schnappen.“

Mit den Worten verschwand er durch eine Nebenthür des Schlosses, betrat den Gang, der zur Zelle des Pater Hartwig führte und kletterte, der wilden Katze gleich, an einem Säulenschaft zum Simms empor, wo er niederkauerte und abwechselnd Auge und Ohr einer Oeffnung nahe brachte, durch welche man ziemlich deut-

lich Alles wahrnehmen konnte, was in der Zelle vorging.

Aber, als der Narr an diesen Platz gelangte, war das Gespräch, welches der Pater mit seinem Gaste pflog, zum großen Theile schon beendet und es wurden nur noch einige Worte gewechselt, die demjenigen fast unverständlich sein mußten, der die vorhergehenden nicht gehört hatte.

Die Zelle des Pater Hartwig war behaglicher eingerichtet, als irgend eine in diesem Theile des Schlosses. In der Mitte desselben stand ein mit einem feinen Teppich behangener Tisch, worauf mehrere Pergamentrollen und unterschiedliche Schriften lagen. Vor demselben standen zwei große, mit weichen Polstern bedeckte Armsessel, darin saßen der Pater und sein Gast, der Mönch und zugleich einer der Notarien des Bremer Erzbischofes war. In dem Kamine prasselte ein tüchtiges Feuer, und verbreitete eine behagliche Wärme. Zwischen den beiden frommen Männern standen eine schwere silberne Kanne mit geglühtem Weine, und ein Paar zierliche Becher daneben.

„Vermeldet dem hochwürdigsten Bischof meinen ehrfürchtigen Gruß, Herr Pronotar," sprach Hartwig. „Er mag überzeugt sein, daß die Worte, die er mir durch Euern Mund hat verkünden lassen, auf einen guten Acker gefallen sind, und tausenfältige Früchte bringen werden. Was er gewünscht hat, wird im vollsten Maße geschehen, und wohl noch drüber, aber nur auf eine andere Weise, als uns von Euch vorgeschlagen ist. Wollte ich die Sache so angreifen, wie Seine Gnaden es begehren, so würde ich mehr verderben, als gutmachen, und uns vom Ziel entfernen, statt es zu erreichen."

„Ich sollte denken, Herr Pater, der Herr Erzbischof ist ein erleuchtet Kirchenhaupt, dessen Anordnungen stets von einer absonderlichen Auffassung der Verhältnisse zeugen, und unsere Pflicht ist es...."

„Gewiß," unterbrach Hartwig den erzbischöflichen Abgesandten, ihm seinen Becher füllend; „gewiß ist es unsere Pflicht, als treue Diener der Kirche, Sr. Gnaden in Allem

folgsam zu sein, um so mehr, als der Hochwürdigste mit so absonderlichen Geistesgaben gesegnet ist. Aber dies erwäget reiflich, Herr Pronotar, hier reichen wir mit der gründlichsten Gelehrsamkeit allein nicht aus, hier ist es nothwendig, das Land und die Menschen zu kennen. Man muß ihre mancherlei Gebrechen und Schwächen erlauscht haben und wissen, auf welche Weise man ihnen am wirksamsten beikommen kann, wobei zu erwägen, daß der weiteste Weg nicht immer derjenige ist, so am längsten dauert."

„Das leuchtet mir einigermaßen ein!" entgegnete der Pronotar, bedächtig seinen Becher schlürfend.

„Es wird Euch klar werden, wie der Tag, wenn Ihr Euch nur die Mühe gebt, ernstlich darüber nachzudenken. Se. Gnaden sind niemalen hier zu Lande gewesen, kennen nicht dessen Sitten und Gebräuche, nicht die Stimmung des Volkes, als aus den Berichten, welche ihm von den Geistlichen gemacht werden, die in den verschiedenen Kirchen des heiligen Dienstes warten und die Seelsorger der Gemeinden sind. Aber auf diese Berichte ist wenig zu geben, denn die Patres sind entweder so erschrecklich einfältig, daß sie das Wahre nicht sehen, oder sie sind, um ihres eigenen Nutzens willen, boshaft genug, Alles sehen zu wollen, nur das Rechte nicht; oder sie sind mit den Gemeinden schon so sehr verwachsen und der Bauern Vortheil ist so sehr der ihrige, daß sie, offen oder versteckt, als unsere Feinde auftreten."

„Der Priester gegen die Kirche im Bündniß mit dem Layen?" fragte erstaunt der Pronotar und lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Verzeiht mir, Ehrwürdiger, das übersteigt meinen Horizont."

„Daran zweifle ich nicht," entgegnete Pater Hartwig mit einem eignen Lächeln, „aber dessen ungeachtet ist es so. Wer hier wirksam handeln soll, der kann es nur ohne Vorbehalt. Wenn ich also, nach dem Willen Sr. Erzbischöflichen Gnaden, der mir, als seinem treusten Diener, Gesetz ist, für unsere Sache thätig sein soll,

so müßt Ihr Euch entschließen, Herr Pronotar, mir die nöthige Vollmacht pure zu ertheilen; klar und offen muß sie lauten, ohne Vorbehalt und Clausel. Kann dies nicht geschehen, so wird es mich tief betrüben, daß ich Sr. Gnaden ungehorsam sein muß, und ich werde mich demüthig den Disciplinarstrafen unterwerfen, die er deshalb über mich zu verhängen für gut findet. In meiner Trübsal soll mich dann der Gedanke trösten und erheben, daß ich leide um der guten Sache willen, der ich habe dienen wollen als ein treuer Knecht zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seiner Kirche."

Eine Pause entstand. Pater Hartwig saß da, anscheinend still und gottergeben sich dem Unvermeidlichen fügend. Der Pronotar rückte hin und her. Seine Mienen drückten Zweifel aus; er wußte nicht genau, wie er sich zu benehmen habe. Jener bemerkte das und triumphirte innerlich. Endlich nahm der Gesandte des Erzbischofs wieder das Wort:

„Und wenn man sich entschließt, eine so unbeschränkte Vollmacht in Eure Hände niederzulegen?"

„Alles, was dann sein wird, habe ich Euch vorher des Breitesten auseinandergesetzt. Ich übernehme die Bürgschaft dafür. Auch wenn ich kein Diener der Kirche und als solcher verpflichtet wäre, für die Erhöhung ihres Glanzes zu sorgen, müßtet Ihr dieser Bürgschaft trauen, indem Ihr der hohen Abkunft eingedenk seid...."

„Das könnte eher gegen Euch sprechen. Graf Rudolf verfolgt ganz andere Pläne, als wir und Ihr seid sein Bruder."

„Er ist Ritter, ich geistlich; er ein Gegner der Kirche, ich ihr glühender Verehrer. Soll ich seine Siege begünstigen, die für mich eine Niederlage sind?"

„Zugegeben, daß Ihr nicht mit Euerem Bruder Euch verbündet; wird er nicht ein gefährlicher Gegner sein?"

Hartwig lächelte: „Er kämpft mit irdischen Waffen, wir mit geistigen; er schlägt um sich, wie ein Rasender,

wir senden, hinter demantenem Schilde, kleine, aber tödtende Pfeile in des Gegners Brust."

„Und die Gräfin?"

„Ihre Ehr- und Herrschsucht macht sie blind. Fürchtet nichts von ihr, sie ist am unschädlichsten von Allen, denn sie ist grausam und blutdürstig ohne Zweck."

„Nun denn, Herr Pater, ich will nicht verhehlen, daß ich von Sr. Erzbischöflichen Gnaden bevollmächtigt worden bin, Euch, nachdem ich Euch gehörig sondirt habe, mit der betreffenden Vollmacht zu versehen."

„Er zog aus seinem Gewande zögernd eine Pergamentrolle und hielt sie dem Pater hin:

„Hier ist diese Vollmacht, vollständig unterschrieben und besiegelt, mit Hinweglassung aller Clausuln, einfach und deutlich. Seid Ihr damit zufrieden?"

Hartwig las sie mit großem Bedachte durch, dann legte er sie zusammen und sagte:

„Dies Vertrauen soll Euch nimmer gereuen. Ich bin ein zu treuer Diener der Kirche, als daß man etwas Ungehöriges von mir zu besorgen hätte. Aber ich mußte auf diese Forderung bestehen, wollte ich redlich handeln. Wir sind jetzt einig."

„Ihr seid jetzt der Erzbischof in diesem Lande, Herr Pater. Das bedenket mit Fleiß."

„Ich werde es bedenken, Herr Pronotar; darauf verlaßt Euch. Und nun kein Wort weiter von Geschäften, die abgethan sind. Ihr müßt morgen in der Frühe Eure Reise fortsetzen und seid ermüdet. Man hat hoffentlich für Eure Bequemlichkeit Sorge getragen."

Der Pater rief seinen Leibdiener herbei und dieser führte den Fremden in das für ihn bestimmte Wohngemach.

Hartwig war allein. Sein ganzes Aeußere verwandelte sich. Er richtete sich hoch auf, seine Augen blitzten, seine Züge belebten sich. Er schritt mächtig aus und fast wurde ihm das geräumige Gemach zu enge. Es deutete ihm sinnbildlich den Raum, den er jetzt inne

hatte und dessen Schranke unter dem Tritt seiner Füße zusammenstürzen sollte:

„Jetzt ist die Macht in meinen Händen und sie soll mir nicht wieder entschlüpfen. Hier ist die Kette, welche die Geister fesselt, woran sie zu meinen Füßen festgeschmiedet sind. Wie nun, Bruder Rudolf? Beginnen wir den Kampf mitsammen? Wetze nur Dein Schwerdt, es wird brechen wie Glas am metallenen Harnisch meiner Brust. Hier bin ich fortan der Herrscher und ich dulde keine Macht neben mir. Ein neues Reich, worauf die Kirche ihren unsichtbaren aber unzerstörbaren Bau errichtet, soll hier erstehen und am Meer die stolze Wacht sein, die weit hinausleuchtet in die öde Wasserwüste. Und jetzt gleich soll dies Werk beginnen."

Er setzte sich an den Tisch, schob das Trinkgeschirr beiseite, und begann emsig zu schreiben.

Der Narr aber schlüpfte vom Simms herab, und stahl sich den finstern Gang entlang zur Burg hinaus. Außerhalb der Pforte schlug er dem Pförtner ein Schnippchen, und eilte dem Walde zu:

„Ei! Bin ich ein Narr, so will ich doch auch ein Mal wie ein rechter Narr thun, und zu den Bauern da unten sprechen von Gottes Wort. Was werden die Kerle den Mund aufsperren, wenn ich ihnen sage, daß sie von des Herrn Erzbischofs hochwürdige Gnaden sammt ihrer Freiheit an einen schlauen Pfaffen verkauft sind, und daß dieser sie nun am Saum seines Chorrocks mit sich fortschleppen wird, durch Dick und Dünn, ganz nach seinem Belieben. Hm! Es beginnt schon zu dunkeln, und es ist ein eigen Ding, im Zwielicht unwegsame Waldwege wandern, zumal wenn man die Fährte nicht kennt. Aber wenn ich einen rechten Narrenstreich ausführen will, darf ich mich auch vor einer Heerde böser Geister nicht fürchten. Behüte mich Gott nur vor dem ärgsten, der seinen Pferdehuf unter der Mönchskutte verbirgt."

So plaudernd, rannte er unaufhaltsam weiter, und achtete so wenig auf das, was um ihn her vorging, daß

er fast von dem Grafen Rudolf über den Haufen geworfen wäre.

„Hei! Hei!“ rief dieser, von künftigen Herrscherträumen Gewiegte und von einer glücklichen Jagd heimkehrend, in guter Laune. „Wo will der Narr hin? Weißt Du nicht, mein Junge, daß der Ausreißer gepeitscht wird und der eigne Mann, der eine Nacht außerhalb der Burgmauer zubringt, in's Loch gesperrt wird, drei Tage lang? Hatte der Pförtner keine Schlinge zur Hand, um sie Dir über den Kopf zu werfen?“

„Mein Seel', Herr! Dein Pförtner schlingt zu vielen Meth in sich hinein, um so leicht eine Schlinge zu handhaben.“

„So hätte er sollen den Rüdenmeister rufen, der seine Rüden losgelassen hätte, Dich wieder einzufangen.“

„Ich bin kein Hochwild, Graf Rudolf, und auf etwas Anderes sind Deine Hunde nicht abgerichtet. Verkümmere mir das Bischen Freiheit hier draußen nicht; ich strapzire meine Beine ja doch nur in Deinem Dienste.“

„Heraus denn mit der Sprache! Was macht der Narr hier?“

„Mein Seel', Herr! Er sucht die Dummheit eines Vernünftigen wieder gut zu machen. Ein ehrbarer Mann ist in Deinem Schlosse erschienen, und hat Deinen armen Claas so erschreckt, daß er gar ängstlich mit den Flügeln schlug und endlich gar mit lautem Krächzen davon flog. Nun bin ich hinausgelaufen, um ihn Dir wieder einzufangen.“

„Solch unsinnig Geschwätze verstehe ich nicht.“

„Dafür ist es auch das Geschwätz eines Narren. Aber im Ernste, Graf Rudolf. Wenn auch Dein schwarzer Vogel davon geflogen wäre, so hast Du dafür einen andern, weit stattlicheren in Deinem steinernen Käfig, der aber nur ein Zugvogel ist und keine Rast hat. Weißt Du, wer ihn sendet? Des Herrn Erzbischofs gestrenge Gnaden. Und in der Zelle Deines frommen Bruders hat er sein Lied gepfiffen, das hat gedauert stundenlang

und als sie fertig waren, rief Dein Leibdiener, der von dem Allen nichts wußte, plötzlich: „Gott erbarme sich!“ — „Was willst Du, Bursch?“ fragte ich. „Was erschreckt Dich so?“ — „Ach!“ antwortete der, und zitterte noch an allen Gliedern, „ich habe eben des Herrn Grafen Kleider gelüftet und wie ich sorgsam den purpurnen Seidenmantel aus der Truhe nehme, um die Goldfranzen zu putzen, ist die schöne rothe Farbe plötzlich verschwunden, und ich halte ein schneeweißes Gewand in der Hand. Gott erbarme sich unser!“ — Damit hielt er mir einen weißen Tuchfetzen entgegen, wovor ich mich so sehr entsetzte, daß ich nicht mehr ausdauern konnte und in's Blaue hineinrannte. Aber nun, Graf, laß mich schnell weiter, denn sonst erhasche ich Deinen Claas nun und nimmer wieder.“

Graf Rudolf war über die Worte des Narren so nachdenkend geworden, daß er diesen ganz vergaß und seinen Weg langsam fortsetzte. Weil aber der Narr sogleich eine ganz andere Richtung einschlug und im vollen Laufen blieb, waren sie bald weit auseinander.

Unterdessen war unten in den Marschen Alles ruhig. Es war am Sonnabend spät Abends. Ueberall zog sich Jedermann in sein Haus zurück und bereitete sich vor zur morgenden Sonntagsfeier. Am meisten in seinem Innersten mit Gott beschäftigt, saß der fromme Eddo in seiner Clause und dachte des Wortes, das er morgen zu seiner Gemeinde sprechen wollte. Es waren seit langer Zeit seltsame Veränderungen vorgefallen; nicht auf Erden, sondern am Himmel, die den schlichten Priester in große Bekümmerniß versetzt hatten. Da zeigte sich ein feuriger Komet, der streckte, er mochte stehen an welchem Theile des Himmels er wollte, seine Ruthe drohend gegen die ditmarscher Lande aus. In einer Nacht, da besonders die Sternlein hell funkelten, begannen diese auf einmal sich zu schütteln und Stücke und Splitter derselben flogen nach allen Richtungen hin in das Unermeßliche; die meisten aber fielen zur Erde, ohne daß

Jemand sagen konnte, wo sie geblieben. Einmal hatte es am hellen Tage Blut geregnet und als bald darauf eines Morgens früh das Land mit feinem Schwefel bedeckt war, verbreitete sich ein allgemeines Entsetzen. So wilde Stürme wehten, und so ungestüm erbrauste das Meer, daß man es meilenweit hören konnte und der Boden unter den Füßen erzitterte. Von den Fittichen des Sturmes getragen, kamen, weit aus ihrer Bahn geschleudert, große Vögel mit langen krummen Schnäbeln und seltsamen Fängen, wie sie niemals in diesen Gegenden gesehen worden: die setzten sich auf die Spitzen der Häuser und erhuben ein grausenhaftes Gekrächz, dann aber erhoben sie sich wieder hoch in die Luft und rastlos gejagt von dem neu sich aufgebenden Sturm verschwanden sie am Saume des Horizontes in das ferne Binnenland getrieben.

„Sei der Herr uns gnädig und barmherzig," sprach der Priester vor sich hin, und faltete andächtig die Hände. „Nur durch Ihn sind wir stark und Er ist unser rechter Hort. Wenn Er uns hält, wird die Binse zum eichenen Stab und wir sinken nimmer. Was aber kommen soll, Krieg, Pestilenz oder Hungersnoth, das soll getragen werden mit dem rechten Muthe, und darum flehe ich Dich an, Du starker Gott, in der Stille meines Gemaches mit meinen Worten zu sein an heiliger Stätte, damit ich die Zweifelnden aufrichte, die Gläubigen tröste und die Verstockten bekehre."

Da schlug es an die Thür, daß es weit schallte und der Priester zusammenbebte. Von seinen Hausgenossen aber hörte es Niemand, denn die lagen in einem tiefen Schlaf. Da wiederholte sich der Schlag und der Priester sagte, wie verweisend, zu sich selber:

„Da mache ich ein großes Aufhebens von dem, was ich den Kleinmüthigen in der Gemeinde vorzuhalten gedenke und erschrecke selbst, wie ein lallend Kind vor der bösen Wärterin, weil eines Mannes Hand gegen meine

Thür schlägt. Gott vergebe es mir." Und den Riegel fassend rief er laut:

„Wer ist draußen?"

„Schnell öffnet, ehe der Wolf mich packt, der dicht auf meinen Hacken ist!" rief eine Stimme und das Schlagen wiederholte sich. „Er ist schon ganz nahe."

„Tretet ein!" sprach der Priester und riß mit einem schnellen Ruck die Thür auf. Ein Mensch stürzte athemlos herein und brach fast zusammen. Eddo schlug eben so schnell die Thür wieder zu und noch war der Riegel nicht ganz davor, als mit lautem Geheul der Wolf gegen dieselbe sprang, als wollte er sie mit seinen Tatzen zerbrechen.

Das kümmerte aber den Priester nicht, der sich zu seinem Gaste wendete:

„Fürchtet Euch fürder nicht vor dem reißenden Thier; es ist eine starke eichene Thür zwischen ihm und Euch und sein dumpfes Winseln sagt mir, daß er seinen Schädel unsanft gestoßen hat. Meine Leute, die erwacht sind von dem Lärmen, werden ihm schon weiter helfen. Hier setzt Euch her, nehmt diesen Trunk und erholt Euch vor allen Dingen, denn wie ich sehe, thut Euch Ruhe noth."

Der Fremde trank in hastigen Zügen und sagte dann nach einer Pause:

„Wahrlich, Ihr sagt recht. Aber Euer Meth hat eine seltsam stärkende Kraft. Ich fühle mich ganz behaglich."

„Das ist kein Meth, mein Sohn, sondern ein Trank aus heilsamen Kräutern, von denen das Leben ausgeht. Ich bereite ihn selbst und er hat schon manchem Erschöpften wohlgethan. Aber was thut Ihr zu so später Nachtzeit auf einer unbekannten Straße und warum habt Ihr nicht auf einem der vielen Gehöfte ein Unterkommen gesucht?"

„Darum, weil ich gerade zu einem Manne wollte, mit dem ich reden muß. Da ich aber den Weg verfehlt hatte und ermüdet war, wollte ich schon in ein einsames Haus treten, als plötzlich der Wolf um eine Knicke*)

*) Dornenhecke.

sprang, und mich vor sich herjagte. So bin ich nun hierher gekommen und bitte um Obdach für die Nacht."

„Solches ist Dir gewährt, sammt Allem, was Du bedarfst. Und wenn Du mir Morgen sagst, Wem Deine Sendung gilt, so will ich Dich zu ihm bringen lassen."

„Das kann ich Euch schon jetzt sagen. Ich suche einen Diener Gottes, vor Allem aber den Priester Eddo, der vom Volke als ein heiliger Mann gepriesen wird."

„Ich heiße Eddo," entgegnete der Priester, „verdiene aber weder den Namen eines Heiligen, noch weniger mache ich Ansprüche auf ihn. Was hast Du mir zu sagen, Mann, und wer bist Du?"

„Wer ich bin, hätte ich lieber vor Euch versteckt, als es Euch gesagt, sintemal ich glaube, daß meine Erscheinung in Eurer Behausung Euch nicht besonders angenehm ist. Aber wenn Ihr mich so ernst, und doch so fromm zugleich anblickt, kann ich's nicht verschweigen. Ich bin ein eigner Diener des Grafen Rudolf, und sein Narr und Lustigmacher."

Der Priester zog sich unwillkührlich zurück: „Ihr treibt ein trostloses Gewerbe, das Euch von der Gemeinschaft mit andern Christenmenschen entfernt. Was wollt Ihr unter meinem Dache? Ich habe keine Gemeinschaft mit Euch."

„Weiß wohl," entgegnete der Narr kläglich, „und das drückt mir das Herz ab. Aber dieses eine Mal nur überwindet Euch, und hört mich an; was ich zu sagen habe, ist Vielen zu wissen nöthig, und doch Allen verborgen."

„So sprich!" sagte Eddo entschlossen. „Es ist noch Niemand von mir ungetröstet gegangen, wenn ich es irgend vermochte, ihn aufzurichten und so sollst auch Du nicht ohne Hülfe von mir scheiden. Was bringst Du?"

„Eine Nuß! Hochwürdiger!" antwortete der Narr wieder heiter, „sie sieht recht stattlich aus, da sie nun aber zu hart zum Aufknacken ist, so bringe ich sie Euch, Ihr werdet besser damit fertig werden und dem Kern

auf die Spur kommen. Ein frommer Mann, der Euch aber im Geringsten nicht ähnlich sieht, spielt dabei eine Rolle; ich meine der Bruder unseres gestrengen Herrn Grafen ...."

„Der Pater Hartwig?" fragte Eddo rasch und fuhr, wie zu sich selber fort: „Hartwig? Derselbe Hartwig, der früher am Hofe des Erzbischofs sich hervorzudrängen suchte, und als ihm dies mißlang, die Waffe gegen seinen Beschützer kehrte, bis endlich der Streit beigelegt wurde, und er sich freiwillig verbannte, um in der Einsamkeit seinen Uebermuth zu büßen? Was kann er für einen Plan haben? Geschwind, mein Gast, was hast Du erfahren, und was willst Du, was ich thun soll?"

„Mein Seel Herr Pater was ich gehört habe, kann ich Euch wohl sagen, aber nicht was Ihr thun sollt; das möchtet Ihr besser selbst bestimmen, wenn ich meine Weisheit vor Euch ausgekramt habe."

Er erzählte nun ausführlich, was sich auf der Böckelnburg begeben und was er von dem Gespräche des Paters Hartwig mit dem erzbischöflichen Gesandten erhorcht hatte.

Eddo hörte genau zu und blieb dann in einer nachdenkenden Stellung am Feuer sitzen. Endlich erhob er sich und sagte:

„Es ist Zeit, daß Du zur Ruhe kommst. Dort ist ein Lager, strecke Dich aus in Gottes Namen und schlafe in Frieden. Für Deine Botschaft danke ich Dir; sie ist wichtig genug, und beschäftigt mich so sehr, daß ich des Schlafes wohl entbehren kann. Das Weitere findet sich Morgen."

Des andern Tages, als der Narr des Grafen schon weit von der Behausung des Predigers, auf dem Wege zur Böckelnburg war, verließ Eddo sein Gemach und wanderte ohne Begleitung seine Straße.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Marquardt & Steinthal in Berlin.

Der

Korn-Zehnten.

Erzählung

aus der Ditmarsischen Geschichte.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Theil.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.

(M. Simion. Jul. Springer.)

Bunte Zeichnungen.

Der Korn-Zehnten.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Zwei Priester.

Pater Hartwig saß in seiner Zelle und sann mit großer Aufmerksamkeit einer Schrift nach, die er Abends vorher entworfen hatte. Bei einem Geräusch, das unwillkührlich die tiefe Stille, die rings umher herrschte, unterbrach, fuhr er unwillig in die Höhe:

„Wer ist hier?"

„Ach, Hochwürdigster, was werdet Ihr sagen, wenn Ihr gewahrt, daß ich es bin, der Euer heiliges Werk unterbricht," sprach der Narr und machte ein dummes Gesicht. „Aber es war kein Anderer da, um die Kunde, die mir geworden, zu Euern Ohren zu bringen."

„Hebe Dich weg, Du, der Du weit mehr ein Schurke, als ein Gaukler bist. Dich wird bald, wenn auch immer zu spät, die wohlverdiente Strafe treffen. Hebe Dich hinweg!"

„Das könnt Ihr nicht fröhlicheren Herzens befehlen, als ich es befolgen werde. Darum sage ich Euch nur dies: der Engel Gabriel harrt auf Eurer Schwelle."

„Verstummt Dein Lästermaul nicht? Wahrlich, es währet nur noch eine kurze Zeit, so streckt der Teufel seine Krallen nach Dir aus!"

„Bemüht Euch nicht, Hochwürdigster!" entgegnete der Narr lachend, und sprang zur Thür hinaus.

Gleich nach ihm erschien Eddo auf der Schwelle des Gemaches und machte das Zeichen des Kreuzes.

„Wer seid Ihr?" herrschte ihn der Dominikaner an und blieb aufrecht stehen.

Eddo schloß die Thür des Gemaches und sagte dann:

„Ich bin ein demüthiger Diener Gottes, der seine Schaafe hütet in der Einfalt des Gemüthes und sie speiset mit dem göttlichen Brode, so oft sie dessen bedürftig. Eddo ist mein Name."

Der Dominikaner sah ihn mit einem spöttischen Lächeln an und erwiederte:

„Ich weiß. Vor dem Altar seid Ihr der Priester der Bauern und auf dem Felde hinter dem Pfluge ihres Gleichen. Ihr seid einer jener gefährlichen Neuerer, die um so verderblicher für das Ansehen der Kirche sind, als Ihr den Heiligenschein der Milde und der Demuth anzunehmen wißt und insgeheim das Heilige Preis gebt."

„Dieser Vorwurf trifft mich nicht. Mein Herz weiß sich rein von solcher schweren Sünde."

„Das wird sich finden. Schon hat die Anklage ihr Haupt furchtbar gegen Euch erhoben. Es sind der Stimmen viele laut geworden, die gegen Euch zeugen und täglich schwellen sie mehr an. Das Gericht wird drohend über Euch hereinbrechen."

„Ich erwarte es!" entgegnete Eddo mit Würde „Ich bin ein schlichter Mann, und es stünde mir schlecht, mit dem, was ich gethan habe, zu prahlen. Aber wenn ich einst vor Ihm erscheinen werde, der mich gesandt hat, um Sein Evangelium zu verkünden, kann ich getrost mein Antlitz erheben, und ausrufen: Siehe, Herr, hier sind die Du mir anvertrautest, ich habe deren Keines verloren."

„Sehr stolz!" sprach Hartwig finster. „Seid Ihr gekommen, um mir dieses und Aehnliches zu predigen?"

„Ihr habt mein Prahlen selbst hervorgerufen durch Euern Hohn und seid also auch dieser Sünde theilhaftig," antwortete Eddo. „Was ich mit Euch zu reden habe, ist anderer Art. Möchtet Ihr meine Frage so ruhig beantworten können, als ich die Eurige."

„Nun, bei meinem Orden, das wird lustig!" lachte Hartwig. „Ihr übernehmt das Amt eines Großinquisitors. Ich bin begierig, wo das hinaus will."

„Das liegt in Eurer Hand. Aber ehe ich Euch mein Herz erschließe, habe ich Euch einen Vorschlag zu machen und bitte Euch, daß Ihr ihn annehmet. Nicht um uns gegenseitig zu schonen, sondern um der Heiligkeit der Kirche willen, deren Diener wir sind, fordere ich es."

Hartwig schwieg mürrisch.

„Ich nehme Euer Schweigen für Einwilligung. Was ich erfahren habe, kann nur durch einen Lauscher offenbar worden sein. Wie vorsichtig Ihr auch immer zu sein Euch rühmen möget, so seid Ihr es doch nicht genug gewesen. Da nun möglicherweise derselbe Lauscher erspähen möchte, was ich zu sagen willens bin, so gestattet mir, in einer Sprache zu reden, die ihm unverständlich sein wird, so bleibt das Geheimniß unter uns."

„O, Satan," brummte der Narr in sich hinein. „Wer hätte das von diesem stillen Manne gedacht? Nun komme ich um eine ergiebige Quelle für den künftigen Witz. Aber hier darf ich nicht länger bleiben, denn wenn mich der Gottseibeiuns in der Dominikanerkutte erblickt, ist es um meinen Hals geschehen. — Der Teufel hole alle zu gewissenhaften Gemüther."

Damit rutschte er von seinem Simms herunter und war schnell in dem dunklen Gange verschwunden.

Der Dominikaner horchte auf: „Was war das? Hörtet Ihr nichts?"

„Es war mir allerdings, als rasselte etwas längs der Wand; da ich hier indessen nie gewesen bin, kann ich Euch nicht sagen, von wannen das kommt. Es ermahnt uns dies aber um so eher, vorsichtig zu sein. Laßt uns niedersitzen, und vernehmt, was ich Euch auf lateinisch, so gut ich's vermag, zu sagen gedenke."

Eine Stunde war verstrichen. Hartwig lehnte behaglich in seinem Sessel und blickte spöttisch auf Eddo, der erschöpft inne hielt:

„Habt Ihr nun Alles gesagt?"

„Alles. Glaubt nicht, daß Euer Thun so gar verborgen wäre. Wie heimlich Ihr es auch vollführt, es fällt doch

ein Lichtstrahl darauf. Was Ihr Euerm Bruder zum Verbrechen anrechnet, das begeht Ihr selbst: Ihr strebt nach der Herrschaft."

„Ihr sagt mir da große Neuigkeiten."

„Aber Euer Bruder geht ehrlich zu Werke. Er sagt, dies will ich! Dann thut er es, und seine Gegner wissen, woran sie sind. Ihr hingegen sagt Niemandem etwas, sondern gebt Euch den Schein, im Stillen für die Herrlichkeit unserer heiligen Kirche zu kämpfen und sorgt nur für Euch."

„Hört, Pater, Ihr müßt groß von mir denken."

„Von Euerm Verstande? Ja! Nicht von Euerm Herzen."

„Beides, denn wäre es anders, so beginget Ihr einen Streich, der selbst einem unbedachten Knaben nicht einfallen könnte. Ihr sagt, ich strebe nach der Gewalt . . . ."

„Und warne Euch, darnach zu greifen."

„Ihr ahnet, daß ich mich derselben bemächtigen könnte."

„Ihr werdet es nicht."

„Ich habe es schon!" entgegnete der Dominikaner. „Hier ist das Pergament, welches die erstrebte Gewalt in meine Hände legt. Jetzt bin ich hier Erzbischof."

Eddo schwieg.

Hartwig lachte höhnisch: „Wie nun, Priester? Ist Euere Beredsamkeit am Ende, oder soll sie dienen, dem unerwarteten Oberherrn die innere Herzensmeinung ferner zu offenbaren?"

„Ich schweige!" sprach Eddo mit Würde. „Was hülfe es mir, wollte ich das Lamm erlösen, wenn es der Wolf schon würgte. Aber muthlos bin ich noch nicht geworden, und, wenn Ihr, trotz Eures hohen Amtes, unternehmet, was sich nicht gebührt, so werde ich unerschrocken meine Stimme erheben und am heiligen Altar . . . ."

„Dort wird man Euch sobald nicht wieder sehen!" unterbrach Jener rasch. „Kraft des Amtes, das mir

verliehen ist, entsetze ich Euch Eures Dienstes als Seelsorger der Euch bisher anvertrauten Gemeinde und verbiete Euch, das Gotteshaus als Priester zu betreten."

„Und ich weiche der Gewalt, aber nur der Gewalt, ohne im Geringsten die Freudigkeit des Gemüthes zu verlieren. Glaubt Ihr, meine Gottesfurcht und meine Religion stecke nur innerhalb der Mauern, die zum Dienste des höchsten Gottes errichtet sind?"

„Nicht weiter, Priester!"

„Meint Ihr, ich kennte nicht den weit größeren Tempel des Herrn, wo Er sich uns in Seiner Glorie verkündigt? Ich kennte nicht den Tempel der Natur, worin eben jetzt das Leben neu erwacht und die leere Winternacht, die ihn verhüllte, mit frischer Lebenskraft verscheucht? Die Erde ist überall des Herrn und aller Orten, wo sich Zweie oder Dreie in Seinem Namen versammeln, ist Er mitten unter ihnen."

„Ketzer!" donnerte Hartwig.

„Der bin ich nicht."

„Dreifacher, sündiger Ketzer! Entsetzest Du Dich nicht vor dem Scheiterhaufen?"

„Den doch Ihr nicht für mich errichten werdet."

„Ich werde es."

„Nimmer vermögt Ihr es!"

„Was soll mich hindern?"

„Die Scheu vor dem redlichen Willen eines Mannes, der unbeirrt vor Menschen-Zorn den Weg des Rechtes wandelt. Ihr seid ein großer, mächtiger Herr, durch Geburt und Würden; ich bin ein armer Priester, der nichts besitzt, als das Brod, das er sich durch Arbeit erwirbt, und den Frieden des Gewissens. Ich bin ein schwacher Wurm in Eurer eisernen Hand. Ihr aber werdet mich nicht erdrücken; Ihr könnt es nicht. Mich schützt Gottes Finger."

Hartwig schwieg.

„Gehorsam ist des Priesters erste Pflicht. Seid Ihr durch den Willen Seiner erzbischöflichen Gnaden mein

geistlicher Oberer geworden und Ihr verbietet mir, das Amt des Priesters zu üben, so werde ich gehorchen ohne Widerspruch."

„Daran werdet Ihr wohl thun."

„Aber eben so unerschrocken werde ich gegen Euer Beginnen protestiren und mein Recht suchen, wo es zu finden ist. Unterdessen will ich für Alle, die Ihr von meinem Herzen reißet, in der Stille beten . . . ."

„Doch auch für mich, frommer Eddo?" fragte höhnisch Hartwig.

Der Greis sah ihn mit einem ernsten Blicke an: „Liebet Eure Feinde, segnet die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen und beleidigen, spricht der Herr. Wir sind am Ende."

Eddo entfernte sich, ohne daß der Dominikaner ihn daran verhindert hätte. Unangefochten verließ er die Böckelnburg und trat den Heimweg zu seiner Gemeinde an, voll tiefer Bekümmerniß ob des neuen Unheils, das über das Vaterland herauf zog, aber auch voll des festesten Entschlusses, den Kampf nicht zu scheuen und das Schwerdt des Geistes zu schwingen, so lange es ihm vergönnt sei.

Hartwig war allein. In der Brust dieses Mannes, der der jüngste Sohn eines schon an sich armen Hauses war, und der deshalb mit einem Gnadenpfennig ins Kloster gesendet wurde, kochte die glühende Lava eines unbefriedigten Ehrgeizes. Mit unsäglichen Anstrengungen hatte er unter der Maske eines kalten, besonnenen Priesters das Geheimniß seines Innern verborgen gehalten; die Verwünschungen, die aus seinem Herzen aufstiegen, verwandelten sich auf den Lippen in bittere, ironische Worte, die er, gleich spitzen Pfeilen, Demjenigen zuschleuderte, der ihm hemmend entgegen trat.

Aber nun war Alles plötzlich anders geworden. Der beharrlichen Unterhandlung, der unerschöpflichen Ausdauer war es gelungen, das zu erhalten, wornach er bisher vergebens gestrebt hatte, den Schlüssel der Macht.

Die eigentliche Natur des Mönches kam zum Vorschein; Feuer blitzte aus seinen Augen, sein Herz pochte hörbar; die ernste Sorge war von seiner Stirn verschwunden, er trug sein Haupt stolz aufrecht und verschmähte es, noch ferner Verstellung zu üben. Sein Tag der Aerndte war gekommen; er sollte ihm den Zins tragen für's Leben.

Er hatte eine Schrift entworfen, kurz, aber inhaltsschwer. Das Pergamentblatt lag vor ihm; sein prüfender Blick glitt noch einmal über die wenigen Worte hin:

„Das genügt. Mit diesem Federstrich lege ich den Grundstein zu meiner Macht und will ihn so tief in den Boden senken, daß keine irdische Macht ihn wieder herausreißen soll. Thoren Ihr im Kittel, die Ihr glaubt, weil Ihr mit dem Schweiß Eures Angesichtes den Boden düngt, damit er Euch Früchte bringe, Ihr könntet auch die Saat der Freiheit reifen lassen. Noch größere Thoren Ihr, die Ihr glaubt, daß von dem Purpurfetzen, den Ihr von eines Kaisers Mantel geborgt, die Majestät und der Glanz eines Herrschers über alles Land ausströmen muß! Mit den einfachen Worten, die ich auf dieses Blatt gezeichnet, schlage ich Euch zu Boden und Ihr bleibt gefesselt zu meinen Füßen liegen."

So sprach der Mönch und sandte das Blatt durch die Ditmarscher Lande an die Geistlichen in den Gemeinden, damit sie kundthäten allem Volke, was der Wille des Erzbischofs sei, und Dessen, den er mit seiner Allmacht bekleidet.

Und voll der Träume eines glänzenden Erfolges, mit Geringschätzung blickend auf die von ihm scheinbar Niedergeschmetterten, kam es ihm nicht in den Sinn, daß die Brücke, auf welche er sich begeben, noch morscher sei, als das Eis der Elbe, das unter dem wärmenden Regen schmolz und des Sturmes harrte, der es in tausend Splitter zerbrechen sollte.

Zweites Kapitel.

Die Gastfreunde.

Vor uns liegt das Gehöft des Marten Dulk. Ein großer Hof, in dessen Hintergrunde das Wohnhaus; links die Scheune und rechts die Ställe. Dem Eingange des Hauses gerade gegenüber ist das Heckthor und das ganze Gewesen mit einem Pfahlzaun umgeben. Dies zusammen genommen bildete einen Toft und eine größere Anzahl derselben neben einander hieß ein Dorf.

Nach altditmarsischem Gebrauche ward ein jedes solches Dorf von einem Kreuzweg durchschnitten. In der Mitte befand sich ein freier Platz, Forthe genannt. Er war Gemeingut, diente zu öffentlichen Zusammenkünften, und von hier aus führte der Weg zum Brunnen und zur Tränke.

Das Land, welches eine solche Dorfgemeinde zum Bebauen besaß, hieß Camp. Dies wurde nach der Zahl der Hausleute in gleiche schmale Streifen getheilt, und jedem Einzelnen übergeben, so, daß Jeder ein gleiches Maaß Acker hatte. Das zu dem Camp gehörige Moor oder Haideland, oder was sonst nicht bebaut wurde, blieb Gemeindegut. Dasselbe waren auch die Viehweiden, und die Besitzer eines Ackers nur Nutznießer desselben. Dasjenige, was der einzelne Dorfbewohner besaß, hieß Bool (Hufe), und er selbst Boolsmann (Hufner).

Ein solcher Boolsmann war Marten Dulk in dem Karspel von Brunsbüttel, der außerdem durch geistiges Uebergewicht seines Gleichen unfreiwillig beherrschte, und zugleich durch die seltsamen Gerüchte, die wegen seiner Herkunft im Lande umherschlichen, ihnen einige Scheu einflößte. Es war Keiner, der zu ihm je ein rechtes Vertrauen faßte, und nur der Priester Eddo stand als ein Vermittler zwischen dem Hausmann und der übrigen Gemeinde. Es war nicht der freie Wille derselben, nicht deren

besondere Liebe und Achtung gewesen, welche sie bestimmt hatte, diesen Mann in den Rath der Achtundvierziger zu wählen, sondern sie hatten das Uebergewicht seines Geistes gefühlt, und vermochten sich diesem nicht zu entziehen.

Aber je mehr und mehr sie in Scheu und Ehrfurcht zugleich sich von diesem Manne entfernt hielten, und ihm grollten, nur um deshalb, weil sie ihm nichts anhaben konnten, suchten sie insgeheim nach einem Anlaß, seine Schwächen aufzuspühren und ihn zu sich herabzuziehen. Es liegt in der menschlichen Natur, daß ein Mann seines Gleichen nicht ohne Herzklopfen über sich erblickt, und wenn er nicht zu ihm hinauf kann, möchte er ihn gerne zu sich herunterkriegen.

Darum lief oft ein dunkles Gerücht um, das wie ein Lauffeuer von einem Ende zum andern ging, und wer es zuerst ausgebracht hatte, erhielt es Tages darauf von einem Andern als Neuigkeit zugetragen, aber so ausgeziert, daß er das eigene Kindlein kaum wiederkannte. Und war es nichts gewesen, so kehrten sie sich achselzuckend ab und suchten emsig nach einer neuen Spur. Aber endlich glaubten sie eine gefunden zu haben, die zum Ziele führte, und das war die Tochter Marten Dulks, die eben so unbegreiflich in die Gemeinde zurückgekehrt war, als sie früher aus derselben verschwand, die dann abermals schied, um bei den frommen Schwestern in dem Kloster von Itzehoe zu wohnen und nun neuerdings von dorther nach den Marschen kam, aber nicht in der Behausung ihres Vaters heimte, sondern in einem einsamen Häuschen, was nahe dem Strome, außerhalb der Eindeichungen lag, und von dessen Giebel aus man weit hinaus schauen konnte über die breite Mündung des Stromes bis zur unfernen Westsee.

Es war aber in diesem Augenblicke nicht mehr so stille in der Wohnung der „Frau", als in jener Nacht, da der Vater sie nach längerer Zeit zum ersten Male wiedersah, und als der Singemeister dort herbergte, ohne zu wissen, bei Wem.

Gredel, des Etheler Tochter, war glücklich bei Marten Dulk angekommen, und er hatte die Jungfrau empfangen, wie der Vater ein liebevolles Kind empfängt, das, Schutz suchend, seine Schwelle überschreitet. Die Hausgenossen hatten sich zusammen gefunden und Telse war tief bewegt von der Aufnahme, die sie in dem Hause ihres Schwiehers fand, denn Marten Dulk hatte sie nicht anders empfangen, als das zukünftige Weib seines Sohnes. Darob war die Eisrinde geschmolzen, die ihr Herz bisher umzog, und rascher floß das lebenswarme Blut durch die Adern.

„Wie nun, Telse?" fragte Reimer Dulk freundlich, und legte den Arm um seine Braut. „Ist mein Vater der kalte, finstere Mann, wie Du Dir's eingebildet, der auf sein Eigenthum pocht und den Geringen nicht achtet? Hast es zwar nie gesagt, aber ich weiß, daß Du es im innersten Herzen gedacht hast, bekenne es nur offen und frei."

„Ja, ich bekenne es, daß oft in den Tagen des Unglücks ein solcher finsterer Gedanke über mich gekommen ist. Aber um Deinetwillen habe ich mich stets deshalb gescholten und ihn durch Thränen und Gebet zu verscheuchen gesucht. Aber nun schäme ich mich meines Kleinmuths und werde demüthig im innersten Herzen, denn ich habe mehr des Glückes, als ich verdiene. Ach, Reimer Dulk, wie würde es mich freuen, wenn der alte Mann, der nun dort unten in der kalten Erde liegt, noch eine der Thränen gesehen hätte, die ich um meines Glükkes willen weine."

„Er sieht sie, Dirne!" tröstete Reimer Dulk. „Von oben herab sieht er sie und segnet Dich und mich. Ach, wann soll endlich der Tag kommen, da ich Dich als mein Weib auf meinen eigenen Toft führen kann?"

„Du weißt es ja! Fordere nicht eher von mir, was ich Dir versagen müßte, damit wir Beide nicht wortbrüchig werden. Es lastet keine Schande auf uns, aber ein Makel haftet uns an, der nicht eher von uns weicht,

bis die Schmach fällt, womit das ganze Land bedeckt ist. Du weißt, wo der Altar stehen wird, vor welchem Eddo unsere Hände in einander legen will."

„Auf den Ruinen der Böckelnburg!" antwortete der Jüngling. „Daß ich den Tag beschleunigen könnte, wo ich diese Trümmer vor mir sehe! Nicht um meinetwillen, sondern für's Ganze!"

„Er wird kommen; mir sagt es mein Herz. Das heilige Weihnachtsfest sieht diese Mauern und Thürme nicht mehr. Aber laß mich jetzt. Es ist Zeit, daß ich zu der Gredel wiederkehre, die drüben bei der „Frau" ist, damit ich schaue, ob Alles so ist, wie es sein soll."

„Zweifelst Du daran, daß es ehrbar zugehe in einem Hause, wo die Herrin geistlich ist? Höre, Dirne, ich sollte schelten, daß Du so denkst von Leuten, denen ich gesippt*) bin. Mehr Respekt habe ich nicht vor dem heiligen Vater selbst, als vor dieser Schwester, und wenn sie mich manchmal mit ihren dunkel-leuchtenden Augen ansieht, ist es mir nicht anders, als sollte ich vor ihr niederknieen und sie wie eine Heilige anrufen."

„Das glaubst Du selbst nicht, daß ich solche Gedanken habe. Aber das Gredel ist rasch mit Worten und Werken und bedarf zu Zeiten eines Lenkers, damit sie ohne Wissen nicht von der rechten Spur kommt."

„Hast Du Furcht vor dergleichen?"

„Höre, Reimer Dulk, das muß ich ernst mit Dir besprechen. Der Vater hat mir sein Einziges anvertraut und ich bin ihm dafür verantwortlich. Bisher haben viele Freier sich um die Gredel, so wie um ihr Geld und Gut beworben. Aber sie hat dazu gelacht und Keinen gemocht. Nun aber . . ."

„Gelt, Telse!" sagte der Jüngling mit einem schlauen Lächeln. „Nun wird's Dir schwül um's Herz, und seit Du den jungen Singemeister hörst, wie er seine herzbrechenden Weisen ihr vorsingt und sie so aufmerksam hin-

*) Verwandt.

horcht, als ob's eine Osterpredigt wäre, meinst Du, die stolze Dirne könne sich an einen fahrenden Sänger wegwerfen?"

„Es geht mir durch Mark und Bein, wenn ich's denke. Und was der Vater sagen würde!"

„Das weiß ich nicht. Aber, wenn er sich den Singemeister kommen ließe und schaute ihm in die Augen und von den Augen in das Herz, recht lange und tief, wie ich es gethan habe, dann, meine ich, würde er etwas finden, was seine Furcht verjagte, denn er gewahrte darin ein absonderliches Gemüth. Weiß nicht, wie es kommt, Mädchen, aber ich kann Dir sagen, dieser Gesell hat mich ganz und gar verzaubert."

„Hab's Dir abgemerkt und soll ich die Wahrheit sagen, so kann ich's Dir nicht verdenken, denn mir ward es so seltsam um's Herz, als Du mit ihm in meines Vaters Haus einwandertest, gerade als dieser gestorben war. Er begann zu singen, als wir die Leiche in die Erde senkten, und sein Lied stimmte mich so wunderbar, daß ich für eine längere Zeit den heftig brennenden Schmerz nicht fühlte, der mein Inneres verzehrte und eine Thräne mir im Auge glänzte, die mir das Herz erleichterte."

„So ist es mit mir gewesen. Als er mich im Walde auffand, stieß ich ihn erst rauh und wild von mir; aber als er dann sein Saitenspiel ertönen ließ, ward mir's, als ob die Sonne auf den jungen Märzschnee herabschaut und ihn Tropfen um Tropfen zerrinnen läßt. Da hast Du's! Spreche ich nicht schon gerade so, als ob ich der Singemeister selbst wäre? Laß Du den Burschen gewähren. Er hat Religion in seinen Liedern, und er thut dem Gredel nimmer etwas zu Leide."

„Meine selbst, daß es ein ehrlich Gemüth ist. Aber dem Vater möchte es doch nicht recht sein, statt eines Mannes, der im Lande weit umher bekannt und geachtet ist, einen Eidam zu kriegen, von dem Niemand weiß, wohin er gehört, oder von wem er abstammt, und der nicht im Stande ist, das Gewesen auf dem Heine-Viert fortzu-

führen, wie sichs gehört, damit es das reichste bleibe im Lande umher."

„Dann thun es Andere für ihn. Will gerne ein paar Stunden länger am Tage den Pflug in den Boden setzen, oder die Art an den Stamm der Eiche legen, wenn ich dafür Abends ihn singen hören kann. Es denkt sich etwas bei den Tönen, die aus seiner Kehle kommen, und wenn ich die Augen schließe, habe ich in Gedanken schon oft das sonnige Rebenland vor mir gesehen, wovon er singt, was mir sonst nimmer in den Sinn wollte. Aber wenn Du willst, wollen wir uns aufmachen und horchen, was es im Hause der „Frau" giebt. Vielleicht ist der Adalbert schon dort."

Sie gingen mitsammen. Als sie vollends im Freien waren, richtete sich der Blick des Jünglings nachdenkend in die Höhe.

„Was hast Du?" fragte die Braut.

„Siehst die Wildgänse, die in Schaaren über uns hinziehen? Es ist etwas in Werke und kann eine böse Nacht geben. Noch ist Winter überall hier am Strande und doch haucht die Luft Dich so feucht an und so warm zugleich, als ob der Frühling mit allen seinen Blättern und Blumen käme."

„Laß ihn einziehen, Reimer Dulk."

„Er kommt nur nicht immer, ohne daß der Winter bei'm Scheiden ihm das Recht streitig macht und Unheil aller Art anrichtet. Das Land erstreckte sich, wie man sagt, vor Jahren viel weiter in die Westsee, als jetzt und trocknen Fußes hat man bis zu dem alten rothen Friesenfelsen wandern können, der jetzt wie eine Insel von der See umspühlt wird. Bricht doch jeder Frühling ein Stück von unserem Boden ab und führt es fort, wer weiß wohin. Kannst Du wissen, ob nicht eine Zeit kommt, wo von dem ganzen Ditmarschen nichts übrig blieben ist, und die See bis an die Karven der Geest *) schlägt?"

*) Siehe die Anmerkung Bd. 1. Seite 3.

„Wenn es vorher schon unsere Freiheit begraben hat, mag es immer untergehen."

„Brav, Dirne! Aber Dir zum Troste will ich's sagen, daß die See nicht immer ihren Raub behält. Reißt sie an der einen Seite ein Stück Land weg, schwemmt sie es dafür der andern wieder zu; oft auch steigt ein längst verschwundener Streifen, wenn Keiner mehr daran denkt, an derselben Stelle wieder aus der Tiefe empor, und giebt dann dreißigfach das eingestreute Weizenkorn zurück. Aber wir müssen zuschreiten, wenn wir vor Abend wieder zurück sein wollen."

Im Hause der Tochter Marten Dulks saß die schmucke Margarethe, die Augen niedergeschlagen, die Hände gefaltet, auf nichts achtend, was um sie her vorging, aber mit einem seligen Lächeln auf den Lippen, das ein Zeuge des Glückes war, welches sie in der Stille des Herzens sich bewahrte.

Ihr gegenüber stand Adalbert. Das Auge ruhte voll frommer Inbrunst auf der jugendlich schönen Gestalt des Mägdleins; ihr waren alle seine Gedanken, all sein Dichten und Trachten zugewendet. Seine Laute klang, und des Liedes Fülle strömte aus seinem Innern, wie ein lebendiger Quell mit tausend Perlen und Demantblitzen.

„O liebes Herz, o goldnes Herz,
So blüthenfrisch und sonnenrein;
Die Töne steigen himmelwärts; —
Der Himmel ist im Auge Dein!"

Margarethe sah auf. Fast war es, als blitze den Jüngling das Schelmenauge an, womit sie so manchen ehrlichen Burschen zur Verzweiflung gebracht hatte, wenn er mit seiner Werbung vor ihr stand; dann aber drängte sich eine Thräne zwischen der Wimper hervor und sie senkte vor dem feuchten Glanze den Vorhang nieder, kaum hörbar vor sich hin lispelnd:

„Ihr solltet vor einer Dirne nimmer derlei singen; ich muß mich sonst schrömen*) vor Euch."

Adalbert aber ließ seine Saiten weiter klingen und mit einer Stimme, worin die ganze Innigkeit seines tiefen Gefühls lag, sang er:

„Und brächten mir so Land als Meer,
All ihre reichen Schätze her,
Nicht lösten sie das Kleinod ein,
Bewahrt in Deines Herzens Schrein."

„Ach nein, mein lieber Singemeister!" sprach Margarethe erglühend, „das solltet Ihr nicht sagen. Was kann es Euch nützen, so meiner zu spotten?"

Und der Thränen nicht wehrend, drückte sie ihre Hand gegen das laut pochende Herz.

Aufs neue klangen die Saiten und Adalbert schloß den Gesang:

„Doch wenn im Abend-Rosenlicht,
Dein stummer Mund beredter spricht,
So laß es nur ein Wörtchen sein:
Und sei mir, was ich Dir bin: Dein."

Margarethe war aufgesprungen. Sie stand da, mit zartem Roth übergossen, das feuchte Auge bittend auf den Singemeister geheftet, bebend vor Furcht und doch glücklich in dem Gefühl bisher nicht empfundener Seligkeit, die ihr ganzes Herz erfüllte. Aber Worte vermochte sie diesen Empfindungen nicht zu leihen und nur leise sprach sie mit zitternder Stimme:

„O Adalbert!"

Und Adalbert breitete die Arme sehnsüchtig aus und drückte einen leisen Kuß auf die jugendlich-schöne Stirn:

„Mein!"

Margarethe entgegnete zitternd: „Dein? Wie ist mir geschehen? Bin ich nun Dein?"

Und leise weinend sank sie an die Brust des Jünglings, der sie, im Innern jubelnd, fest an sich schloß.

*) Fürchten.

Mancher Augenblick war verflossen. Es waren die ersten, seligsten in der Geschichte ihrer jungen Liebe. Dann saßen sie kosend und Hand in Hand neben einander. Jeder sprach und Jeder horchte, aber Keiner wußte, was er gesprochen oder gehört. Und doch hätten Beide geschworen, es wären die Melodieen der Seligen gewesen.

Da schrak das Mägdlein zusammen und Adalbert sprang eilends auf, denn eine warnende Stimme rief mit ernstem Tone den Namen Margarethe.

Telse stand vor ihnen. Sie schien des Jünglings kaum zu achten und hatte das zürnende Auge auf das Mädchen geheftet:

„Was geschieht hier, Gredel? Hat das Geklimper da eine solche Well*) über Dich gewonnen, daß Du nicht denkst, welches Hauses Tochter Du bist? Was wird der Etheler sagen, wenn er hört, daß Du hinter seinem Rücken Dich verlobst?"

Margarethe sah ihre Begleiterin fest an:

„Das werde ich hören, wenn ich ihm gegenüberstehe. Ich denke doch, ich habe ein Recht, mein Herz zu behalten oder zu vergeben, wie ich es vor Gott und vor mir selber verantworten kann. Und wenn ich diesem Manne hier, der sich mir ganz zu eigen gegeben hat, versprochen habe, seine Braut zu sein, so werde ich es bleiben, es mag nun nach Euerm Sinne sein oder nicht."

Reimer Dulk, der mit Telse zugleich eingetreten war und seitwärts stand, sagte vor sich hin:

„Hätte die Telse sie ihr soerckes**) Kind genannt, die Gredel wäre ihr um den Hals gefallen und hätte geweint. Aber wenn man ihr barsch kommt, ist sie wie ihr Vater. Sie setzt ihren Kopf auf und bietet Allen Trotz."

„Bedenkst Du, was Du sprichst, Gredel?" fuhr Telse fort. „Ich habe nichts zu Unehren jenes Mannes gesagt; ich glaube eher, daß er ein braver Junge ist, und das

*) Ueberma cht.
**) Lieblich.

beste Mädchen verdient. Aber er ist aus einem andern Lande und von anderm Stande. Eine Ditmarscherin aber soll nur im Lande freien, und der Bauer paßt nur zum Bauer. Was wird der Etheler sagen, wenn Du ihm einen Eidam bringst, der nichts thun kann auf dem Felde und im Hause? Kann es dem Hausmann Freude bringen, wenn er voraus sieht, daß sein Gewesen in fremde Hände kommen muß? Was willst Du dem Vater darauf antworten, wenn er Dich so fragt?"

„Daß das Herz sich nicht zwingen läßt, und ich nun einmal den Mann gefunden habe, den ich heirathen will, oder keinen. Wider des Vaters Willen werde ich mit Keinem zum Altar treten; aber wenn ich diesen nicht haben soll, will ich keinen. Das ist mein fester Entschluß und ich gehe nicht davon ab, so wahr ich des Etheler Tochter bin."

Damit wendete sie sich von der Telse ab und mit dem vollen Ausdruck der zärtlichsten Liebe sprach sie zu dem Singemeister:

„Komm, Adalbert. Dich habe ich vor Allen auserwählt als meinen Bräutigam und kein Anderer soll je daran denken, mich zu bekommen. Ich kann's nicht mit so schönen Worten und Reimen sagen, was mein Herz fühlt und wie ich so recht in meinem Innersten denke, aber mit schlichten Worten kann ich's deutlich machen, daß ich nun nichts Lieberes habe, als Dich, und auch nichts Anderes denken will, als daß ich Deine Braut bin. Du bist mein Ein und mein Alles, und vor Gott und diesen Zeugen verlobe ich mich Dir mit Hand und Mund."

„Segne Gott diesen Bund!" sprach mit tiefbewegter Stimme die Herrin des Hauses, die, Allen unbemerkt, eingetreten war. Das heilige Kleid, das sie trug, und die stille Frömmigkeit, die von ihrer Stirn leuchtete, übten eine so ernste Scheu auf Telse und Reimer Dulk aus, daß Beide unwillkührlich zurücktraten und ihr freien Raum ließen.

Mit bewegtem Herzen schloß die leidvolle Tochter

Marten Dulks das junge blühende Mägdlein in ihre Arme und sagte mit zärtlicher Liebe:

„Behüte Gott Deine junge Liebe und verleihe Deinem Gemüthe Frieden; das wünscht Dir eine Unglückliche, die des Herzens Weh und Leid im vollsten Maße erfahren hat. Höre mir zu, Margarethe, und denke einen Augenblick, es sei Deine Mutter, die Dir zur Seite steht und Dich mit wehmüthiger Freude an ihre Brust schließt. Ein Mägdlein hat der liebenden Mutter nie nöthiger, als wenn ihr eigenes Herz, voll zärtlicher Liebe überfließend, nach einem Halt sucht, woran es sich klammern mag und in ein befreundetes Auge blicken will, um darin zu lesen, daß es wohl gethan. Ich glaube nun, mein süßes Kind, daß Du recht gewählt, und segne Dich mit aller Kraft, die mir inne wohnt. Du bist dem Drange Deines Herzens gefolgt, und wenn ich auch ganz von der Welt geschieden bin, so will ich doch um Deinetwillen für eine Weile in derselben wieder erscheinen und sagen: sie hat recht gethan."

„O, Mutter! Mutter!" flüsterte Margarethe.

„Ja, sie hat recht gethan," fuhr Jene fort, mit einem ernsten Seitenblick auf Telse, „denn sie that nach ihrem Herzen. Wollte sie auch anders, sie konnte es nicht. So laßt sie denn in ihrer Unschuld auf dem Wege fortschreiten, den sie betreten hat. Nicht wahr, liebe Margarethe? Du wandelst im Geleite Deines Engels und wirst ihn nie verlassen. Die Stimme der Liebe aber wirkt mächtiger, als jede Macht der Erde, und Alles was athmet, ist ihr unterthan. Ihr muß der Sterbliche sich beugen, unbekümmert, ob es zum Guten oder zum Schlimmen sich neige. Und auch die unglückliche Liebe, wenn sie in der verödeten Brust gestorben, bleibt in der Erinnerung ein still-wehmüthiger Trost für ein liebebedürftiges Herz."

Margarethe aber warf sich mit überströmenden Augen in die Arme der milden Freundin und sank dann zu ihren Füßen. Der Trotz des jungfräulichen Kindes, geweckt

durch die strengen Worte der Telse, schmolz hin wie leichter Märzschnee vor der belebenden Sonne, als die sanfte Stimme dieser geheimnißvollen Unglücklichen zu ihrem Herzen drang. Sie drückte ihre Hand an die Lippen und sagte weinend:

„Ich will, was Ihr wollt. Nichts anderes begehre ich, als nur Euch gehorsam zu sein. Glaubt nicht, daß ich ein wildes und trotziges Geschöpf bin, das nur dem eigenen Kopfe folgt. Wer in Liebe zu mir spricht, dem folge ich willenlos und gehorche ihm gerne. Und so möget Ihr selbst verkünden, ob Euer Segen auf meiner Liebe ruhen soll."

Adalbert war unterdessen neben der Geliebten in die Kniee gesunken und sagte:

„Segnet uns. Ich will kein Gelübde ablegen, ich könnte es jetzt nimmer. Aber meine Brust ist voll Liebe und ich glaube, daß ich nie frömmer gewesen bin, als in dieser Stunde. O segnet uns!"

„Ich segne Euch!" sprach sie und legte ihre Hände auf ihre Häupter. Aber weiter vermochte sie nichts hervorzubringen, denn ihre Rührung war zu groß und die Sprache versagte ihr den Dienst.

Es war eine tiefe Stille umher.

Reimer Dulk hatte die Telse hinausgewinkt und sagte dort:

„Die sind alle Drei aus einem andern Teige gebacken, als Unsereins, und wir mögen es anstellen, wie wir wollen, es wird nichts daran geändert."

„Aber der Lärmen, den es geben wird! Des Etheler Tochter vom Heine-Viert und ein fahrender Singemeister, der durch das Land zieht mit leeren Taschen und von dem Niemand weiß, woher und wohin?"

„Wollen uns darum nicht grämen! Der Adalbert ist kein Lump, sondern ein feiner Bursch mit absonderlichen Gaben, der durch seine Lieder aus einem gewöhnlichen Menschen macht, was er nur will. Das hat er

an mir bewiesen. Alle vernünftige Reden und die Sprüche des alten Eddo hätten mir keine Ruhe verschafft; ich wäre noch so wild und unbändig wie zuvor, wenn er nicht gewesen. Aber das Liebesvolk da drinnen denkt an gar nichts, und wenn wir zur rechten Zeit heim sollen, wird es die höchste Zeit. Rüste zu, Telse! Ich will mich draußen umthun nach Wind und Wetter."

Aber ehe er noch draußen war, begann ein Sausen und Brausen in der Luft, daß das leichte Dach des Hauses erbebte, und die Thüren mit lautem Krachen aufflogen.

„Da haben wir's!" rief Reimer Dulk lachend. „Der Nordwest fängt ein Mal wieder an, sich breit zu machen. Nun ist's allwege Zeit, daß wir so schnell fortkommen, als nur irgend möglich, denn sonst können wir nur allesammt zur Nacht hier herbergen."

„Das darf nicht sein!" erwiederte hastig Telse. „Wir müssen fort und der Adalbert muß mit uns. Was auch aus der Geschichte werde, so soll es doch nicht geschehen, daß die Beiden unter einem Dache wohnen. Da würde Ohm Etheler Recht haben, mich eine leichtsinnige Magd zu schelten, und ich dürfte ihm nimmer vor Augen kommen."

„Und wenn es doch nicht geht, so mußt Du es mit dem Nordwest ausmachen, der schon manchem Ditmarscher das Heck *) vor der Nase zugeworfen und ihn hinter die Kniken **) geschleudert hat, und er hat nicht muckfen dürfen. Aber ich will Ernst machen und mein soll die Schuld nicht sein, wenn wir hier liegen bleiben müssen."

Er ging hinaus und Telse blieb voll Aengsten zurück, denn die Stärke des Windes stieg mit jedem Augenblick, und es war die Zeit der einsetzenden Fluth, die mit wildem Rauschen heranzog.

---

*) Auch Heckthor. Hölzerne Gitterthür, die auf die Gehöfte führt.

**) Lebendige Hecken zur Einfriedigung der Felder und Wiesen, besonders auf der Geest.

Drittes Kapitel.

„Der Thauwind kam vom Mittagsmeer."

Kaum war Reimer Dulk draußen, als der Nordwest mit voller Gewalt losbrach und die Riesenwipfel der alten Bäume bis fast zur Erde niederbeugte. Die Wolkenschichten, welche sich am Rande des Horizontes gesammelt hatten,, hoben sich mit wunderbarer Schnelle bis zum Zenith und senkten sich dann immer tiefer, als wollten sie sich auf die Erde herabstürzen. Dichte Finsterniß herrschte rings umher. Der Wechsel von der Tageshelle zur Dunkelheit war so plötzlich, daß Keiner den Uebergang bemerkte.

Im Hause kam Alles in Bewegung. Die Magd schrie vor Angst und flüchtete in die Döns, wo Adalbert und Margarethe erschreckt aufathmeten und ihre gütige Beschützerin, Frau Maria, sich vor dem Betpulte niedergeworfen hatte. Der Knecht, nicht minder erschrocken, wie seine Hausgenossen, hatte die Besonnenheit, das Feuer zu löschen, damit, wenn der Sturm in das Innere des Gebäudes dringe, die Funken nicht überall hinfliegen und zünden sollten. Telse stand horchend an der halboffenen Seitenthür. Sie spähte nach ihrem Bräutigam, aber die Dunkelheit war so groß, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte; sie rief mit steigender Angst seinen Namen, aber der Sturm verschlang mit wachsendem Grimme ihr angstvolles Rufen.

Reimer Dulk irrte draußen umher. Er hatte eines der schwersten Wetter aufziehen sehen und suchte nun vergeblich das schützende Dach zu erreichen. Die Finsterniß war zu groß.

Da schlängelte ein Blitz durch die dichte Wolkenmasse und warf sein blendendes Licht für die Dauer eines Augenblicks auf die Gegend. Reimer Dulk stand einem Hirten gegenüber, der sein Horn angesetzt hatte, und vergeblich seine Heerde zusammenrief.

„He! Hollah! Landsmann! Wo bin ich hier hingerathen? Ich sehe nicht Weg, noch Steg."

„Ihr seid auf des Karsten Polk zweiter Koppel*) und ich stehe hier und blase mir die Lunge aus nach dem unvernünftigen Vieh, das bei dem Sturm wie toll und blind nach allen Seiten auseinander geflogen ist."

„Spart Eure Lunge, Freund, und sucht lieber ein schützendes Dach. Ich bin der Reimer Dulk und will's Euch zeugen, daß Ihr Eure Pflicht gethan; aber gegen Gottes Wind und Wetter kann kein Mensch aufkommen."

„Mag sein. Wenn aber das Vieh in die Elbe springt . . . ."

„So werdet Ihr's nicht bei den Hörnern herausziehen. Liegt's einmal im Strome, ist es ihm verfallen, wie so manches Thier, das seine Wellen fortgerissen haben, denn ich spüre es schon, heute Nacht setzt sich Alles in Bewegung."

„Ich bin ein alter Mann, aber noch nie habe ich ein solches Wetter aufbrausen sehen, außer, da ich ein Bube war und bei meinem Ohm im Meldorfer Döft hauste. Das war der Sturm, der die ganze Mile-Mündung wegriß, und ein Wunder Gottes war es, daß wir das losgerissene Land eben verlassen hatten, sonst wären wir mit in die See hineingerissen und Keiner von uns hätte das Leben davon gebracht."

Wenig hatte Reimer Dulk von den Worten des Hirten verstanden, der noch immer fortsprach und rief überlaut:

„Ihr meint also, das Wetter ließe sich heute eben so an, als damals?"

„Ich meine, ganz so, und wenn mich nicht Alles trügt, kann es noch darüber gehen. Binnenwärts flüchten ist das beste und darum sollten wir über diesen Graben . . . ."

„Springt Ihr. Ich habe hier von meinen Leuten und muß erst die in Sicherheit bringen."

---

*) Wiese.

„Ihr meint Frau Maria. Schnakischer Einfall, hier draußen zu wohnen, wenn man drinnen einen warmen Heerd hat. Mir fiel's nicht ein. Nun, wo Einer bleibt, kann ich auch bleiben, und Christenmenschen müssen sich unterstützen. Traue mir, den Weg zu finden . . . . Da! Der Blitz kam zur rechten Zeit. So hinaus geht's . . . ."

Ein furchtbarer Donnerschlag verschlang die weitere Rede des Hirten. Als er fernhin verhallte, lauschte Reimer Dulk aufmerksam und sagte laut:

„Hört Ihr's? Das ist ein seltsamlich Kochen und Brodeln, und man weiß nicht recht, kommt's von oben oder von unten."

„S' ist im Wasser. Es kocht und zischt, als ob Feuer darunter wäre, und wenn es heiß genug ist, sprengt's das Eis. Dann strömt es vorwärts mit Gewalt, und was in seinen Weg kommt, das muß mit; es mag wollen oder nicht. Helft Euch noch über diesen Graben und wir können ruhig dem Fußsteig folgen."

Beide Männer halfen sich hinüber.

Drinnen war es still. Telse stand wie vorher an der Thür. Ihr Schreien hatte sie eingestellt, aber sie spähte noch immer angstvoll in die Finsterniß hinaus. Sie vermochte nichts zu gewahren.

Am Fuße des Betstuhls saß Frau Maria und hielt die vor ihr knieende Margarethe mit mütterlicher Zärtlichkeit umschlungen:

„Fürchte Dich nicht, mein holdes Kind. Es ist der Herr, welcher zu uns spricht und seine Stimme macht nur den Sünder erbeben. Muth, mein Kind! Bist Du nicht die Tochter des starken Etheler?"

„Bin's. Auch ist es keine solche Furcht, die ich empfinde, wie sie den Menschen sonst wohl überfällt. Es ist mir so seltsam zu Sinnen, als ginge es aus der alten Welt hinaus in eine unbekannte neue."

„Du trateſt schon in eine neue Welt heute. Die Liebe empfing Dich in ihrem Lande."

Margarethe lispelte: „O, Adalbert!“

Adalbert stand unfern von den Beiden und sprach zu ihnen gewendet: „Es ist der Lenz! Meint Ihr, er schütte seine Gaben vor uns hin, ohne uns zu sagen, welches Kampfes es bedarf, ehe er den alten Erbfeind überwindet, der ihn mit eisernem Schlafe gefangen hält?“

Laß sie toben hart und wilde,
Diese finstre, kalte Nacht!
Morgen ist gar sanft und milde
Aus dem Sturm der Lenz erwacht.

Aber eh er halb verstohlen
Lächelnd durch die Blüthen lauscht,
Muß ihn Gottes Stimme wecken,
Die im Sturm vorüber rauscht.

„Ja!“ sprach Margarethe sich erhebend. „Du hast Recht. Ich schäme mich meiner Furcht. Hier geboren und des Sturmes gewohnt, fürchte ich mich vor seinem Brausen und Du, der nur Liebliches und Freundliches in Deinem Süden gesehen, lächelst und sagst mir Deine trostreichen Verse her. Sei nicht böse, Adalbert; ich will's nimmer thun. Und höre, wenn ich Dich zum Vater bringe, sage ihm nichts von meiner Angst; er könnte sich schämen um der albernen Magd willen. Sage ihm nichts, Adalbert.“

Frau Maria, die ihren Gedanken nachgehangen, horchte unwillkührlich auf, als Margarethe den Namen nannte, der so viele schmerzlich-süße Empfindungen in ihr erregte. In diesem Augenblicke fuhr ein leuchtender Blitz hernieder, daß es schier aussah, als ob die ganze Döns in Flammen stand. Adalbert stand ihr mit dem vollen Gesicht zugewendet. Gleich darauf war es finster wie zuvor, aber die Züge des jungen Mannes, in diesem Moment gesehen, wo ihre Gedanken eine seltsame Wendung nahmen, regten sie dermaßen auf, daß ihre gewöhnliche Ruhe sie verließ, und sie rasch zu Adalbert sprach:

„Ihr spracht vom sonnigen Süden. Es ist Eure Heimath und Ihr liebt sie über Alles."

„Das thue ich, vieltheure Frau. Alle meine Gedanken und Empfindungen wurzeln in jenem Boden."

„Ich glaube es Euch. Kann ich ihn doch auch nimmer vergessen und ich sollte doch seiner nicht mehr gedenken. Aber von Euch ist die Rede. Dieses Mädchen liebt Euch und durch diese Liebe haben wir ein Recht auf Euer Vertrauen. Wenig kennen wir von Eurer Heimath und Eurer Herkunft und Beides muß Margarethe ihrem Vater verkünden können, wenn sie Euch zu ihm führt. So sagt uns denn, was wir wissen müssen."

„Ach, edle Frau, das soll bald geschehen sein, denn es ist nur wenig, was ich von mir weiß, und das Wenige ist trüber als irgend etwas. Wohl bin ich im Süden geboren und doch muß ich auch den Norden meine Heimath nennen. Meine Mutter habe ich verloren, wo die Reben blühen, und meinen Vater suche ich, wo das Meer brandet."

„Was sagst Du, Jüngling?" sprach Frau Maria bebend. „Der Norden sei auch Deine Heimath?"

„Ich muß so glauben, denn was man mir erzählt hat, zeigt mir diese Richtung an. Ich habe es in ein Liedlein gebracht und will's Euch hersagen."

Und Adalbert begann die Romanze, welche er am Fest des Herrn gesungen hatte bei dem Bankette des Grafen Rudolf, dem Ritter Borg-Tor-Hamme gegenüber:

Nordlands Ritter! Nordlands Ritter!
Fest den Fuß im Eisenbügel,
Sprengst Du durch die deutschen Gauen,
Zu des Rheines Rebenhügel.

Mit steigender Spannung hing Frau Maria an des Singemeisters Lippen. Als aber die Stelle kam:

„Suche Deinen falschen Vater
In den unbekannten Landen,
Die so untreu sind und täuschend,
Daß sie unterm Fuße weichen,
Die als Land dem wilden Meere,
Und als Meer dem Lande gleichen."

Da schrie sie laut auf und sank ohnmächtig zusammen. Margarethe eilte mit einem Ausrufe des Schreckens zu ihrer Hülfe herbei.

Adalbert aber in hoher Erregung sprach vor sich hin: „Nun ist kein Zweifel mehr. Dem Bilde wollte ich nicht trauen und auch die Erinnerungen, die bei dem Anblicke dieser Frau in mir auftauchten, hielt ich für eine selige Täuschung. Aber nun ist kein Zweifel mehr, nun ist Alles klar! Halte Dich, mein Herz, damit Du nicht vor Wonne zerspringst! Die Geliebte Deines Lebens hast Du gefunden, und das da ist Deine Mutter!"

Da traten Telse und Reimer Dulk mit dem Hirten herein.

„Einen guten Abend beisammen!" sagte der Alte. „Wir haben uns endlich glücklich hierher gefunden und müssen nun wohl die Nacht hier verbringen."

„Das müssen wir!" entgegnete Reimer Dulk, „und wer es kann, mag auch hier einschlafen, aber zu sagen, wo er aufwacht, ist mehr, als man von einem Menschen verlangen kann."

Donnerndes Getöse erhob sich und die Wände des Hauses bebten, als sollten sie mit einem Ruck zusammen stürzen.

„Jesus Maria!" riefen Telse und Margarethe, und falteten zitternd die Hände.

„Das ist ein Erdbeben!" schrie Adalbert.

„Warum nicht gar!" unterbrach ihn der Hirte. „Hier bebt die Erde nicht, sondern die See. Die Fluth *)

*) Fluth und Ebbe. Das sechsstündige Steigen und Fallen des Wassers in der Nordsee und den darin abfließenden Strömen.

ist es, welche das Eis in den Buchten und Sielen gesprengt hat, und die Priele *) werden frei. Es ist hohes Wasser, und wenn nun die Ebbe kommt, gebe es Gott gnädig, das ist allen Christenmenschen zu wünschen."

Mit erneuerter Stärke wiederholte sich das Krachen und Bersten; mit doppelter Gewalt kehrte der Sturm zurück und warf sich mit solchem Ungestüm auf das Haus, daß es zusammenbebte und hin und her schwankte, als stehe es auf einem vulkanischen Boden, der unter ihm weiche.

Draußen krachte es, als ob Alles zusammenbräche, was noch aufrecht stand; eine schwere Last fiel auf das Dach und glitt dann mit lautem Gepolter die Wände herab.

Der Knecht stürzte herein, Todesangst im Gesichte: „Helft Euch von dannen, sonst kommt Ihr nicht mit dem Leben davon. Der Wind hat im Hofe die beiden größten Bäume umgerissen und uns vor die Thür geworfen, so daß wir uns durch die Belangthür**) flüchten müssen. Es geht Alles zu Grunde diese Nacht."

„Schweige still, Kerl!" rief Reimer Dulk unwillig. „Du nimmst den Mund so voll, daß Du ganz außer Athem kommst. Siehst' nicht, daß hier Weiber sind, die von Deinem Unsinn den Tod haben können? Fasset Muth, es wird so arg nicht sein."

„Wollt Ihr mir sagen, ob's arg ist oder nicht?" entgegnete der Knecht mürrisch. „Als Ihr noch in den Windeln lagt, war der, den Ihr 'nen Kerl nennt, schon ein ausgewetterter Bursche, der zwei Deichbrüche erlebt hatte. Man kann vörig ***) genug mit dem Munde sein und muß doch nachher gute Worte geben. Nach der That kommt die Berau." †)

*) Siele und Priele sind zum Theil schiffbare Bäche, theilweise sehr bedeutend.

**) Seitenthür.

***) Tapfer. Vörige, Tapferkeit.

†) Reue.

„Der Mann hat Recht!" sagte der Hirte. „Hier ist keine Zeit zur müßigen Kurzweil. Wir müssen hinaus."

„Da habt Ihr's noch einmal!" schrie der Knecht. „Hu! Wie das zittert und bebt! Die Westerwand ist gestürzt, wie mich dünkt, und wenn ich recht höre, klappen uns die Rechtern*) über den Kopf zusammen."

„So wollen wir Drei hinaus und sehen, was zu machen ist. Du, Singemeister bleibst hier bei den Weibern, und wenn es gerathen ist, rufen wir Euch ab," sprach Reimer Dulk und verließ sammt dem Hirten und dem Knechte das Gemach. Margarethe hatte indeß eine Kerze angezündet.

Frau Maria erholte sich langsam: „Dank Dir, mein Kind, für Deine Liebe."

„Gott sei gelobt für seinen Beistand."

„Preis ihm, ob es gleich mit nichten tröstlich ist, zu einem freudlosen Dasein zurückgekehrt zu sein."

„Es kann noch ein glückliches werden."

„Ja, es kann! Aber . . . . O, Margarethe, wie ist mir denn? Ein plötzliches unerwartetes Ereigniß bewältigte mich so sehr, daß ich besinnungslos umsank. War es denn nicht . . . .? Wo ist Dein Geliebter, Jungfrau? Wo ist der Singemeister?"

„Hier bin ich, vieltheure Frau!" rief Adalbert und sank zu ihren Füßen. „Seht mich nur recht an, und prüft, ob ich etwas Euch Bekanntes in meinen Zügen trage."

„Mein Herz schlägt gewaltig, meine Hand zittert!"

„Und dann nehmt dies Bild. Es ist das Conterfei meiner Mutter. Sagt mir, ob Euch dies Bild bekannt ist? Bedenkt es wohl! Leben und Tod hängt von dem Ausspruche Eures Mundes ab."

Frau Maria nahm das dargebotene Bild und rief nach wenigen Augenblicken:

---

*) Dachsparren.

„Es ist's! Es ist's! O, mein Sohn! Mein Sohn!"

Mit Jubelgeschrei stürzte Adalbert in ihre Arme:

„Mutter! Mutter!"

Margarethe stand seitwärts mit gefalteten Händen und betete leise:

„Abba, lieber Vater im Himmel, sei uns gnädig und barmherzig um Christi willen, der für uns gelitten hat. Wir sind bangen Herzens und vermögen nicht aufzublicken aus unsrer Noth, es sei denn, daß du uns helfest."

Der Sturm verschlang diese Worte, aber sie sind vernommen von Dem, der über dem Sturm und über den Leidenschaften der Menschen in ruhiger Klarheit wohnt.

Telse, welche mit den Männern hinausgegangen war, kehrte jetzt zurück, voll Erstaunen über den Anblick, der sich ihr darbot. Margarethe eilte ihr entgegen:

„Wunderbarliches begiebt sich hier. Störe sie nicht. Hier kannst Du erkennen, daß, wie Vater Eddo sagt, der Herr die Seinen herrlich hinausführt."

„So sage mir doch . . . ."

„Nicht ich. Selbst ist mir nicht Alles klar, aber der nächste Morgen wird das Geheimniß vollends lösen. Maria ist meines Adalberts Mutter . . . ."

„Was sagst Du, Dirne? Maria, die Geistliche, die nimmer einen Mann hatte? Willst sie lebendig begraben lassen?"

„Telse!"

„Hüte Deine Zunge, ehe sie verkündigt, was nimmer gut zu machen ist!"

Mit diesen Worten ergriff sie Adalberts Arm und nöthigte ihn, sich zu erheben:

„Meint Ihr, daß wir allein sind unter diesem Dache, und daß Ihr thun könnt, was Euch einfällt? Ist's jetzt Zeit, zu singen und zu klimpern, wo Alles zittert und bebt, und wir jeden Augenblick von den Wellen verschlungen werden können? Wenn Ihr etwas Geheimes wißt, so bewahrt's in Euerm Innern, und laßt Keinen erfahren, was ihm nicht zu wissen frommt. Nehmt Euere

Gedanken zusammen, Frau Maria, und vergeßt Alles in dieser Stunde der Gefahr."

Frau Maria, den Stand der Dinge erwägend, schloß noch einmal den Jüngling an ihre Brust, dann drängte sie ihn sanft von sich. Margarethe faßte seine Hand und flüsterte ihm zu: „Bezwinge Deine Freude, Adalbert! Es könnte unser Tod sein, wenn wir unser Geheimniß verriethen."

Willenlos ließ sich der Jüngling nach dem entgegengesetzten Ende der Dönse führen. Aber er verstand nichts von dem Allem.

Jetzt geschah ein Schlag, so furchtbar, wie keiner vor ihm; es knitterte und knatterte, es krachte und barst; der Boden schwankte wie ein Schiff auf den Wellen. Die Wände klafften auseinander. Der Sturm drang ungehindert in das Innere, die Kerze war erloschen.

Alle standen starr.

Da stürzte Reimer Dulk herein: „Hinaus mit Euch Allen! Hinaus ohne Verzug. Noch einen Augenblick, so stürzt das Dach und Ihr seid erschlagen."

Sie drängten dem Ausgang zu. Reimer Dulk führte sie: „Folgt mir Schritt vor Schritt. Wenn wir erst der Thür nahe sind, können wir sehen. Der Blitz hat drei Eichen gezündet, das giebt Licht vollauf. Hei! Das war ein neuer Stoß! — Hierher! Rasch weiter! Da ist das Licht!"

Die Gluth der flammenden Bäume strahlte ihnen entgegen. Weithin trug der Sturm die glühenden Funken. Auf einem freien Raume angelangt, sanken die Weiber fast erschöpft zusammen und schrieen laut auf, als das kaum verlassene Haus mit furchtbarem Gepolter zusammenstürzte.

Drei Stunden waren vergangen, die Weiber lagen auf dem feuchten Rasengrunde, denn die Erde schwankte noch immer so heftig, daß man sich nicht auf den Füßen halten konnte. Dagegen hatte der Sturm vollends nachgelassen, der Himmel war klar und man hörte das Rau-

schen des Wassers, das mit reißender Schnelle dem Meere zuströmte.

„Es ebbt!“ *) sagte der Hirte, „wir werden bald Seltsamliches erfahren.“

„Ja, ja!“ brummte der Knecht. „Hier ist ein Teufelswerk im Spiele und wir gehen gerade der See zu.“

„Ihr seid nicht klug!“ entgegnete ärgerlich Reimer Dulk, „wie kann nur so tolles Zeug in Euern Sinn kommen?“

„Ist's das erste Mal?“ fragte der Hirt. „Was ein Mal war und zehn Mal, kann auch öfters geschehen. Wenn ich meinen Arm nicht um diesen Baum geschlungen hätte, läge ich am Boden! Woher kommt das? Weil wir nicht mehr auf festem Lande sind.“

„Ich kann's nun und nimmermehr glauben!“ antwortete Reimer Dulk.“

„Will Euch den Glauben in die Hand geben. Seht Ihr den Baum da vor Euch, der seine Aeste so breit von sich streckt?“

„Den sehe ich.“

„Und nicht weit davon ist ein Stern zu schauen. Wenn wir nun still lägen, blieben der Stern und der Baum jeder unverändert an seinem Platze. Aber seht, jetzt ist das Sternlein dem einen Aste schon ganz nahe und wird sich allmählig hinter den Zweigen verkriechen. Seht Ihr's noch nicht?“

„Bei Gott! Ich sehe es. Was will das bedeuten?“

„Das bedeutet, das Stück Außendeich, worauf wir uns befanden, ist von Sturm und Strom und Eis losgerissen und treibt auf dem Wasser umher. Wenn wir nicht irgendwo zu Lande kommen, sind wir morgen in See.“

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf den jungen kräftigen Mann:

„Teufel! Das käme mir ungelegen! Um meinetwillen, weil ich von den Gefährten abgeschnitten, ihnen

*) Das Wasser läuft ab.

meinen Arm nicht leihen kann, wenn es noth thut, und dann die Weiber . . . ."

„Mann oder Weib," sagte der Knecht mürrisch. „Wir tragen hier Jeder seine Haut zu Markte."

„Die Haut wird tüchtig einschrumpfen!" entgegnete der Hirt mit großer Erregtheit. „Wir können hier bei lebendigem Leibe Hungers sterben."

Sie verfielen in ein dumpfes Brüten. Keiner von Allen sprach ein Wort. In nicht zu sagender Spannung erwarteten sie den anbrechenden Tag.

Er kam. Was am Abend vorher festes Land gewesen, war jetzt eine Insel mit einem eingestürzten Hause und verkohlten oder entwurzelten Bäumen. Die Küste lag fern ab und schien immer weiter zurückzutreten.

Ein Schreckensruf aus Aller Mund erscholl. Mit starrem Blicke betrachtete Jeder dies entsetzensvolle Schauspiel.

Die Wasser brausten und schäumten und trugen das schwimmende Land auf ihrem Rücken fort. Nichts Lebendes außer ihnen. Nur über einander geschichtete Eismassen trieben wie verstürmte Segler in die verödete Bahn.

Viertes Kapitel.

Borg-Tor-Hamme.

Mit sich und aller Welt grollend, hauste daheim in seiner festen Burg der Ritter Borg-Tor-Hamme. Ein vielbewegtes Leben hatte ihn verwildert. Von Jugend auf gewohnt, jeder Leidenschaft den Zügel schießen zu lassen, hatte er sie alle durchgekostet und dann, ihrer überdrüssig, sie von sich geworfen. Nur eine war mächtiger gewesen als er: die Ehr- und Ruhmsucht. Und gerade die Herrschgewalt vermochte er nicht zu gewinnen; gerade sie blieb spröde, wo die andern nachgebend waren, und steigerte darum seine Begehrlichkeit auf das höchste. Alles warf er hin, um damit ihren Besitz zu gewinnen. Ein Weib

hatte er verstoßen und verrathen, einen Sohn verleugnet und ihn verfolgt, bis ein günstiges Geschick den wehrlosen Knaben seiner Wuth entrissen. Aber umsonst! Wenn er, den brennenden Durst zu löschen, die berauschende Schaale an seine Lippen setzte, entriß eine schadenfrohe Hand ihm dieselbe und schleuderte sie unerreichbar weit von ihm.

Wie ein Donnerschlag hatte das Erscheinen Adalberts in dem Prunksaal des Böckelnburgers auf ihn gewirkt. Die ganze Vergangenheit stand vor ihm, sammt aller Schmach, welche sie ihm bereitet, sammt Allem, was er durch dieselbe eingebüßt. Und als er das schwere Trinkgefäß nach dem Kopfe des Knaben schleuderte, war es der Trieb, mit diesem einen Wurfe die neu aufsteigende Erinnerung an das, was er längst begraben glaubte, zu vertilgen. Und doch überfiel ihn bei seiner Heimkehr ein Fieberfrost und erschütterte seinen riesigen Körper, daß er schwach wurde wie ein Kind und in den Augenblicken des Phantasirens erschien ihm das Antlitz des Knaben mit den Zügen der von ihm gemißhandelten Maria und es brannte wie Feuer in seinem Herzen.

Und als er sich nach langen Tagen zum ersten Male von diesem Kampfe erholte, als er, das noch immer glühende Haupt in seine Hand gestützt, den Diener mit Scheltworten von sich wieß, der ihm zu wiederholten Malen den Heiltrank darbrachte, der ihm nimmer geholfen, erschien endlich der Rettung verheißende Arzt, schüttelte ihn mächtig und rief ihm zu:

„Borg-Tor-Hamme, willst Du genesen?"

Und als Borg-Tor-Hamme die Augen aufschlug, sah er einen Mann vor sich stehen, der ihn an Größe überragte und trotz der grauen Locken, die auf seine Schultern herabrollten, in seiner ganzen Gestalt die Kraft und Fülle der Jugend zur Schau trug.

„Wer bist Du?" fragte der Ritter, jach auffahrend.

„Bist Du blind geworden, oder spukt das Fieber noch in Deinem Kopfe, daß Du mich nicht kennst? Oeffne Deine Augen, Mann, und schaue mich an von unten bis

oben. Ingold Broder bin ich vom alten Foseta-Felsen *) und komme zu Dir den langen Weg daher, Dich zu fragen, ob Du es hier in dem Sumpf nicht bald satt hast, und wieder hinauskommen willst zu uns auf die freie offene See, zu unserem schneeweißen Dünensand und unserem rothen Felsen-Eiland, wo Euere Pestnebel sich nimmer finden lassen?"

Borg-Tor-Hamme musterte den riesigen Friesen genau und sagte, auf sein Schwerdt gestützt, das Keiner von seinem Lager hatte entfernen dürfen:

„Ingold Broder? Wahrlich Du bis es! Das ist eine geraume Zeit, seit wir uns nicht gesehen."

„Gerade so lange, als Du den tollköpfigen Einfall kriegtest, das freie Leben zur See fahren zu lassen und am Lande den schloßgesessenen Ritter zu spielen. Pah! Als ob dieser Klumpen von Stein Dir das Schloß ersetzen könnte, das von der Salzfluth gewiegt ist, und wenn es durch die Wellen schneidet, die reichsten Perlen millionenweise aus seiner Bahn schleudert, weil sie ihm zu schlecht sind. Hat's Dich denn nicht mehr gereizt, mit zwei Feinden zugleich zu kämpfen, mit den Elementen und den Menschen, und dann Beiden glorreich obzusiegen? Als Du gingst, ergriff ich warnend Deine Hand . . . ."

„Ich weiß, Du preßtest sie so hart zwischen der Deinen, daß mir das Blut aus den Nägeln spritzte."

Ingold Broder lachte laut auf: „Ich wollte Dir ein Zeichen geben, wie der Friese an Allem, was er einmal gefaßt hat, festhält und es nimmer wieder fahren läßt. Aber Du hast das Zeichen nicht verstanden, und das Ende war, daß Du Dich an eines Bauern Dirne hingst, und mit ihr in die Welt liefest. Statt dessen könntest Du jetzt ein Seekönig sein, was reichlich so viel ist, als ein Sachsenherzog zu Lande, und statt Dich vor einem Kerl, wie dem Ditmarscher Grafen zu bücken, hättest

*) Helgoland, in der friesischen Heidenzeit Fosetaland, bis wohin sich das Ditmarscher Insel- und Festland erstreckte.

Du ihn von der See aus angegriffen und ihn mit allem Troß so tief in die Elbe gejagt, daß er nie wieder oben gekommen wäre."

„Es war eine abentheuerliche Fahrt, die mir nicht hielt, was sie versprach."

„Lange Jahre sind seitdem verstrichen," sagte der Friese. „Was der Jüngling sich aufgebürdet, daran muß der Mann noch fortwährend schleppen. Hast Du denn der Plackerei noch nicht satt? Ich biete Dir Ersatz."

„Welchen Ersatz kannst Du bieten?"

„Ho! Ho! Aus Dir schwatzt der Hochmuthsteufel einmal wieder. Was kannst Du dafür, daß Dein Vater und Großvater Edelleute waren, die Kaiserlicher Majestät gehorsamst den Mantelsaum tragen und das Waschbecken reichen durften? Wenn ich wüßte, Du bildetest Dir noch jetzt was darauf ein, ich knickte Dir den Hirnschädel. — Was ich bieten kann? fragst Du. Die weite See biete ich Dir und ein Dutzend Schiffe darauf, gefüllt mit entschlossenen, bewährten Männern. Das ist mehr, als man bedarf, um die halbe Welt zu erobern, wenn man es nur recht anfängt."

„Was willst Du? Siehst Du nicht, daß das Fieber mich schüttelt?"

„Ich habe ein gutes Mittel, um Dir die Krankheit mit einem Male zu vertreiben."

„Und wie heißt das?"

„Seeluft. Koste sie nur erst wieder, dann wirst Du ihre heilende Kraft sogleich spüren. Lange warst Du meinem Gedächtniß entschwunden; ich hatte Dich aufgegeben und weggeworfen. Der Zufall brachte Deinen Namen wieder an mein Ohr; meine alte Zuneigung erwachte und da bin ich. Aber narren lasse ich mich nicht lange, entweder Ja oder Nein. Ist, was ich biete, nicht vollauf?"

„Wie Du es darstellst, klingt's wie ein Kaiserzug nach Welschland. Anders heißt bei mir das Handwerk, zu dem Du mich werben willst."

Der Friese blitzte den Ritter mit seinen großen Augen an: „Und wie heißt es bei Dir, mein Junge?"

„Seeraub!" rief der Ritter. „Zum Seeräuber willst Du mich machen. Das ist Dein glorreiches Werk."

Der Friese lachte laut auf: „Seid Ihr so empfindlicher Natur? Ich dachte, Landraub wäre nicht um ein Haar besser, als Seeraub. Ich habe vielmehr geglaubt, der letzte sei besser, denn es erfordert mehr Muth, gegen die bewaffneten Söldner des seefahrenden Kaufmanns sich zu schlagen, als dem wehrlosen, ausgehungerten Bauer den Ochsen aus dem Pfluge und ihn selbst hinein zu spannen."

„Ingold Broder!"

„Ueberhebe Dich nicht!" entgegnete ruhig der Friese. „Entweder Du willst, und dann biete ich Dir solche Vortheile, wie Du sie Dir wünschen kannst; oder du willst nicht, so scheide ich mit dem Aerger, mich geirrt zu haben, weil ich glaubte, daß ich in die Behausung eines tapfern Mannes trat. Runzle nicht die Stirn; Du mußt dies hören, und noch etwas mehr. Mir scheint's, als wolltest Du Dich in diesem Augenblicke überheben und Dich Wunders mehr bedünken, als unser Einen. Davor nimm Dich in Acht. Ihr Landräuber seid aus keinem andern Teige gebacken als wir und steht überdem tief unter uns, denn Ihr verkriecht Euch hinter Wall und Mauer, während wir dem Feinde die offene Stirn bieten und zwischen uns und dem sichern Tode nichts ist, als ein schmales Brett."

„Du sprichst Worte . . ."

„Die Du mir nimmer wegläugnen kannst!" unterbrach der Friese den Ritter. „Denke an Deine Jugend und Deine damaligen Genossen, die nun auch Männer geworden sind. Komm zu uns herüber. Wir verlangen nicht, daß Du Dich gleich fest mit uns verbinden sollst; komm' nur einstweilen zur Probe. Nun, willst Du?"

„Ich will's bedenken."

„Wer bedenkt, sucht nach einem Ausweg und das ist kein ehrlich Werk. Offen Ja oder Nein. Willst Du mir versuchsweise folgen?"

„Will's! Hole der Teufel die Phantasterei am Lande! Ich habe so manches Jahr daran gesetzt und nichts erreicht von den Schranzen! Die schwarze Pest an ihren Hals!"

„So ist's recht!" jubelte der Friese. „Laß uns nur schiffen durch die Inselbuchten, die sich von Euerm Festlande bis an unser Foseta ausdehnen und das die Bischofsmütze von Bremen ihr treues Ditmarschen nennt. Die Friesen und die Ditmarscher Herrenleute sind eben nicht besonders gute Freunde, und wir könnten diesen fetten Niederungen einen Besuch zur Probe abstatten. Aber Du rückst ungeduldig hin und her. Die Botschaft des alten Ingold Broder hat Dir zu denken gegeben. Ich lasse Dich allein. Mach's kurz mit dem Fieber, nimm's alte Schwerdt wieder zur Hand, so wirst Du Dir nehmen, was Du durch Bücken und Schönthun all Dein Lebtage nicht erhalten hast."

Der Friese ging und Borg-Tor-Hamme blieb in großer Erregtheit zurück, aber schon am andern Morgen sah man Beide im Meldorfer Döst*), längs der Mile reiten, an deren Mündung ein stattliches Schiff lag, dessen Besatzung bei'm Anblick der beiden Reiter einen lauten Kriegsgesang anstimmte.

„Das sind meine Burschen!" rief Ingold Broder. „Lauter strammes, kräftiges Inselvolk von Sylt und Norderney, die fest zu Dir halten werden, wie geschworene Blutbrüder, wenn Du ihnen zeigst, daß sie sich auf Dich verlassen können. Hussah, Ihr Foseta-Brüder, da bringe ich Euch den Ritter Borg-Tor-Hamme, der eine Geisel dieser Ditmarscher Bauern und ihres Grafen, so wie unser treuer Bundesgenosse sein will. Begrüßt ihn nun als solchen."

Laut schlugen die Friesischen Wickinger an ihre Schilde und mit nicht enden wollendem Jubel sprang der Ritter an Bord; die Segel wurden gehißt und fortgetrieben vom

*) Bezirk.

pfeifenden Nordwest durchfurchtete das Schiff die erregten Wellen.

„Da!" rief Ingold Broder nach einer Pause. „Schau den Thurm dort auf Sandföert, der so stolz von seinem Berge heruntersieht, wie Graf Rudolf vom obersten Söller der Böckelnburg. Das ist die reichste Inselgemeinde, und es wird sich der Mühe lohnen, sie zu rupfen."

„Nicht jetzt!" grollte der Ritter. „Ich bin nicht in der Stimmung."

„Nein, nicht jetzt, denn Du mußt erst mit uns Brüderschaft trinken in Blut und Meth. Schade, daß wir nicht die schweren Altarkelche haben, die die Sandföerter ihrem Schutzpatron, dem heiligen Andreas verehrt haben; wir könnten einen ansehnlichen Reihentrunk daraus halten. Bigottes Volk das! Bildet sich etwas Besonderes darauf ein, daß der heilige Thomas bei ihnen zuerst eingesprochen ist, als er kam, um die heidnischen Ditmarscher zu bekehren."

„Laß mich mit Deinem Geschwätz in Ruhe," rief der Ritter mürrisch.

„Ja doch!" lachte der Friesenführer. „Es soll Dir Niemand etwas in den Weg legen und Du magst meinetwegen schlafen, bis daß wir morgen früh in der frischen offenen See am Foseta-Felsen landen. — Hollah, Vorderdeck! Schrotet ein Methfaß heran und bringt zwei volle Kannen für uns! Der Rest ist Euer! Mußt doch den Willkomm von uns empfangen. Wäre ja sonst gegen allen Seefahrer-Gebrauch. Da! Sieh Dir die Kanne genau an! Sie ist von purem Silber und mit allerlei goldenem Schnörkelwerk verziert. Habe sie aus der Landesherberge der Büsummer geholt, und schenke sie Dir als erste Gabe nach unserer Wieder-Vereinigung."

„Es sind Heiligenbilder darauf!" entgegnete Borg-Tor-Hamme mit einigem Schauer.

Der Friese lachte: „Laß Dich das nicht kümmern! Die Büsummer rühmen sich freilich, dem heiligen Paulus die schönste und prächtigste Kirche gebaut zu haben,

und es sind Viele unter uns, die es gesehen, daß der heilige Paulus in Lebensgröße davorsteht, damit er sich selbst den Schatz behüte, den man für ihn darinnen verwahrt. Hm! Der alte Ingold Broder hat den frommen Mann doch überlistet."

„Du rühmst Dich noch Deiner Schandthaten!" zürnte der Ritter, die Kanne leerend.

„Dein Gewissen ist zu empfindlich, mein schmucker Rittersmann!" antwortete höhnisch der Friese. „Der Büsummer hat die stattliche Paulskirche gebaut und sie mit heiligen Gefäßen angefüllt; er hat die kostbare Sammetdecke über den Altar gebreitet, und sie mit Gold überschüttet. Wir wissen das. Aber, zum Teufel, wir wissen auch, woher sie das Geld dazu genommen. Mit Seeraub haben sie es verdient und nicht ein Stein stände von jenem Bau, wenn sie uns nicht an Tollkühnheit überboten und uns manchen fetten Fang abgejagt hätten. Möge der Satan sie würgen, und ihnen die heuchlerische Zunge aus dem Halse reißen! Es soll ihnen nicht geschenkt sein."

Während der Friesenführer so schwatzte und der Kanne fleißig zusprach, ging der Ritter unter Deck und kam für die Dauer des Tages nicht wieder zum Vorschein. Die Friesen ließen sich dadurch nicht stören, und als am Abend der Wind umsetzte und es nicht rathsam scheinen ließ, gegen diesen in die See bei tiefer Dunkelheit hinein zu kreuzen, legten sie an dem äußersten Ende der Büsum-Insel an und brachten ihr Fahrzeug in Ruhe.

Als aber am andern Morgen der Ritter Borg-Tor-Hamme auf dem Verdeck erschien, lag das Schiff noch fest an derselben Stelle, da der Wind mit gleicher Stärke aus der ungünstigsten Richtung wehte.

Ingold Broder trat ihm entgegen. Nichts von dem Gereizten, was gestern noch des Ritters ganzes Wesen beherrschte. Er trat fest und sicher auf, blickte die Genossen ruhig an und fragte mit gleichgültigem Tone, weshalb die Fahrt noch nicht wieder begonnen habe. Er war einig mit sich

selbst; die Zweifel waren niedergekämpft; Borg-Tor-Hamme war Seeräuber geworden, um die Macht des Grafen Rudolf von Böckelnburg zu brechen und für sich zu gewinnen.

Aber während hinten am Steuer die Führer sich ruhig besprachen, herrschte auf dem Vordertheil des Schiffes eine auffallende Bewegung.

„Ihr wollt's nicht glauben," sagte Einer, „aber Ihr werdet's glauben müssen. Das Land bewegt sich."

„Ueber den Narren! Wie soll sich denn das Land bewegen? Ist ja kein Schiff, das man mit Rudern von der Stelle bringen kann, wenn es auch zehn Mal im Wasser liegt. Hast Deinen gestrigen Rausch noch nicht ausgeschlafen."

„Und Du hast Dir schon einen neuen angehängt, denn sonst würdest Du sehen, was Jeder sehen muß, der die Augen nicht voll Sand hat. Kommt 'n Mal hierher, Ihr Alle! Seht gerade weg von unserem Krahnbalken*) am Backbord**), aber seht recht genau hin. Was werdet Ihr gewahr?"

„Einen Streifen Land, der hinter der Insel vorschaut, und den wir sonst nicht gesehen haben. Es stehen zwei Bäume darauf."

„Ihr habt recht geschaut, Männer! Jetzt wollen wir eine Weile warten. Denkt nicht daran, was Ihr eben gesehen."

Er sprach eine kurze Zeit von andern Dingen und rief dann plötzlich mit lauter Stimme:

„Sagt mir, wie es jetzt mit dem Gesicht steht?"

Alle schauten nach der angegebenen Richtung und Einer rief:

„Wahrhaftig! Das Land hat sich noch weiter vorgeschoben und statt der zwei Bäume von vorhin, sehe ich deren fünf oder sechse."

*) Ein über das Vordertheil des Schiffes wegragender Balken, woran der Anker hängt.

**) Die linke Seite des Schiffes.

„Nun denn, so ist kein Zweifel, wir haben ein schwimmendes Land vor uns und müssen's melden. Hollah, Ingold Broder! Ingold Broder!"

„Was giebt's, Männer?" fragte dieser, herbeieilend.

Die Gefährten zeigten ihm, was sich vor ihren Augen begab.

„Nun, zum Teufel! Das ist seltsam genug! — Das müssen wir uns in der Nähe besehen! Frisch! Lichtet den Anker und löst die Teitaue!*) — Ritter Borg-Tor-Hamme! Wir haben ein gutes Zeichen für unsere Unternehmung. Das alte Ditmarschen kommt uns schon entgegen, während wir noch vor Anker liegen."

Der Ritter eilte nach vorne und sah mit wachsendem Erstaunen, was sich begab. „Was bedeutet dies?"

„Das ist ein Stück, welches sich vom festen Lande oder einer Insel losgerissen. Die Strömung hat es in eine verkehrte Richtung gebracht und der Wind hält es auf, sonst wäre es schon in See."

Eine Stimme unterbrach ihn: „Ich sehe Menschen! Menschen!"

„Wo? Wo?"

„Dort auf dem schwimmenden Lande! Gewahrt Ihr's nicht, wie sie ängstlich hin und her laufen? Sie sehen unsern Mast."

„Noch kann ich's nicht unterscheiden, ob es ein Mensch ist, oder ein Thier, was sich dort bewegt; aber etwas Lebendiges ist es, und vielleicht lohnt sich's der Mühe, darnach auszusteuern. Ist Euer Anker heraus? Frisch! Die Segel in die Höhe! Wir werden gleich weiter sehen."

Das breite Segel, welches die alten Heiliglander an ihrem großen Maste führten, stieg an demselben empor. Der Wind stand so, daß er es seitwärts füllte, als die Spitze des Schiffes auf das schwimmende Land abhielt. Je mehr dies hinter der Insel hervortrat, je mehr

*) Starke Stricke, womit man ein Schiff kreuzweise an das Land befestigt.

näherte sich das Friesenschiff derselben, und die Richtung ließ sich genau bestimmen, in welcher Beide zusammentreffen mußten.

Fünftes Kapitel.

Sie treffen zusammen.

Die schwimmenden Insulaner hatten sich ermannt. Im ersten Augenblicke von dem furchtbaren Ereigniß niedergedonnert, begriffen sie bald, daß eine Möglichkeit sei, sich zu retten, wenn sie auch nur schwach wäre; dann aber dürften sie die Hände nicht müßig in den Schooß legen.

Reimer Dulk und seine beiden Genossen räumten unter den Trümmern des zusammengestürzten Hauses auf und es gelang ihnen, einen kleinen Theil desselben für die Weiber bewohnbar zu machen, während sie selbst an der andern Seite sich ein nothdürftiges Schutzdach errichteten.

Telse hatte die Vorrathskammer aufgesucht und einige Lebensmittel gefunden, womit sie dem vom Schutte befreiten Heerde zueilte. Bald prasselte das Feuer, die bescheidene Mahlzeit ward hergerichtet und mit bewegtem Herzen setzten sich die Insulaner zum Essen.

Ein langes Stück waren sie fortgetrieben, von der wechselnden Strömung bald hierhin, bald dorthin gerissen. Mit dem Ende des Tages war das Wasser stall *). Die Fluth wurde erwartet und es blieb ihnen die Hoffnung, während der Nacht nicht in die See hinausgeschwemmt, vielmehr ein Stück binnenwärts **) fortgeführt zu werden. Die Frauen traten in ihr enges Gemach; die Männer zündeten ein helles Feuer an, und machten aus, daß Einer von ihnen bei demselben wachen sollte.

*) Stall Water. Der Moment des Stillstands, wenn der Wechsel von Ebbe oder Fluth bevorsteht.

**) Binnen, innerhalb. Binnenland, im Gegensatz von Küstenland.

Mit dem hereinbrechenden Tage stand Reimer Dulk am Feuer und schürte die Gluth. Adalbert trat zu ihm und bot ihm einen fröhlichen Tag.

„Woher soll der kommen?" entgegnete Jener mürrisch. „Treiben wir heute nicht an die faste Wall *) oder läuft uns kein Schiff in Sicht, sind wir hin. Die Westsee liebt Menschenfleisch zur Ungebühr."

„So scheiden wir mitsammen in Frieden. Meinst Du, ich fürchte den Tod? Was ich seit den ersten Tagen ersehnt, da ich meiner selbst bewußt ward, ist mir erfüllt: ich habe meine Mutter wiedergefunden. Mir ist das höchste Glück des Herzens geworden, ein treu liebendes Mädchen ist mein."

„Das ist Dein gutes Glück. Ich gönne Dir's, aber ich habe nichts damit zu thun. Was Dir Freude macht, mich ärgerts."

„Und liebst Du nicht? Hat Deine Telse kein treues Herz?"

„Wie kannst Du unser Beider Geschick mit Deinem vergleichen? Auf Telse und mir ruht entehrende Schmach. Wir gehören nicht eher zu den Andern, bis wir uns rein gewaschen haben von dem Schimpfe, der uns betroffen. Ich mag dieses Mitleid nicht, das sie uns überall entgegentragen und die Telse mag es auch nicht. Und nun in den Augenblicken, wo sich im Lande etwas vorbereitet, wo wir mitsammen berathen sollen, wie wir des Druckes ledig werden wollen, wo vielleicht beschlossen wird, gleich loszuschlagen, treibe ich hier auf der einsamen Scholle umher, vielleicht den Fischen zum Fraß. Die schwarze Pest über Alle, die das Unglück in unser Land gebracht haben."

„Seltsam!" entgegnete Adalbert nach einer Pause. „Du hast Alles und Jedes, was man einem Manne beneidet, Kraft, Stärke und Gewandtheit; einen verständigen Sinn und ein redliches Herz . . ."

*) Das feste Land.

„Willst mich beschwatzen?"

„Und mangelt Dir doch Eines, ohne welches alles Andere nichts ist; ein armer fahrender Singemeister muß Dich darin übertreffen."

„Das möchte ich wissen."

„Dir fehlt Vertrauen. Nicht das Vertrauen auf Dich selbst, sondern auf Gott, dessen Wege zwar unerforschlich sind, der aber Alles herrlich hinausführt. Hat Dein alter Eddo Dich nicht gelehrt, daß die Haare auf Deinem Haupte gezählt sind, und daß ohne Gottes mächtigen Willen kein Wurm verendet? Und Du glaubst, auf dieser verstürmten Scholle vergessen zu sein? Dir fällt es gar nicht ein, daß Du zu einem besondern Zweck hier wärest? Halte es mir zu Gute, Reimer Dulk, aber ich muß Dir sagen, daß Dein Kleinmuth mich bekümmert."

„Mein Seel, ich glaube Du hast Recht, Singemeister. Sage, wie fängst Du es an, daß Du mich jedes Mal herumkriegst? Möchte es wissen."

„Ich spreche zu Deinem Herzen. So lange wir uns kennen, hat es noch immer zur rechten Stunde aufgemerkt. Fasse Muth! Wer weiß, was der Tag uns bringt, der dort eben im Osten aufdämmert."

„Sei es drum. Ich will nicht weiter darüber grübeln. Es soll so sein und damit gut. Allmählich wird es hell und wir brauchen das Feuer nicht mehr. Gesundes Auge, überall am Lande und am Bord, kann uns schwimmen sehen auch ohne das."

„Glaub's wohl, daß es Euch sehen wird, wenn es sich den Daak*) aus den Augen wischt, aber Ihr könnt nicht sehen, ob Ihr's gleich am meisten benöthigt seid!" sprach der Hirte plötzlich, der hinter ihnen stand.

„Was meint Ihr damit?"

„Nun, ich meine, daß ein Schiff gerade auf uns losgesteuert kommt, und daß Ihr es noch nicht einmal ge-

*) Morgenthau.

sehen habt. Berühmt Euch doch sonst, durch eine Mauer schauen zu können."

„Ein Schiff, sagst Du? Laß mich sehen! Ja, so wahr mir Gott helfe, ein Schiff! Komm her, mein lieber Singemeister, und überzeuge Dich, daß Du wieder recht hattest und ich ein Tölpel war. Aber noch ist's eine gute Strecke weit und es wird eine Weile dauern, bis es heran ist."

„Der Wind frischt wieder auf," sprach der Hirte. „Allzulange wird's nicht währen."

„Und wir wollen nichts versäumen, damit sie uns bald gewahren. Schüre das Feuer wieder an, guter Freund, so sehen sie doch den Rauch steigen; Du, Adalbert, rufe die Weiber und ich will noch einen Fetzen Tuch suchen, den ich als Flagge aufstecke und Zeichen über Zeichen damit gebe."

Einige Zeit war verstrichen. Die Schiffbrüchigen am Lande hatten Alles gethan, sich bemerkbar zu machen. Jetzt standen sie auf einer Stelle zusammen, um zu sehen, was der nächste Augenblick ihnen bringen würde.

Reimer Dulk hatte den sich herannahenden Segler genau in's Auge gefaßt und betrachtete ihn mit steigender Unruhe. Adalbert, der es bemerkte, zog sein Liebchen an sich, und sagte ernst:

„Unserm Freunde scheint jener Segler dort kein willkommener Retter zu sein. Fürchtest Du Dich, Gredel?"

„Wo Du bist, ist mir's allwege recht!" entgegnete sie, sich an ihn schmiegend. „Ich begehr's nicht besser. Aber wenn Vater Etheler auf dem Heine-Viert wüßte, wie es seiner Dirne geht, ich glaube, er würde sich das Haar raufen. Alles Unglück über den Böckelnburger, der schuld daran ist, daß ich den Vater in Sorgen und Kummer verlassen mußte."

Mit steigender Wärme hatte Margarethe diese Worte gesprochen, dann aber blickte sie auf Adalbert und rief mit einem plötzlichen Ausbruch des tiefinnersten Gefühls:

„Nein, nein! Ich bin ein thörigt Ding. Ich freue

mich, daß es so gekommen ist, denn sonst hätte ich Dich ja nicht gefunden."

Und Auge in Auge standen Beide mit seligem Lächeln sich gegenüber.

Frau Maria näherte sich dem Bruder: „Du schaust so finster drein? Was hast Du?"

Reimer Dulk antwortete nicht. Da trat die Telse herzu und ergriff seine Hand.

„Hörst Du nicht, Reimer Dulk, daß Deine Schwester mit Dir spricht, und wir Alle auf Deine Worte warten? Wenn uns etwas Gefährliches bedroht, so ist jetzt nicht Zeit, damit hinter dem Deiche *) zu hocken."

„Erst wollte ich Gewißheit und habe sie nun!" antwortete er nach einer Pause. „Weiß nicht, ob wir uns zu den Gesellen da freuen sollen. Von dieser Erdscholle kommen wir los, ob wir aber nicht von etwas Schlimmerem bedroht werden, wer kann's wissen? Das da ist ein Helgolander Seeräuberschiff!"

Ein Schrei des Entsetzens ward gehört.

„Nur ruhig! Nur besonnen!" fuhr er mit fliegender Eile fort, indem er die Weiber an sich zog. „Wenn wir es auch wollten, können wir ihm nicht entweichen, und müssen es an uns kommen lassen. Laßt mich machen und zieht mit mir denselben Strang. Wenn das habsüchtige Volk dort merkt, daß wir die Söhne und Töchter von Herrenleuten sind, so halten sie uns fest und pressen uns das Herz aus dem Leibe, um nur ein großes Lösegeld zu erjagen. Darum kein Wort davon. Wir sind armes Volk, bei'm Ausroden von dem Unwetter überfallen und fortgeschwemmt. Den Betrüger zu betrügen ist keine Sünde."

Telse ward blutroth: „Ich hätte mich eines solchen Rathes von Dir nicht versehen. Verhert der Reichthum denn die besten Menschen, daß Du die Armuth zum Spiel-

*) Die Deiche sind die hohen künstlichen Bollwerke, errichtet gegen die einstürmende Fluth.

werk brauchen willst, um unter ihrem Schutz Dir Mitleid zu erbetteln. Ich bin arm gewesen mein Lebelang und kann es nicht ruhig mit ansehen, daß zum Schein damit gespöttelt wird, was so harter Ernst ist. Thue es nicht, Reimer Dulk, ich strafe sonst Deine Worte Lügen."

„Nun, so lasse der Teufel geschehen, was da will, es soll mich in Gottes Namen nicht kümmern!" fuhr er heraus. „Habe ich mein Lebstage eine Dirne gesehen, die so empfindlich ist. Wenn es Euch nicht recht ist, mag es unterbleiben! Um Euch mitsammen war mir es ja nur zu thun. Ich trage meine Haut schon allein zu Markte und will sie zu einem guten Preis an den Mann bringen."

Das Piratenschiff, unter der Führung des Friesen Ingold Broder, mit dem Ritter Borg-Tor-Hamme an Bord, schoß jetzt längs der schwimmenden Insel; diese war abschüssig, und das Schiff konnte derselben so nahe kommen, daß man von dem Verdecke aus das Land springend zu erreichen vermochte. Vom Bord wurden nun die Dreggen *) ausgeworfen, und kaum hatten sie in dem feuchten Boden gewurzelt, als fast alles Volk zu Lande sprang und die auf einen Fleck zusammen gedrängten Insulaner neugierig beschaute.

„Was für Volk haben wir hier?" rief Ingold Broder, dem Reimer Dulk ganz nahe tretend. „Ditmarscher Strandgut, denke ich! Wir wollen's bergen."

„Wozu sollen wir Euch nützen? Seht Ihr nicht, daß wir vom Lande losgerissen und allem Elend preisgegeben sind? Ihr solltet Erbarmen haben, und uns an ein sicheres Ufer bringen, wie es Christenpflicht ist."

„Freilich, mein Junge, das wollen wir eben. Auf unserm Schiffe ist auch sicherer Boden. Zählt über, Leute, und dann greift zu."

„Und was wollt Ihr dort mit uns?"

*) Leichte Wurfanker.

„Euch Lust zur Arbeit beibringen, die Ihr zu Lande verloren habt, sonst würdet Ihr, Angesichts unser, nicht so müßig umher schlendern. Hei! Hei! Da sind auch Weiber! Das ist ein Bissen, der uns lange nicht vorgekommen ist. Die sollen zuerst an Bord gelantscht*) werden."

Reimer Dulk brauste auf: „Wenn Ihr Euch untersteht! . . ."

„Ho! Ho! Mein Bursch, Du bist etwas heißblütig und brauchst Abkühlung. Dreimal untertauchen ist ein gutes Mittel, das Blut gefrieren zu machen. Schnürt ihm die Arme zusammen und fort mit ihm, die beiden plumpen Burschen dort auch! Am Bord mit ihnen!"

Und trotz allen Sträubens wurden Reimer Dulk nebst dem Knecht und dem Hirten gebunden und an Bord geschleppt. Jetzt kam Adalbert an die Reihe.

Ingold Broder lachte überlaut: „Ich will keine Kanne Meth mehr hinunter schlucken, wenn das nicht ein verkleidet Weibsbild ist. Wer von Allen, der zur See war, hat jemals ein solches Käsegesicht gesehen? Wer bist Du?"

„Aus dem Schwabenlande bin ich hierher gekommen, Adalbert ist mein Name, und ich bin Singemeister."

„Singemeister bist Du? Nun, wir wollen Dir eine Melodie vorpfeifen und sehen, ob Du sie uns nachzusingen vermagst. Fort mit ihm!"

Frau Maria, die mit steigender Angst diesem Beginnen zugeschaut hatte, vermochte sich nun nicht länger zurückzuhalten. Mit dem Schrei: „Mein Sohn! Mein Sohn!" eilte sie zu Adalbert, und umklammerte ihn mit beiden Armen.

„Da haben wir wohl ein vollständig Gesippe?**) Ihr seid also auch aus Schwaben, Weib? Tragt Euch geistlich und habt 'nen Sohn? Erbaulich Ding das! Wol-

*) Lantschen: Etwas mit einem gewissen Schwunge irgendwo hin werfen.

**) Verwandtschaft.

len's nachher weiter besprechen. Bringt nur vorerst den Liedermann unter Deck, wir gehen derweil und mustern die Weiber."

Adalbert wurde, trotz allen Sträubens, von seiner Mutter getrennt und auf das Piratenschiff geschleppt. Frau Maria sank in die Kniee.

Telse trat vor, in ihren Armen Margarethe, die in halber Ohnmacht sich willenlos führen ließ.

„Hei! Hei! Das wächst ja wie Pilze aus der Erde. Du bist ein stämmig Weibsbild und kannst am Feuer tüchtig wirthschaften. Was hast Du für ein winzig Ding im Arm? Ist's Deins?"

„Ich bin eine Magd. Dies Kind ist mir vom Vater zur Bewachung übergeben und ich werde sie bewachen."

„Das werden wir fortan thun. Ein Kind, sagst Du? Laß doch 'mal sehen. Hm! Ueber die Kinderjahre ist sie hinaus, und hat so recht . . . "

Aber Telse sprang dem näher rückenden Friesen rasch entgegen; riß ihm das lange Messer aus dem Gürtel und schwang es drohend:

„Untersteh' Dich und Dein eignes Messer sitzt in Deiner Kehle!"

Der Friese schlug ein lautes Gelächter auf: „Das Wetterding hat Courage! Höre Du, ich lasse die Wachspuppe Dem, der sie mag, und nehme Dich selbst."

Er wiederholte es mit lauten Betheuerungen, daß er sie besitzen müsse, und doch wagte er es nicht, Hand an sie zu legen, denn Telse blitzte ihn mit ihren leuchtenden Augen todesmuthig an und hielt ihm die blinkende Waffe entgegen.

Da trat der Ritter Borg-Tor-Hamme, der bisher auf dem Schiffe geblieben war, weil er den Fang nicht der Mühe werth hielt, an's Land und schritt der Gruppe zu.

„Was giebt es hier, und wer ist die Magd, die

uns mit den Waffen in der Hand Trotz bietet?" rief er dem Frieſen zu.

„Mein Seel, Herr!" lachte dieſer, „das iſt ein Ding, welches mich bald aus der Faſſung gebracht hätte. Ein tüchtig Beuteſtück, die einen gar appetitlichen Biſſen in ihren Armen hält. Die Kerle habe ich ſchon in das Schiff bringen laſſen."

„Es iſt gut. Laß nun mich einmal heran. Rede, Weib! Wer biſt Du und wer ſind die Andern hier umher? Wie kommt Ihr auf dieſe ſchwimmende Scholle?"

„Wir ſind Bewohner des Hauſes dort, das der Sturm über Nacht zuſammenſtürzte und der Blitz verzehrte," ſagte Telſe unerſchrocken. „Das Land hat ſich losgeriſſen und wir müſſen elendiglich umkommen, wenn Ihr nicht ſo barmherzig ſeid, uns nach der faſten Wall dem Lande überzuſetzen."

„Könnt Ihr ein Löſegeld bieten?"

„Wir können's. Der Männer Einer, die gefangen an Bord geſchleppt ſind, iſt ein wohlhabender Boolsmann*) und wird uns löſen."

Frau Maria hatte ſich von den Knieen erhoben, ſie war gefaßt, und erwartete Alles mit Ruhe. So trat ſie zur Gruppe. Aber kaum hatte der Ritter ſie erblickt, als er ausrief:

„Blendwerk der Hölle!"

Frau Maria ward bleich wie ein Geſpenſt. Es dauerte lange, ehe ſie ſich mühſam faßte, dann aber näherte ſie ſich dem Ritter, und ſagte mit würdigem Tone:

„Dich ſollten meine Augen nicht mehr ſehen. Da es aber des Himmels unerforſchlicher Rathſchluß ſo gefügt hat, bitte ich Dich, um des tauſendfachen Leides willen, das ich Deinetwegen erduldet: Höre mich an."

„Was willſt Du?"

„Welches Schickſal mir bevorſteht, mich kümmert's nicht. Was ich früherhin verſchuldet, ich habe es redlich

*) Hofbeſitzer.

abgebüßt und mit Gott versöhnt sehe ich meiner letzten Stunde mit Freuden entgegen. Aber die Uebrigen, die von dem Unfall mit mir betroffen wurden, sind ruhige, unschuldige Menschen. Ihnen sei barmherzig, gieb ihnen ihre Freiheit zurück und mache dann mit mir, was Dir wohlgefällt."

„Geduld! Geduld! Du gehst im Sturmschritt. Bist das von früher noch gewohnt. Aber hier auf der Fluth gelten andere Rechte. Die Weiber behalten wir zu unserer Lust, und die Männer müssen sich lösen, oder sie werden ersäuft."

„Halte ein! Du weißt nicht, was Du sprichst."

„Unbesorgt. Ich weiß es wohl. Wenn sie nicht zahlen, tauchen wir sie unter."

„Unglücklicher! Du weißt ja nicht, wer unter der Zahl Derer ist, die am Bord des Schiffes schmachten. Ich will es Dir sagen."

Sie sah ihn mit einem so ernsten Blick an, daß er es schweigend duldete, als sie seine Hand ergriff und ihn so weit abseits führte, bis sie von den Uebrigen nicht gehört werden konnten:

„Borg-Tor-Hamme! Dein Sohn ist unter ihnen."

„Weib!"

„Und jenes Mägdlein, das die treue Telse mit ihren Armen schützend umfängt, ist Adalberts Braut."

„Du lügst!"

„Am Rande des Grabes ist Wahrheit. In jenem Schiffsraum schmachtet das Kind unserer Sünde, das Kind meiner Angst und meiner Schmerzen, das ich erst gestern wiederfand, das Du so grausam von meinem Herzen rissest, und das mein alter Bruno, der seine Treue mit dem Leben bezahlte, mir erhalten hat. Gott hat mir ihn wieder geschenkt; willst Du mir diese Gottesgabe entreißen?"

Der Ritter schwieg. Dies unerwartete Zusammentreffen mit einer Frau, die er eigentlich nie geliebt, und nach kurzem Sinnesrausche nur zu ehrsüchtigen Plänen

gebrauchte, mit deren Erlöschen auch der letzte Funke von Zuneigung erstarb, hatte ihm seine Besonnenheit geraubt. Willenlos hörte er an, was sie zu sagen hatte und die Worte, welche sie sprach, flogen wie spitze Pfeile in sein Herz.

Aber das Alles war nichts für den ungeduldigen Ingold Broder, der jeden Knoten gern mit dem Schwerdte durchschlug und aller Unterhandlung gram war. Er stampfte ungeduldig den Boden und suchte seine Gefährten zu vermögen, den Ritter zu einem Entschluß zu bringen.

Da wandte sich dieser gegen die aufgeregten Friesen. „An Bord mit Euch!" rief er mit donnernder Stimme. „Ich bringe die Weiber dahin!" Und ohne seine Gefährten eines Blickes zu würdigen, schritt er dem Schiffe zu.

„Mein Seel! Ich weiß nicht, warum ich's thue," brummte Ingold Broder in den Bart, als er, der Letzte, an Bord stieg, „aber ich muß ihm seinen Willen thun. Hol's der Teufel!"

Das Schiff segelte dem Lande zu. Das schwimmende Eiland wich zurück.

„Du bleibst bei mir?" fragte der Ritter.

„Ich bleibe, bis mein Werk vollendet ist, wie ich Dir vorhin gesagt; doch wirst Du Dein Wort halten und mich von meinem Sohn nicht trennen."

„Er bleibt, doch will ich ihn jetzt nicht sehen. Und das Lösegeld für die Befreiten muß meinen Gefährten werden."

„Ich habe es ihnen gesagt und Du wirst es zur rechten Zeit und Stunde an dem bezeichneten Orte empfangen."

„So lasse sie gehen. Du aber und der Junge sind meine Geiseln. Hollah, am Steuer! Haltet zu Lande! Du gehst jetzt hinunter, damit sie Dich nicht sehen."

„Ich gehe! Halte Wort!" Und Maria stieg hinunter.

Unterdessen wurden in dem Augenblicke, als das Schiff mit dem Vordertheil auf den weichen Schlickboden

lief, alle Gefangenen, außer Maria und Adalbert, auf das Verdeck geführt. Der Ritter rief ihnen zu:

„Ihr habt nun Euere Freiheit! Haltet aber Wort wegen des versprochenen Lösegeldes, sonst kostet es das Leben Derer, die ich zurückbehalte, und auch Euch werde ich zu finden wissen."

Reimer Dulk wollte dem Ritter etwas erwiedern, Jener aber rief:

„Keine Unterhandlung weiter! Wort halten oder nicht, das steht bei Euch! Weg vom Bord!"

Und schweigend schritten die Männer über die Laufplanken*) weg, dem Ufer zu.

Das Seeräuberschiff löste seine Taue und schwamm wieder auf das freie Wasser hinaus.

Sechstes Kapitel.

In der Grafenburg.

Tagelang hatten die Bewohner der Böckelnburg wenig gehört von dem Pater Hartwig, der sich still in seiner Zelle hielt und sich wenig um das kümmerte, was außer derselben vorging. Er war mit wichtigen Arbeiten beschäftigt und wer den vertrauten Leibdiener des Paters fragte, erhielt stets zur Antwort, daß Seine Würden gar emsig lese und noch emsiger schreibe; was es aber sei, darüber könne er nichts mittheilen. Auch der Narr erfuhr nichts mehr, denn der Pater, der dem Rascheln an der Wand nachgespürt hatte, entdeckte das Späherloch oben am Simms und wußte es so zu schließen, daß kein Auge wieder hindurch zu blicken vermochte.

Graf Rudolf, zur großen Herzensfreude des edlen Ritters Gotthold von Windbergen und dessen Voigts,

*) Starke Bretter, die man über den Bord des Schiffes zu Lande, oder von einem Schiffe auf das andere schiebt, um hinüber zu gehen.

Lütke Boik, längst von jenem Schlosse wieder auf seine eigene Burg heimgekehrt, und von seinem Narren auf das Ungewöhnliche aufmerksam gemacht, was in den Ringmauern derselben vorging, war mürrisch und verdrießlich, weil er nicht ermitteln konnte, was vorgegangen sei, und trat, mit sich selbst grollend, in das Gemach seiner Gemahlin, der stolzen Elisabeth.

Die Gräfin sah ihn staunend an: „Wo kommt Ihr her, Graf Rudolf, und was ist geschehen, daß Ihr so aufgeregt bei mir eintretet? — Entfernt Euch, Weib!" herrschte sie der Beschließerin zu, und mit einer tiefen Verbeugung entfernte sich diese, um draußen ihr Quäleramt bei den Mägden wieder zu beginnen.

„Setzt Euch, Graf!" sprach die Gräfin nach einer Pause weiter, „und wenn es Euch möglich ist, sagt mir ruhig, was Euch so verstört hat."

„Elisabeth! Es ist in der Burg nicht Alles, wie es sein sollte. Seit jenem Weihnachtsfeste, wo der erste Hader hier begann, häufen sich die Wolken immer mehr und es zieht ein Unwetter über uns zusammen."

„Was kümmert's Euch unter Euerm schützenden Dach? Fürchtet der künftige Herzog von Holstein-Ditmarschen ein Bauern-Unwetter?"

„Das Bauern-Unwetter kann ich beschwören. Aber dazu bedarf ich Frieden innerhalb dieser Mauern und der steht auf dem Spiel. Mein frommer Bruder scheint mir einen Stein in den Weg legen zu wollen."

„Und Ihr werdet über diesen Stein stolpern, wenn Ihr ihn nicht vorsichtig aus dem Wege räumt."

Das ist es, weshalb ich zu Euch komme. Wie sollen wir der Schlauheit dieses Priesters begegnen, der die Einfalt und den Aberglauben dieses Volkes benutzen wird, um es noch mehr von mir abwendig und sich geneigt zu machen?"

„Das Gegentheil thun von dem, was er thut!" entgegnete die Gräfin. „Er lauert listig im Hinterhalte und wartet kampfgerüstet auf die günstige Stunde.

Ein Thor wartet unter solchen Umständen, bis der Augenblick gekommen ist und der Stoß vollführt wird. Der entschlossene Mann fährt über den heimtückischen Schleicher her, wie ein Wetterstrahl, und streckt ihn zu Boden. Das ist es, was Euch geziemt, Graf."

„Ich will's, sobald meine Kräfte von der Art sind, daß ich überzeugt bin, dem Widerstande mit Nachdruck zu begegnen. Eher nicht. Seht mich nicht so finster an, Elisabeth. Mit jeder Stunde erwarte ich den Junkherrn von Miltenberg . . . ."

„Den Säufer!"

„Freilich ist er ein Trunkenbold und Würfler; ein roher, wüster Gesell. Aber wozu ich ihn brauche, ist er über Alles vortrefflich und ich möchte ihn um keinen Preis missen. Er weiß die Kerle zu beschwatzen, in meine Dienste zu treten, wie Keiner, und wenn es gilt, schlägt er mit seinem Schwerdte drein, wie ein junger Teufel. Er ist noch nie einen Schlag schuldig geblieben."

„Verschont mich mit den Großthaten eines Raufboldes. Was habt Ihr weiter beschlossen?"

„Alles zu thun, was mir die Gewalt sichern kann und mich darin weder von einem Pfaffen hindern zu lassen, noch — von Euch."

„Wie meint Ihr das?"

„Weder vor seiner Schlauheit fürchte ich mich, noch vor Eurer Kühnheit, die mit einem Schlage Alles vernichten möchte, was ihr hindernd in den Weg steht. Der Bauer soll gehorchen und sich nicht wieder mit seinem gewöhnlichen Uebermuth erheben; aber wohlgemerkt, Gräfin: ich brauche den Bauer, und darum soll er geschont werden."

„Ihr wolltet . . . ."

„Ich will ihn so behandelt wissen, daß ich mich zur Zeit auf ihn verlassen kann. Sein Nacken ist die Schwelle, über welche hinweg ich Euch in das herzogliche Schloß von Segeberg geleiten und Euch die Krone auf das Haupt setzen kann. Und darum empfehle ich Euch Mäßigung."

„Rudolf!"

Der Graf war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er die steigende Aufregung seiner Gattin nicht bemerkte, die hoch aufrecht stand und mit flammenden Blicken ihren Gatten anschaute.

„Und ich bitte Euch," fuhr er eifernd fort, „sagt jener grünäugigen Katze, der Beschließerin, wenn sie noch ein Mal mit der Tollheit wie heute Morgen die Peitsche auf den Rücken der Mägde tanzen läßt, so rufe ich den Rüdenmeister, der ihr einen solchen Tanz aufspielen soll, daß sie die Lust zu einem zweiten verliert."

Und mitten in die polternden Reden des Grafen flog der Junkherr von Miltenberg in das Gemach:

„Verzeiht, Herr Graf! Aber ich konnte nicht lange auf einen Knappen warten, der mich meldete. Ich bin von meinem Streifzuge wieder heim und denke, Euch wohlgedient zu haben."

„Bringt Ihr mir Hülfe?"

„Stattlicher, als sie für so kurze Zeit zu hoffen stand. Funfzig Kerle, schlank gewachsen wie die Tannen, bringe ich Euch gleich mit, und zwei Mal so viel sind in Anmarsch. Aber Geld hat's gekostet."

„Mein Seckelmeister zahlt."

„Der schüttelt gewaltig verdrießlich mit dem Kopfe. Aber wenn Ihr nur die Gnade habt, Graf, und begleitet mich hinab in den Burghof, so werdet Ihr Eure Freude daran haben. Ich wette mit Euch, daß Ihr solche robuste Kerle noch nie in so großer Zahl beisammen gesehen habt. Wetten wir darauf! Was gilt es?"

„Ihr vergeßt Euch, Junkherr."

„Laßt's gut sein, Herr Graf! Der alte Sündenteufel schlägt mir noch von Zeit zu Zeit in den Nacken. Seit ich habe geloben müssen, nicht mehr als drei Kannen Meth oder Wein täglich zu trinken und mit den Würfeln mich zu mäßigen, glänzen mir von dem Boden jeder Kanne die weißen Teufel mit den schwarzen Augen entgegen und aus jedem Auge steigt ein voller Becher empor. Die Pönitenz *) kleidet mich miserabel und ich fürchte, ich

*) Buße.

werde ein trauriger Priester werden, wenn ich gar in die Kapuze muß. — Aber, das ist nicht Alles, was ich zu erzählen habe."

„Was bringt Ihr noch?"

„Nachricht von Windbergen. Der edle Ritter Gotthold hat seiner Lehnspflicht Genüge gethan, aber mit blutendem Herzen, ob er gleich kaum so viele Weißpfennige aufgewendet hat, als Ihr Goldgulden. Er und sein Voigt Lütke Boik haben Euch eine Gespannschaft von zwölf Gesellen zusammengebracht, die Ihr noch nicht lumpiger gesehen habt, so lange Kriegsvolk auf Erden geworben wird. Mondscheinfadiges, klapperbeiniges Gesindel, das wie Spreu umherfliegt, wenn der Wind dazwischenfährt."

Der Graf lachte: „Und doch werden sie dem armen Ritter für eine unübersteigliche Last gelten, der er nimmer quitt wird. Wir wollen ihm ein Dutzend ähnlicher Gesellen dazu senden und er soll an ihrer Spitze in den dichtesten Haufen hinein. Nichts von Borg-Tor-Hamme?"

„Traun, Herr Graf, das ist das lustigste Mährlein von allen. Wo meint Ihr, daß dieser Raufbold zu finden ist, da ich ihn überall im Lande vergebens gesucht habe?"

„Bin ich dazu bestellt, in seine Fußtapfen zu treten?"

„Da müßtet Ihr lange Beine haben, wenn Ihr in seine Fußtapfen treten wolltet. Er ist ein friedliebender Mann geworden. Er ackert!"

„Ist er Bauer?"

„Ja! Nur pflügt er statt des Landes die See."

„Wie meint Ihr das?"

„Seine alten Bundesbrüder, die Friesen, haben ihn wieder gekapert und er zieht mit ihnen auf die Jagd nach Kauffahrern an der Küste. Da habe ich mir gedacht, einen solchen Bundesgenossen könnten wir brauchen, der, während wir die Holsten zu Lande angreifen, ihnen zu Wasser beizukommen sucht, und wenn Ihr wollt . . . ."

„Freilich will ich. Das ist ein guter Gedanke, lieber Junkherr, und ich will sorgen, daß er sobald wie möglich zur That wird. Geht, Miltenberg, und laßt es Euch wohl, sein sammt Euern Leuten. Wir sprechen uns bald."

„Mein Seel', Graf, wir haben's verdient. Aber verzeiht mir, gestrenger Herr, ich hatte nicht gesehen, daß Erlaucht, die Frau Gräfin . . . ."

Der Junkherr machte eine plumpe Verbeugung, denn des Umgangs mit Damen war er nicht sonderlich gewohnt. Der Graf sah sich nach seiner Gemahlin um, die noch immer regungslos stand wie vorhin, und sagte dann in eilender Hast:

„Geht, Junkherr, geht, und laßt Euch das nicht kümmern. Der Gräfin ist unwohl, aber es hält nicht lange an. Geht, und sprecht nicht weiter davon."

Der Junkherr ging, nicht ohne einen befremdenden Seitenblick auf die hohe Dame zu werfen, die ihm fast wie ein Gespenst in diesem Augenblicke erschien.

Graf Rudolf trat ihr näher und betrachtete sie mit finstern Blicken.

„Es ist ihre alte Krankheit. So lange blieb sie damit verschont, daß ich glaubte, sie sei gänzlich davon befreit, und nun ist sie plötzlich wieder da. Und gerade jetzt! Es ist immer ein Unglück über das Haus gekommen, wenn dieser Starrkrampf eintrat. Ich könnte es an den Fingern herzählen. Und nun . . . . Weg, mit den Grillen! Es ist jetzt nicht Zeit, über dergleichen zu grübeln; ich muß vorwärts."

Die Gräfin zuckte, kaum merkbar, zusammen.

„Jetzt ist die ärgste Wuth des Krampfes gebrochen. Ich will sie wecken."

Er trat hinter sie, breitete die Arme aus und rief mit lauter Stimme: „Elisabeth!"

Mit einem tiefen Seufzer fiel sie hinten über. Graf Rudolf geleitete sie zu einem Sessel, worin sie sich mechanisch niederließ.

„Wie findet Ihr Euch, Herrin?"

„Dank Euch, mein Gemahl," entgegnete sie nach einer längern Pause. „Ich wußte nicht, daß Ihr hier waret, meine Gedanken waren weit von hier."

„Und wohin führten sie Euch?"

„Weit hinab zum Seeufer. Es war mir, als sähe ich Euch dort in riesiger Gestalt mitten unter den Wellen. Euer Roß war eine mächtige Woge und Eure Lanze eine glänzende Feuersäule. Damit stacheltet Ihr stets die Woge auf, die Euch trug, und dann bäumte sich diese so hoch, daß Euer Helm bis in die Wolken gehoben wurde, und doch reichte der Schaft Eurer Lanze bis zum Wasserspiegel. Ich winkte und rief, soviel ich nur konnte, aber Ihr hörtet nicht auf mich, und sahet auch nicht die gräßliche Gestalt, mit dem kreidebleichen Gesicht, worin zwei Feuerräder statt Augen, und um deren Kopfe sich lebende Schlangen statt des Haupthaares ringelten. Sie tauchte hinter Euerm Rücken aus dem Wasser und griff mit ihrer beschuppten Knochenhand nach Euerm Helmbusch."

„Das ist ein entsetzensvoller Traum."

„Es war mehr als das. Es war ein Gesicht, und ich weiß wohl, was man sich dabei denken kann. Graf Rudolf, es wird eine finstere Zeit über uns hereinbrechen! Ich habe mich selbst gesehen."

„Was sagt Ihr da?"

„Plötzlich war Alles verschwunden und ich sah nur, wie Ihr auf dem weißen Sande laget. Die Wellen wichen zurück, damit sie Euch mit ihrem Gemurmel nicht störten und brummten vor sich hin: „Er schläft! Er schläft!" Da kam scheinbar Leben in meine Gestalt; ich breitete Euch meine Arme entgegen, und ob ich mich gleich nicht von der Stelle rührte, kamt Ihr mir doch immer näher. Schon glaubte ich Euch erreichen zu können und wollte Euch an mich reißen, da flatterte Eure Elster heran, die trug in den Fängen einen goldnen Reifen, wie ihn die Reichsfürsten um die Stirne tragen und auf ihren Flügeln wiegte sich eine purpurne Wolke, die sich abwechselnd hob und senkte. Da richtetet Ihr Euch auf und starrtet

den Vogel unthätig an. Das deutete ich mir aus, wie Ihr im entscheidenden Augenblicke stets unschlüssig wäret und nicht wüßtet, was Ihr thun solltet, wenn Euch das Glück auch das Rechte gerade zur Hand legte. Darüber wurde ich zornig, und wollte dem Vogel seine bedeutungsvolle Last entreißen, der aber schlug nach mir mit den Flügeln und hackte nach mir mit dem Schnabel, dann schüttelte er die Purpurwolke von sich, die in einen tiefen Abgrund sank, warf den goldenen Reifen hintendrein und krallte seine Fängen so fest um Euere Stirn, daß das Blut über Euer Gesicht herabfloß und Ihr Euch, vor Schmerzen krümmend, hin und her wältzet. In diesem Moment ward es mir klar, daß dies scheußliche Ungethüm Euer Verderben sein wird, und ich beschwöre Euch, Rudolf, würgt das heimtückische Thier, bevor es zu spät ist."

Der Graf hatte sich indessen gefaßt, und um seiner Gattin nicht merken zu lassen, welchen tiefen Eindruck diese Worte auf ihn gemacht hatten, nahm er den Ton des Scherzes an und sagte lachend: „Närrchen! Ihr müßt Euch deshalb keine Gedanken machen. Der Claas stiehlt keinem Herzoge den goldenen Reifen von der Stirn und bringt ihn mir. Höchstens nimmt er ein güldenes Ringelein von Euerm Geschmeide mit sich fort, wie das seine Diebesart ist. Darum seid Ihr ihm gram und ich mag's Euch nicht verdenken. Aber wenn er Euch so zuwider ist, soll er Euch nicht mehr zu Gesichte kommen. Nun thut mir aber die Liebe, und pflegt einen Augenblick der Ruhe, dann wird Euch der alte Muth wieder kommen und Ihr werdet selbst über die finsteren Träume lachen, die Ihr mir jetzt mit Beben erzählt habt."

Da schollen Trompeten von unten herauf und die Gräfin zuckte erschrocken zusammen. Sie war noch nicht ganz aus ihren Träumen erwacht: „Weh mir! Das sind die Töne des Abgrunds, wie ich sie vernommen."

„Nicht doch, Herrin! Es sind die Trompeten meiner Boten, die durch das Land ziehen sollen und die Säumigen mahnen, daß sie mir den rückständigen Kornzehnten

zur Burg bringen. Es ist säumiges Volk und ich kann des Tributes zu meinen neuen Rüstungen nicht entbehren. Erholt Euch vollends, Elisabeth, dann sprechen wir weiter mitsammen. Ich sende Euch Euere Frauen."

Der Graf entfernte sich und begegnete in der Halle seinem Bruder, an dem er mit einem leichten Gruße vorüber wollte. Der Pater aber vertrat ihm den Weg und sagte mit demüthigem Tone:

„Geh mir nicht stets aus dem Wege, Bruder, wenn mein Herz Dich zu finden begehrt. Du solltest treuer zu mir halten, damit ich Dir nicht fehle zur Zeit, wenn Du meiner bedürftig bist."

„Ich danke Dir; wenn ich gleich nicht weiß, womit Du diesen Dank verdienen willst."

„Der Mensch ist in seiner Gebrechlichkeit zweierlei Leiden unterworfen, denen des Körpers und denen der Seele. Für beide Fälle bin ich ein treuer Arzt und es ist nicht wohlgethan, die Hand des Helfers mit solchem Uebermuthe wegzustoßen."

„Das will ich auch nicht, mein hochgelahrter Hartwig. Warte nur erst, bis die Krankheit meinen Leib oder meine Seele erfaßt hat, dann erhole ich mir Rathes bei Dir und bin Deiner brüderlichen Hülfe bestens versichert."

„Es bedurfte nicht des spöttischen Tones, um mir zu zeigen, wie weit unsere Wege auseinander liegen. Das bekümmert mich sehr, denn wir sollten vor Allem darnach streben, Hand in Hand zu gehen, da wir nicht nur Brüder sind, die unter einem Herzen gelegen haben und mit gleicher Liebe genährt wurden, sondern auch unsere irdische Wohlfahrt erfordert dringend, daß wir unsere gemeinsamen Kräfte nicht spalten, vielmehr zu einem einigen Werke fest zusammen halten."

„Ich verstehe. Das heißt in Deine Sprache übersetzt: Gieb Alles und behellige mich nicht weiter. Schon damals, als wir, zwei Buben, am Hofe des Erzbischofes lebten, der uns wie ein Vater war — Gott hab ihn

selig! — und es kam ein Stärkerer, der etwas hatte, was Dir wohlgefiel, ließest Du nicht ab mit Schmeicheln und Bitten, bis ich's ihm abforderte. Kam's dann zum Schlagen, ließest Du es mich ausmachen und gingst mit der Beute davon. Meinen Antheil aber hast Du mir nimmer gegeben."

„Das sind Kinderspiele . . . ."

„Die sich wiederholt haben im Jünglings- und Mannesalter, und die Prophezeihung des Bischofs ist wahr geworden, denn als ich einstmals den Dienst hatte, während der Hochwürdigste mit dem Grafen Albrecht von Stad: bei'm Brettspiel saß und dem Gaste unsers Herrn den Becher Weins brachte, langte dieser nach dem Gebackenen auf der Tafel, zeigte mir's und sagte: „Wenn ich in Deiner Stelle wäre, nähme ich mir davon, was mir gefiele." Und als der Herr Albrecht das gesagt hatte, nahm ich die ganze Schüssel und ließ es mir wohlschmecken. Als Herr Albrecht das sahe, lachte er überlaut und sagte zum Erzbischof gewendet: „Da seht Ihr, was Ihr an dem Rudolf habt. Gebt ihm in Zukunft nicht den Zaum Eures Rößleins allzu willig in die Hand, sonst schwingt er sich unversehens in den Sattel und Ihr habt's leere Nachsehen." Da entgegnete der Erzbischof und ich hab's nimmer vergessen, was er sagte: „Ihr habt sehr recht, Vetter Albrecht, aber der Rudolf ist doch nur ein plumper Bursch. Sein Bruder Hartwig treibts feiner. Hättet Ihr dem das Gebackene dargeboten, der hätte sich begnügt mit einem Stücklein und dann wieder einem und hätte Euch dahin gebracht, daß Ihr ihm hättet wider Willen die Schüssel halten müssen, bis er den letzten Brocken verzehrt hätte." Und was der würdige Greis damals sagte, habe ich in alle Zukunft bewährt gefunden."

„Und warum giebst Du mir diese rührende Jugendgeschichte gerade jetzt zum Besten?"

„Weil ich gerade jetzt einen neuen Streich von Dir befürchte. Jedesmal wenn Du mit Deinem Honigseim-

Gesicht zu mir kommst, und mit den Augen blinzelst, wie ein Maikätzchen, ist immer Unheil daraus erfolgt."

„Da müßte ich also, um mich Deiner Gunst zu erfreuen . . ."

„Deutsch und gerade aus sein, damit ich weiß, wessen ich mich von Dir zu versehen habe."

„Nun denn, Bruder Rudolf, weil Du es wünschest, will ich Dir den Gefallen thun. Beklage Dich aber nicht hintendrein, wenn meine Sprache Dir nicht zusagt. Ja, ich bin Dein Gegner und bereite mich zu einem ernsten Kampfe vor."

„Ich bin schon vorbereitet."

„Das ist sehr stolz gesprochen, wie ich es mir von einem tapfern Degen nicht anders vermuthen konnte. Wer die Waffen so gut führt, wie Du, darf sich dessen wohl rühmen. Aber ich habe die meinigen auch, und sind sie gleich nicht von Stahl und Eisen, so sind sie darum nicht minder scharf. Du hast eine Unzahl von Vasallen und Knechten, kampfgerüstet und stahlbewahrt; ich habe deren nicht minder, die tapfer losschlagen und des Sieges gewohnt sind, auch ohne Schwerdt und Lanze."

In diesem Augenblicke vernahm man einen frommen Chorgesang von der Seite her, wo die Schloßkapelle lag.

„Was ist das?" rief der Graf.

„Der Herr Erzbischof hat mir das Kirchenregiment in diesen Landen übertragen und mich mit unumschränkter Vollmacht versehen. Es ist hier viel Mißbrauch getrieben von Seiten der Geistlichen; darum habe ich sie ihres Amtes entsetzt und will sie außerdem zur Verantwortung ziehen. Der fromme Gesang aber, den Du so eben vernahmst, ist ein Lobgesang der frommen Brüder, die Gott den Herrn loben, daß er sie gnädig bis hierher leitete. Von jetzt ab übernehme ich diese Leitung und werde sie in die geistlichen Aemter einführen, welche sie verwalten sollen nach meiner Einsicht und nach meinem Willen. Du siehst, Rudolf, ich habe Dir nichts verheimlicht. Siehe jetzt zu, welche Partei Du ergreifest."

„Du überhebst mich der Antwort!" entgegnete dieser stolz, und entfernte sich. „Wühle im Finstern, so viel Du kannst und magst, mich wirst Du nicht erschüttern. Mein ist die Macht!"

Der Pater sah ihm mit einem spöttischen Lächeln nach und sprach vor sich hin: „Und mein der Sieg."

Siebentes Kapitel.

Unten in der Marsch.

Da war ein wirres Treiben und Rennen unten am Strande, am Morgen nach jener Nacht, da ein so furchtbares Unwetter gewüthet hatte, daß das Land vom Lande getrennt und der See zugeschleudert wurde. Ueberall auf der See und der Elbe trieben Bretter und Balken und Mastenwerk von geborstenen Schiffen, die von dem Sturme zerschellt und von den sprühenden Blitzen vollends auseinander gesprengt waren. Noch andere hatte die wildrasende Fluth hoch hinauf geschoben auf das mit Wasser bedeckte Land, und die Ebbe hatte sie dort zurückgelassen, gefangen in einem schmalen Graben und eingepfercht zwischen schmächtigen Weiden und wucherischen Wasserpflanzen, die mit ihren winzigen Zweiglein höhnend gegen das harte Bollwerk schlugen, das sich nimmer zu regen vermochte. Weit umher aber lagen allerlei Geräthe und Waarenballen, Fässer und Packe verstreut auf dem Strande, wie Muscheln, die das Meer auszuwerfen pflegt in einem Augenblicke fröhlicher Laune, bis es dann seine gierigen Hände ausstreckt, um das im Tollmuth Verlorne wieder zu holen, im steten Hin- und Herjagen der Geschwister Ebbe und Fluth: denn die Fluth ist die Heil- und Segenspenderin, die Anfangs klein und unbemerkt, allmählig anschwellt, und mit vollen Händen austheilt, bis ihre Gaben der Fülle höchstes Maaß erreicht haben. Dann scheidet sie und legt großmüthig ihr Vermächtniß in die Hände ihrer Schwester, der Ebbe. Die

aber ist eine heillose Verschwenderin, die auf nichts achtet und Alles, was sie besitzt, mit vollen Händen wegwirft, bis sie am Ende daliegt, selbst matt und krank und in völliger Nacktheit, denn ihr blieb nichts, um ihre Blöße zu bedecken.

Und solchergestalt war es so eben geschehen, als der Tag anbrach, und die Strandwohner sahen, welches Unheil der Sturm in der vergangenen Nacht angerichtet hatte. Zwar die Herrenleute enthielten sich der eigentlichen Bergung, so daß sie nicht hinabstiegen zum Strande, und forttrugen, was sie fanden, aber sie hatten ihre Leute dazu beordert, und was auf ihren Landestheilen lag, das war ihr gutes Eigenthum und sie behielten es, oder gaben es den Schiffbrüchigen gegen ein tüchtiges Bergegeld zurück. Wem's jetzt schaudert, wenn er dergleichen lieset, der soll bedenken, daß man vordem anders in diesen Dingen gedacht hat. Es war damals erlaubt, Alles zu nehmen, was der Sturm an die Ufer warf. Ja, in manchen Ländern war man damit nicht zufrieden und die Gestrandeten mußten schwere Brüche zahlen, oder in die Frohnde gehen und zur Strafe dafür, daß sie ohne Erlaubniß dort zu Grunde gegangen, viele harte Arbeit verrichten, ja Mancher mußte es wohl mit dem Leben büßen und der Mörder kam ungefährdet davon. Dabei waren alle Strandherren unbescholtene, gottesfürchtige Leute und die Pfarrherren in den Kirchen beteten allsonntäglich für einen gesegneten Strand. Dies Letztere aber ist noch nicht seit lange eine Sage der Vorzeit und von Denen, die dies Büchlein lesen, sind gewiß Manche, die in ihrer Jugend in ihrem Stranddorfe, wo sie geboren, dergleichen fromme Wünsche auf der Kanzel von ihrem Seelsorger haben aussprechen hören.

Da waren viele Hände, die griffen zu; die kleinen Leute für sich und nicht für den Strandvoigt, wie anderswo gebräuchlich, denn die Ditmarscher waren ihre eigenen Herren und wie der Wald, war auch der Strand ihr Eigenthum. Die Leute des Hausmanns aber brachten

wiederum Manches abseits und bargen es in den Schrappen *), damit sie ihren Theil möglichst ungefährdet davon brächten. Das wußten wohl die Hausleute, aber sie ließen sich nichts merken, und das war wohl gethan, denn sobald sie es den Knechten verwiesen, hätten diese die Hände in den Schooß gelegt, und den Herren wäre das leere Nachsehen geblieben.

Gab aber ein Gehöfte, worin nie ein Stück Strandgut gekommen. Das war das Gehöfte des Marten Dulk, der es nicht unter seinem Dache geduldet, auch seinen Hausleuten strenge verboten hatte, Hand zu legen an solcherlei Eigenthum, so lange sie überall Genossenschaft mit ihm halten wollten. Ja, er hatte wohl, ohne Entgeld und Pfandschaft, solche Schiffbrüchige, die um Alles gekommen waren, bei sich aufgenommen, die Hungrigen gespeiset und die Nackenden gekleidet, und sie dann in Begleitung des Priesters Eddo nicht ohne Zehrpfennig auf die rechte Straße geführt, Alles um der Barmherzigkeit Gottes willen. Dafür waren ihm auch Viele gram in den Gemeinden, und im ganzen Strandmanns-Döft **) und weiter herum bei Denen, die an der Mile und an der Westsee wohnten, trugen Viele einen geheimen Groll gegen ihn im Herzen, der nur auf den rechten Augenblick wartete, um sich mit furchtbarem Ungestüm zu entladen. Es sammelte sich aber von allen Seiten, was diesen Augenblick beschleunigen sollte.

Im Hause dieses Bauern war es still, aber die Stille war schwül, denn das Gesinde war keineswegs zufrieden, daß es von dem allgemeinen Beutefest zurückbleiben mußte. Aber wie sie auch murrten, wagte doch Keiner zu gehen, denn der Hausmann hatte sogleich gedroht, jeden Ungehorsamen zu entlassen, und sie wurden nicht allein gut gehalten bei ihm, sondern auch für ihr Alter versorgt. Darum hielten sie aus mit doppeltem Aerger, denn sie

*) Große Seitentaschen in den Kleidern.
**) Einer der fünf Landbezirke. Siehe Bd. I. Kap. 13.

mußten's tragen, vom andern Volk*) wegen ihrer Enthaltsamkeit verhöhnt zu werden und durften nichts dagegen sagen.

In der Dönse selbst saß Marten Dulk einsam, denn die Seinen waren nach den Außendeichen zur Tochter gegangen und wegen des Unwetters nicht zurückgekehrt. Er saß, das sorgenvolle Haupt in die Hand gestützt, der Vergangenheit gedenkend, und war so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß er es nicht merkte, wie der alte Eddo seit geraumer Weile eingetreten war und sich ihm gegenüber niederließ. Längere Zeit betrachtete der Alte mit wehmüthigen Blicken den Freund, dann aber rückte er ihm näher, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Kommt zu Euch, lieber Freund und gönnt mir das Wort. Es taugt in der That nicht, daß Ihr so einsam grübelt."

Marten Dulk sah auf: „Will's nicht mehr thun. Ihr habt großes Recht, mich zu schelten. Glaube wahrhaftig, ich habe wieder die ganze Nacht hier auf der Bank zugebracht, ohne an das Bette zu denken. Ich treibe es doch zu arg. Weiß kaum, wie es gekommen. Was wollte ich denn gestern Abend, daß ich mich hierher setzte? Ich glaube, ich wartete auf die Kinder. War's nicht ein schlimmes Wetter?"

„Wie selten ein Unwetter gehört wurde. Die Erde bebte bis in ihre Grundfesten und wohnten wir hier in Italia, würden die Leute sagen, es sei ein Erdbeben gewesen. Blitz und Donner folgten Schlag auf Schlag und der Regen goß in dichten Strömen."

„Und ich hörte nichts, als den zuerst sich aufgebenden Sturm. Wahrlich, ich bin ein arger Sünder, und ich bitte Dich, Eddo, gieb mir milden Dispens."

„Ich habe Euch derlei nicht mehr zu ertheilen," sagte Eddo düster.

---

*) Jeder Hausmann nennt seine Leute insgesammt: Mien Volk. Auch der Schiffsführer sagt: Dat Volk.

Marten Dulk sah ihn an: „Wie verstehe ich das? Und wie siehst Du denn aus? Hast Du auch geträumt? Etwa vom Rhein und dem lustigen Völkchen, das dort unter den Reben tanzt, daß Du in solchem Mummenschanz *) zu mir kommst?"

„Ich träumte nicht. Mit offnem Auge und Ohr habe ich das Unerhörte vernommen. Ich bin Euer Priester nicht mehr."

„Willst Narrethei treiben, alter Mann?"

„Es kommt eine böse Zeit über das Land, Freund. Sie bieten Alles auf, es zu Grunde zu richten und ich fürchte, es wird ihnen gelingen. Nicht genug, daß unser Zwinggraf eine Waffenmacht um sich sammelt, womit er in Holstein fallen will, die sich aber auch allmählig gegen uns kehren kann, hat sein Bruder, der schlaue Vater, sich das Kirchenregiment angemaßt, und des Erzbischofs Gnaden hat ihm eine Vollmacht gesandt, hier zu herrschen an seiner Statt. Die erste Handlung des neuen General-Vicarius ist aber, daß er die ihm mißliebigen Priester ihres Amtes entsetzt und ich bin deren einer der Ersten."

„Das ist himmelschreiende Gewalt!" rief Marten Dulk erregt aus. „Es kann und darf nicht sein! Das ganze Land wird sich dagegen erheben."

„Das ganze Land wird gegen die Waffen dieses Gegners nichts ausrichten."

„Wer verzagt, bevor noch der Angriff begann?"

„Meint Ihr, der schlaue Hartwig habe nicht Dummköpfe oder Bösewichter genug zur Hand, die mit der Miene des Heuchlers, im Namen des dreieinigen Gottes, gegen alles Herrliche und Göttliche zu Felde ziehen, um die Herrschaft ihres Gönners und ihre eigene zu befestigen? Und ist das Volk nicht schwach und kindisch, daß es zittert und bebt im blinden Glauben, um nur der zeitlichen und ewigen Verdammniß zu entgehen? Habe ich's nicht

*) Maskenkleid.

selbst erfahren in dieser Gemeinde, die noch der besten eine ist im Lande? Die Herzen der Einzelnen sind mir zugewandt und ich besitze ihr Vertrauen, aber bald wird es dahin geschwunden sein und ihre Liebe wird sich in Haß verkehren, wenn ein Anderer kommt, der ihnen sagt, daß ich sie habe verderben wollen, daß ich ein Gottesleugner und ein Ketzer bin, ein Sohn des Teufels, der da suchet die Seelen der bethörten Gläubigen zu verschlingen und sie am ewigen Feuer braten zu lassen."

„Beruhige Dich, mein treuer Genosse. Der Herr war stark in Dir und hat Großes durch Dich vollbracht. Sein Segen hat auf Dir geruht. Er wird Dich nicht verlassen zur Stunde der Gefahr."

„Meine Kraft ist dahin," sprach Eddo nach einer Pause mit tiefer Bewegung. „Ich habe gethan, was ich konnte, und habe mich gefreut, als es lustig sprießte und keimte, ein hoffnungsreicher, segenspendender Lenz. Aber nun ist der Nachtfrost über die junge Saat hergefahren, und die kaum entfalteten Blätter hat der Reif getödtet. Was ist's weiter? Habe ich mich nicht in den Tagen meines Glückes überhoben, und das Haupt stolz in den Nacken geworfen? Nun hat der Herr es gebeugt; darum verstumme ich und halte seiner züchtigenden Hand stille."

„Darfst Du den Kampfplatz verlassen, ohne das Aeußerste versucht zu haben?"

„Ich habe es versucht, aber es hat mir nichts genützt. Schon ist der Priester, der mein Amt hier versehen soll, eingetroffen und die Heiligthümer, die mir anvertraut waren, sind seinem Gewahrsam übergeben. Auch ließ er mir merken, es würde noch Weiteres gegen mich verhängt werden und nicht, weil es mein Recht wäre, sondern aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit sei mir einstweilen noch vergönnt, unter meinem Dache zu verweilen."

„Das geht zu weit! Ist es dahin gekommen, daß

man den freien Boolsmann *) aus seinem Toft **) weise und einen Andern hineinsetze, der ärndte, was Jener gesäet? Ich sehe, wo das Alles hinaus will und werde mich gegen diese Tyrannei erheben mit aller Kraft."

Ein alter Knecht des Hauses stürzte herein und sagte athemlos: „Um Gotteswillen, Weerth ***), da ist 'n Unglück geschehen! Draußen!"

„Wo draußen? He, Heik! Ich habe Dir gesagt, man muß gerade heraussprechen, wenn man etwas ankündigt. Wo ist etwas geschehen und was?"

„Im Außendeiche, meine ich, wo Frau Maria wohnt . . ."

„Meine Tochter!"

„Und wohin die Telse gegangen ist, sammt ihrem Freier und des Etheler Tochter . . ."

„Was ist mit den Kindern? Schnell! Rede!"

„Sie kamen über Nacht nicht zu Hause. Ihr meintet, es sei des Wetters wegen. Aber das ganze Stück des Außendeichs sammt Haus und Hof ist von der Ebbe und dem Eisgange losgerissen und seewärts getrieben. Man sieht's nirgends, soweit der Himmel graut."

Marten Dulk zitterte: „Was sagst Du? Eddo! Habe ich recht gehört? Maria, Telse, der Reimer und das von dem Gastfreunde mir anvertraute Kind! Alle? Und Alle auf ein Mal! O Gott! O Gott!" Er mußte sich auf den Tisch stützen, sonst wäre er umgesunken.

Eddo sagte leise zum Knecht: „Heik, besinne Dich! Hast Du auch recht gesehen? Du bist alt und Dein Auge täuscht. Es ist sündlich, einem Vater solchen Schrecken zu verursachen."

Heik entgegnete flüsternd: „Was wollt Ihr? Es erbarmt mich, daß ich granzen möchte, wie ein altes Weib hinterm Spinnrocken; aber es ist wahrhaftig wahr. Und

*) Hofbesitzer.
**) Das einzelne Gehöft, deren mehrere ein Dorf bilden.
***) D. h. Wirth, oder Herr des Hauses.

verschweigen durfte ich's doch nicht. Ist ja genug, daß ich's Andere nicht sage."

„Welches Andere?"

„Das Handschlagen der Menschen draußen. Sie sagen, es sei dem Weerth ganz recht geschehen, das habe er nun davon für seinen Hochmuth und seine geheimen Schlechtigkeiten. Die Hunde! Sie verdienen's nicht, einen so braven Hausmann gehabt zu haben. Aber wir wollen's ihm nimmer sagen."

„Du hast recht, Heik. Wollen's verschweigen."

Der Hausmann trat zu ihnen: „Was habt Ihr da mitsammen? Kommt, kommt! Solche Heimlichkeiten taugen nichts. Heraus mit der Sprache! Was wißt Ihr noch?"

„Es ist nichts, Weerth!"

„Ihr wollt nicht? Gut. Ich will es schon erfahren. Es braucht mich Keiner zu begleiten! Keiner! Du auch nicht, Eddo! Ich will meinen Weg schon allein finden. O Gott und Herr, was hast Du noch Alles über mein graues Haupt verhängt?"

Er schwankte aus der Dönse und die beiden treuesten Genossen folgten ihm nach.

Am Strande war es überaus lebendig und einzelne Gruppen wiesen sich in der bedeutendsten Mannigfaltigkeit. Die Ebbe war längst zu Ende und die rückkehrende Fluth deckte Alles mit ihren heranrauschenden Wellen. Was sich gezeigt hatte als schiffbrüchig Gut längs dem Strande, ob hoch auf einigen hervorragenden Sandbänken, oder näher auf dem weichen Marschschlick*), halb versunken schon, und nur durch eine rasche Hand zu bergen, das war zu Lande gebracht, und Einzelnes schwamm nur noch auf der Oberfläche umher. Aber auch hier noch streckten sich gierige Hände aus und lauerten auf den Augenblick, wo es ihnen ein günstiger Lufthauch zuwerfen sollte.

*) Morast.

„Stoß mich nicht, Kerl!" rief ein herkulisch gebauter Geestmann *), „oder ich will Dir's eintränken..."

„Eintränken?" fragte spottend sein Nebenmann. „Wie das, eintränken?"

„So, daß Du Dein Lebstage nicht wieder das Maul zum Trinken aufsperren sollst, wenn ich Dir's eingetränkt habe. So!"

Und mit den Worten ergriff er ihn bei'm Schopfe, warf ihn in's Wasser, und drückte ihn so derb nieder, daß Jener hätte ertrinken müssen, wären nicht Andere abwehrend dazwischen gesprungen.

Während der Zeit war diesen beiden Raufern das Beutestück, um welches sie gezankt, entgangen, und einem Dritten gerade in den Wurf gekommen, der es mit großem Jubelruf zu Lande brachte:

„Schlagt Euch nur herum von wegen des Eintränkens und Trinkens, Ihr werdet nicht das Maul davon naß kriegen, außer mit Brackwasser**); unterdessen habe ich das wahre Trinken erwischt."

Damit rollte er das erbeutete Faß vor sich her, den Nachbarn groß ansehend, der ihn bei dieser Arbeit störte:

„Was wollt Ihr?"

„Ich denke, wir machen Halbpart mitsammen."

„Bin ich unriemsch? ***) Mein Hals ist weit genug für den Inhalt eines solchen Fasses."

„Besser halb, als gar nichts."

„Wie meint Ihr das?"

„Wenn Ihr nicht mit mir theilt, mache ich, daß es Euch ganz und gar aus der Nase geht. Ihr habt Euch auf fremdes Land gewagt. Diese Weide gehört dem Marten Dulk und Ihr wißt schon, daß Ihr da nicht zugreifen dürft."

„Teufel 'mal! Das kommt ungelegen!"

---

*) Auf der Geest (dem Hochlande) geboren.
**) Halb süßes Fluß-, halb Seewasser.
***) Wirr im Kopfe.

„Nun, seht Ihr wohl? Laßt uns also recht sorgsam theilen."

„Nein! Ich will's nicht! Was schiert mich der Marten Dulk? Der ist so anrüchig bei der Gemeinde, daß Keiner ihm beisteht. Trägt die Nase hoch und hält sich für den Bauer zu gut, ob er gleich selbst einer ist — wenn er überhaupt ... da liegt's, seht Ihr! Ich scheere mich nicht um ihn und gebe auch nichts heraus."

„Thut Ihr nicht? Nun gerade sollt Ihr! He! Heran, alle Mann, und Ihr da, guter Freund von der Geest! Es hat Euch nichts geholfen, daß Ihr Euch vorhin mit Euerm Macker*) geschlagen habt. Hier ist Einer, der Euch die sauer erworbene Beute vor der Nase wegfischt."

„Fischt er? Nun, ich bin hoffentlich Manns genug, die ihm wieder abzunehmen! Hand vom Fasse!"

„Seid Ihr toll, daß Ihr mich so anpackt? Hier ist freies Land und darauf kann Jeder thun, was er will. Ihr aber habt an unsere Marschen kein Recht und könnt ruhig heim gehen. Für eine Geestkehle ist der Wein nicht gemacht. Ist übrigens an das Vorland des Hausmanns Marten Dulk getrieben und wenn ich es nicht haben soll, gönne ich es lieber ihm, als Euch."

„Kümmere mich weder um Euern Marten, noch um Euern Dulk, und ist mir gleich, ob er Kathner ist, oder Hausmann. Hier ist Jeder gleich."

Das Gedränge ward größer. Alles nahm Parthei. Wenige waren, die stritten für das Recht, und für Den, dem es gebührte. Die Meisten waren gegen ihn und die Erbitterung stieg.

„Laßt uns mit dem Kerl zufrieden! Wollen nichts von ihm hören."

„Ist ein Schleicher! Ein falscher Fuchs!"

„Sorgt insgeheim für sich und läßt im Karspel Alles drüber und drunter gehen."

---

*) Genossen.

„Hab's ihm lange zugedacht und es soll ihm reichlich ausbezahlt werden."

„Weiß nicht, wie's gekommen ist, daß er mit in den Rath der Achtundvierziger gewählt ist. Ich habe ihm meine Stimme nicht gegeben."

„Ich auch nicht! Ich auch nicht!"

„Von uns auch Keiner!"

Von Allen, die in dieser Gruppe standen, war Keiner, der den stolzen Hausmann gewählt haben wollte, und doch war er einstimmig von der Landes-Meenheit ausgerufen worden.

„Er muß wieder heraus! Er soll nicht länger darin sitzen! Wir wollen's ihm schon weisen."

„Und wenn er nicht im Guten geht, so bringen wir ihn fort mit Gewalt."

„Das ist gesprochen! Und auf dem nächsten Karspeltag *) soll's zur Sprache kommen."

Ein besonnener Mann trat zu den Erhitzten, um sie zu besänftigen: „Nachbarn, bedenkt was Ihr thut. Es ist nicht gut gethan, daß Ihr so hart auftretet gegen einen Mann, in dem Augenblicke, da Ihr auf seinem Grund und Boden ein Werk vornehmt, das Ihr nimmer ausführen solltet, wenn Ihr das Gesetz achtetet. Bedenkt's mit Fleiß, Leute! Wieviel Recht Ihr auch haben möget darin, daß Ihr jenen Mann beschuldigt, und wieweit er Euern Zorn verdient, ich weiß es nicht. Aber er ist nicht hier, um Eure Anklage zu hören und sich dagegen zu vertheidigen. Ihr fallt ihn hinterrücks an und das ist gegen die Landesehre, denn der Ditmarscher sieht seinem Feinde stets in's Gesicht und greift ihn nur von vorne an."

Eine Zeitlang hatten sie dem Sprecher ruhig zugehört, aber jetzt wurden sie ungeduldig und riefen:

„Was geht's Euch an? Wir wollen's einmal so, und haben mit Euch nichts zu schaffen. Schiert Euch Eurer Wege."

---

*) Versammlung des Kirchspiels.

„Ihr sollt mich aber hören, denn Ihr seid im Begriff, über unsere Gemeinde einen Schimpf zu bringen und dagegen wehre ich mich aus Leibeskräften. Und wenn Marten Dulk sich etwas hätte zu Schulden kommen lassen, was nicht zu Recht bestehen kann, ist jetzt der Augenblick, ihn daran zu mahnen, und mit ihm zu rechten? Habt Ihr Augen im Kopfe und seht nicht, welches Leid ihm widerfahren ist?"

„Pah!" rief Einer aus der Menge. „Das Lumpenstück von einer Weide. Was braucht er sich daraus zu machen? Ist ja der reichste Boolsmann weit umher."

„Ist's denn die Weide blos? Sind's nur die Paar Bäume, die darauf standen, oder das kleine Haus, was er darauf gebaut und eigentlich nie benutzte? He? Mich dünkt, die Menschen waren's, die darauf gewesen sind, sein Sohn und seine Tochter und ein junges Ding, die hier zum Besuch ist, die Tochter des Etheler vom Heine-Viert."

„Drei Menschen!"

„Mehr! Mehr! Der Singemeister war auch dabei, der hier längere Zeit schon unter uns lebt."

„Ach! Der närrische Junge, der keinen Meth trinken mag und immer singt und klimpert, und klimpert und singt! Ich glaube, er hat sein Lebstage die Hände nicht zur Arbeit gebraucht. Ist nichts daran gelegen."

„Und des alten Mannes Schnur *), die Telse Krey, und Knecht und Magd, was weiß ich Alles. Es ist wahrhaftig ein Unglück."

„Wohl ist's ein Unglück! Ein recht hartes Unglück!"

„Gut und Geld, Sohn und Tochter und Alles mit einem Schlage! Und die Schwiegertochter!"

„Und fremde, ihm anvertraute Kinder! Welche Verantwortung! Es ist eine schwere Schickung."

Die Stimmung fing an, dem Hausmanne günstig zu werden, und die erregten Gemüther beruhigten sich bereits. Da aber begann unter den Einzelnen ein Zischeln und

*) Schwiegertochter.

Murmeln, das, Anfangs still und ruhig, kaum von einem Ohre zum andern drang, allmählig sich verstärkte und dann, der erregten Welle gleich, über Deiche und Dämme wegfluthete.

„Tochter? sagtet Ihr. Hm! Ist so was mit 'ner Tochter."

„Was meint Ihr damit?"

„Nun, ich meine . . . . Aber, fragt nur den Jebsen da, der kann's Euch sagen. Hat drei Jahre auf Dulken Hof gedient. Habt Ihr nicht, Jebsen?

„Habe. Und dessen Brod ich esse, dessen Lied ich singe; so lange ich im Hause war, habe ich nichts gesagt. Aber als er mich fortschickte, weil ich zu faul sei, wie er sagte . . . ."

„Seht' mal! Und habt doch solche Knochen am Leibe!"

„Und solchen gesegneten Wannst!"

„Ist mir lieb, daß Ihr mir's bezeugt. Könnt's auch vor der Karspel-Versammlung thun, wo sie mir zu Leibe wollen wegen Umherschlenderns. Alles auf Antrieb des alten Fuchses, könnt Ihr denken."

„Freilich! Freilich!"

„Aber nun kenne ich auch kein Erbarmen, und wenn der alte Sünder sich um der verlornen Tochter willen den Bart rauft, will ich ihn auslachen."

„Ihr seid ja 'n Teufelskerl."

„Ist nur, um ihn in Galle zu bringen und dann kriegt er's. Ich weiß recht gut, was geschehen und hänge es gleich an die große Glocke."

„Hängt's erst an die kleinen, sagt's uns!"

„Wißt Ihr, was sie munkeln überall? Seht doch nur um Euch, wie sie die Mäuler aufsperren und handschlagen über das, was ihnen zugezischelt wird. Pah! Weiß nicht, was sie für Umstände machen und es nicht geradezu sagen, daß jenes Weibsbild eine fahrende Dirne ist."

„Heilige Mutter Gottes, bedenkt Ihr, was Ihr redet? Steigt Euch nicht das Haar zu Berge, wenn Euch die Strafe einfällt . . . ."

„Weiß wohl!“ unterbrach Jener hitzig. „Ein ehrvergessenes Weibsbild wird, wenn sie der Sünde überführt ist, von Allen angespieen und mit ihrem Bankert lebendig begraben. Die See hat sie davor bewahrt und verschont. Aber daß ein solches Geschöpf sich in ein geistlich Gewand hüllt, und gar noch mit Respekt behandelt sein will, das kann ich nicht zugeben . . . .“

„Ihr seid sehr tugendsam, Nachbar.“

„Weiß nicht, wie Ihr das meinet. Aber ich weiß, daß mein Weib — ich habe sie dafür gewammst! *) — bei dem vorletzten Kirchgange die Here gegrüßt und nicht einmal einen schönen Dank bekommen hat . . . .“

„Das wurmt Euch? Kann's Euch nicht verdenken. Nun, wenn's so ist, werdet Ihr wohl wissen, wie es näher zugegangen ist?“

„Freilich weiß ich. Sie ist mit einem Junkherrn davon gelaufen, als sie noch ein grünes Ding war. Es wurde zwar gesagt, sie sei mit Bewilligung des Vaters in dessen Geburtsort und werde dort bei bemittelten Verwandten bleiben, aber wir wußten besser, wie es damit stand. Es war die höchste Zeit, wenn sie mit Ehren hier fort wollte, und alle ordentlichen Dirnen schlugen ein Kreuz hinter her. Aber ehe Ihr es Euch versehtt, ist sie nach Jahren wieder da, und hält sich geistlich. Was meint Ihr dazu?“

„Kaum zu glauben. Aber, was geht da drüben vor? Da drängt Alles zu Hauf. Sollen wir nicht auch dahin?“

„Wollen's. Ist jetzt eine bunte Zeit und alle Tage etwas anderes im Werke!“

Und rasch brach die Gruppe auf, der Gegend des Strandes zu, wo gerade das müßige Volk sich in eine dichte Masse zusammenschob.

---

*) Geschlagen.

Achtes Kapitel.

Alles auf ein Herz.

„Und ist denn Alles verloren? Alles?“ klagte der unglückselige Vater und stützte sich auf seinen Begleiter.

Sie standen, von einem zahlreichen Haufen umgeben, an dem Strande des Ufertheils, wo sich das Vorland des Hausmannes losgerissen hatte.

„Beruhigt Euch, Herr Dulk!“ entgegnete Einer. „Da ist ein Fischersmann aus dem Groden, der will gesehen haben, wie ein Stück Land, welches seewärts getrieben war, mit der einsetzenden Fluth wieder zurückkam und gewiß werden wir bald hören, daß es irgendwo angestoßen ist.“

„Wenn die Wellen es nicht vorher in tausend Stücke reißen, und in den Abgrund senken. Freunde! Nachbarn! Bei Allem, was Euch werth ist! Späht umher! Die kleinste Mühe will ich Euch reichlich belohnen. Kann denn kein Fahrzeug hinaus?“

„Die See geht noch zu hoch. Die Schiffer wagen's nicht.“

„Sie werden nicht von eines Vaters Angst getrieben. Wenn ich nur das Handwerk verstünde! Aber ich werde es schon lernen! Laßt mich nur an Bord.“

„Ihr seid nicht wohl berathen. Vater Eddo! Redet Ihr ihm doch gütlich zu. Er hört auf Euch.“

„Nicht jetzt. Und er ist so krank, daß er bei dem ersten Schritt zusammenbricht.“

„Er ist ein bejammernswerther Mann.“

„Oho! Von 'nem Bischen Schwimmen auf der See stirbt man nicht gleich!“ rief ein altes Weib, von deren Söhnen man wußte, daß sie Tag und Nacht draußen waren und Seeraub trieben, so viel sie konnten. „Mein junges Volk ist immer auf dem Salzwasser. Und wenn sie dran müssen, so ist es immer noch besser todt in der See, als lebendig in der Erde. Versteht Ihr?“

„Um der Jungfrau Maria willen!“ sprach Eddo erschrocken und ergriff den Arm des Weibes. „Bedenkt Ihr, was Ihr thut? Was ist das für ein sinnloses Geschwätz?“

„Es ist kein unsinniges Geschwätz. Das wißt Ihr wohl besser, als ich. Aber bei den Reichen soll nur Alles fein säuberlich zugedeckt werden, während man uns armes Volk mißhandelt und mit Füßen tritt. Das wird anders werden, noch ehe der Weizen reif zum Schneiden und das Korn gedroschen ist, das an den gestrengen Herrn auf die Böckelnburg muß, statt auf unsern Boden.“

„So mäßigt Euch doch nur, und habt Geduld mit den Leiden Eures Nächsten!“ bat der Priester.

„Ich will keine Geduld mit ihm haben! Hat er sie mit uns gehabt? Hat er sich christlich erwiesen mit der Armuth?“

„Ja, des bin ich Zeuge! Er hat mit stets vollen Händen gegeben, Jedem ohne Ansehn der Person!“

„Aber wie hat er's gethan!“ fiel ein Andrer ein. „Etwa, wie ein Bruder dem andern, mit guten Worten und biederm Händedruck?“

„Hol' es der Teufel! Mit Stolz und Uebermuth hat er es gethan. Er warf sich in die Brust und sagte: Da, Lumpenpack! Friß Dich 'mal satt! Es geht ja doch eigentlich von Deinem Fleisch und Blut! So hat er's gemacht und den Elenden in seinem Jammer noch verhöhnt.“

„Das lügt Ihr!“ rief Eddo, außer Fassung gebracht und hob drohend seine Hand gegen den Strandmann. „Ihr lügt, sage ich, und Gott wird Euch um Eurer Bosheit willen zu finden wissen!“

„Ihr untersteht Euch, mir das zu sagen!“ rief Jener und drang auf Eddo ein.

„Willst Du Deine Hand legen an den Diener des Herrn?“ sprach der Alte unerschrocken.

„Diener des Herrn? Seid Ihr's denn noch? Wenigstens seid Ihr's dann anderswo; hier hat sich's mit Euch ausgepriestert.“

„Ja! Euch sind wir los! Und das ist gut, denn sonst

hättet Ihr uns noch dem Teufel gerade in die Arme geführt, Ihr sündiger Ketzer!"

„Und was für'n Ketzer!"

„Aber, nun seid Ihr Eures Amtes entsetzt! Dürft nicht mehr an den Altar treten und auf die Kanzel dürft Ihr auch nicht."

„O, Gott!" seufzte Eddo, „Deine Hand liegt schwer!"

„Ja, das glaube ich! Nun könnt Ihr demüthig sein und Euch bücken. Aber nun ist's zu spät!"

„Viel zu spät! So sagt der fromme Pater Hieronymus, der von dem hochwürdigsten Herrn Erzbischof hierher gesandt ist, um uns das wahre Christenthum zu predigen."

„Ja, das ist ein frommer Mann! Der weiß vom Paradiese und den lieben Englein zu erzählen, daß Einem das Wasser in die Augen tritt."

„Und mit dem Teufel droht er den Ketzern und Abtrünnigen und schildert Euch das Heulen und Zähneklappen so natürlich, daß man selbst Zähneklappen davon bekommt."

„Da ist der fromme Pater! Da ist er!"

„Seid schön willkommen hier unter uns, Herr Pater! Wir haben noch eben von Euch gesprochen; versteht sich, in Liebe und Güte."

„Und haben dem alten Eddo gesagt, daß Ihr ein ganz andrer Mann seid, als er; daß wir Gott dankten, daß wir ihn los wären und es recht gut wüßten, daß er uns dem Teufel hätte geradezu in die Arme liefern wollen, um selbst leer auszugehen."

Der Pater trat vor; ein langer, hagerer Mann mit todesbleichem Gesicht. Er schlug das Kreuz und sagte mit hohler Stimme: **„Salvete in nomine Dei!"**

Die Menge neigte sich ehrfurchtsvoll; die Weiber drückten das Gewand des Paters an ihre Lippen.

„Höret nicht auf die falschen Propheten, so in Schaafskleidern zu Euch kommen, aber inwendig sind sie reißende Wölfe," fuhr der Pater fort.

„Das thun wir auch nicht, Eure Würden! — He! Merkt Ihr's wohl? Das geht auf den Eddo."

„Sie werden sich verkriechen in der Nacht; aber der Gott des Zornes ist ein gewaltiger Gott, der sie findet und züchtigt."

„Ja, ja! Herr Pater! Wir zittern in Demuth und wollen Buße thun, um ihn zu versöhnen."

„Nicht Euch zürnt er, Ihr armen, verführten Geschöpfe," sagte der Pater. „Und was Euch etwa zur Last fiele, das könnt Ihr sühnen durch milde Gaben an die Kirche. Ich spreche zu Denen, die das Schwerdt empfangen hatten, für den Glauben zu streiten, und sie stritten wider denselben."

„Das ist hart und lieblos von Euch gesprochen!" entgegnete Eddo sanft. „So Ihr aber gegen Euer bessres Wissen sprecht, ist's noch ärger. Ich habe Gott verehrt, seine Gebote gehalten und die Herrlichkeit seines Namens verkündet . . . ."

Der Pater erhob dräuend die Hand: „Ich glaube, Ihr schreitet zu des Frevels Uebermaaß und wollt noch jetzt, wo Ihr Eures Priesteramtes enthoben seid, als Redner in der Gemeinde auftreten?"

„Ich habe mich dem Machtspruch gefügt und bin, wenn auch mit blutendem Herzen, von der Schwelle des Heiligthums geschieden, das ich, ich darf es sagen, seit manchem Jahre nicht unrühmlich verwaltet habe."

„Er prahlt mit seinem schnöden Thun!" fiel der Pater ihm mit fanatischem Zorn in die Rede. „Er rühmt sich seiner Unthat und würzt seine Ketzerei mit dem Geruche der Heiligkeit. Wehe!"

„Wehe! Wehe!" rief die Menge dem Pater nach.

„Mein Gewand deutet an, daß ich ohne Murren gehorcht habe. Ohne ein Wort zu verlieren, trat ich zurück. Für Euere Schmähungen habe ich kein Ohr und ich wünsche Euch aus aufrichtigem Herzen, daß, wenn Ihr so lange als Geistlicher hier gewirkt habt, als ich,

Euer Gewissen so leicht, Euer Sinn so freudig sein möge, als der meinige."

„Wünscht Ihr mir das? Ihr habt Euch Eurer Priesterschaft auch zu rühmen, Ihr, dessen Unthaten zum Himmel stinken!" schrie der Pater giftig. „Aber ich werde wohl Mittel finden, Euch diesen Hohn zehnfach zurückzugeben."

„Das glaube ich nicht," sagte Eddo, „denn ich gehe Euch aus dem Wege, weil ich nichts mit Euch zu thun haben will."

„Aber ich mit Euch!" schrie Jener. „Ich mit Euch. Denkt Ihr, so leichten Kaufes zu entkommen? Euere Amtsführung soll untersucht werden und ich weiß es schon im Voraus, es werden furchtbare Dinge an den Tag kommen."

„Wenn Ihr das schon im Voraus wißt, so seid Ihr ein bestochener Richter und dem werde ich nicht Rede stehen."

„Hört Ihr's?" schrie eifernd der Pater. „Er will mir nicht Rede stehen! Ihr Alle seid Zeugen, meine Brüder in Christo Jesu, daß er mir nicht Rede stehen will. Er erkennt mich nicht als Richter an; er verwirft meinen Urtheilsspruch, da ich doch von dem Hochwürdigen Pater Hartwig, der des Herrn Erzbischofs geheiligte Person in diesen Landen vertritt, zu solcherlei Untersuchungen und Verurtheilungen, so wie zur Verhängung von Bußen und Pönitenzen vollständigst autorisirt worden bin."

„Was Gott thut, das ist wohlgethan und Ihm will ich halten stille!" entgegnete Eddo ruhig. „Aber mit Euch will ich nichts zu thun haben und mögt Ihr im Voraus wissen, daß jedes Wort, das Ihr an mich richtet, in den Wind gesprochen ist; Ihr werdet keine Antwort darauf erhalten."

Damit wandte er sich von dem Pater ab, der eine Fluth von Verwünschungen über ihn herabrief und kehrte sich zu Marten Dulk, der, auf einen umgestürzten Baum-

stamm hingestreckt, die mächtigen Wallungen im Innern niederzukämpfen und die andringenden Weiber von sich abzuhalten suchte.

„Er soll's nun sagen! Er soll's! Sind wir darum ordentliche, sittsame Weiber gewesen unser Lebelang? Haben wir darum unsere Töchter mit aller Strenge erzogen, daß nun eine Dirne, die alle Schande über sich gebracht, ehrbar neben ihnen hergehen soll . . . ."

„Weib! Weib!" unterbrach Marten Dulk zähneknirschend die geifernde Alte. Aber er vermochte sich nicht zu erheben, und kraftlos zusammen sinkend, preßte er die Hand gegen seine Brust: „Alles auf ein Herz! Es ist zuviel!"

„Ja!" rief eine Andere. „Schreit Ihr nur, lamentirt und seufzet und rauft Euch den Bart! Es hilft Euch Alles nichts, Ihr müßt von Euerm Hochmuthssitze herunter."

„Nein! Nein! Ihr habt Unrecht, Frau Gesche. Er soll sich den Bart nicht raufen. Das wollen wir thun."

„So recht! Und bei jedem Haar, das wir ihm auszupfen, wollen wir eine Schandgeschichte von ihm erzählen. Das wird ihn vollends mürbe machen."

Und immer drohender rückten die wüthenden Weiber auf den wehrlosen Greis ein, der die Augen geschlossen hatte und nichts mehr zu hören schien.

Eddo warf sich über ihn: „Ich kann Euch nicht schützen, so will ich mit Euch sterben. Mögen sie das Maaß ihres Frevels voll machen und einen Greis morden, der ihnen Zeit seines Lebens Milde und Versöhnung predigte."

Den Jammer des Greises verschlang das Wuthgeschrei der Weiber, die in dem Augenblicke, da sie sich auf ihr Opfer stürzen wollten, von kräftigen Männerfäusten fortgeschleudert wurden.

„Der Satan soll Euch über den Hals kommen!" erscholl die mächtige Stimme Jarrens Dülf. „Was für ein böser Geist ist in Euch gefahren, daß Ihr auf diese

Weise tobt und lärmt? Schweigt augenblicklich, oder ich reiße Euch die Zunge aus dem Halse."

„Ueberlaßt sie mir, Nachbar!" unterbrach ihn Hulken Freß. „Ich und meine Leute wollen sie schon zu Paaren treiben. Die Lust soll ihnen bald vergehen, ihrer Tollheit freien Lauf zu lassen. Hei! Hei! Das würde bald eine feine Zucht in den Karspeln werden, wenn die Weiber hier die Oberhand kriegten. Greift zu, Jungens, und schont Euere Knochen nicht, wenn sie nicht folgsam sind! Ha! ha! ha! Wie das auseinander stäubt, gleich der Spreu, wenn der Wind über die Tenne fährt. Dabei habe ich nichts mehr zu thun."

„Ist eine Schande und eine Sünde!" sagte Jarrens Dülf und blickte voll Mitleid auf den gemißhandelten Freund herab. „Und wenn's wahr wäre, was ich nicht glauben will, so trage ich es ihm nicht nach, daß er es verbergen wollte, denn er ist der Vater und wer sich die Nase abschneidet, der schändet sein Angesicht."

„Bei alledem wäre es ein Schimpf für das Karspel insbesondere und für das ganze Land im Allgemeinen, wenn etwas Wahres daran sein sollte!" unterbrach ihn Karsten Polk. „Auf Sittsamkeit ist Alles bei uns gebaut im Lande und sie würde nun zuerst in dem Hause eines Mannes gebrochen, der in dem Rathe der Achtundvierziger sitzt."

„Das ist es eben!" entgegnete Jener. „Die Klugheit will, daß wir alles Lärmen verhindern. Der Schimpf trifft nicht blos jenen unglücklichen Mann, sondern uns Alle. Nur das Unbedeutendste mag geschehen, und unser Ansehn kann darunter leiden. Und das darf nicht sein, denn mit dem Ansehn vor unserer Person geht auch zugleich die Achtung vor dem Gesetze verloren."

„Ihr habt recht! Das Gesetz über Alles."

„Darum laßt uns gemeinsam dazu thun. Wir wollen ihn nun vor Allem hier fortbringen. Seht! Er erholt sich. Wie ist's, Nachbar! Wollt Ihr nicht mit uns heimgehen? Wir haben unser junges Volk ausge-

sandt, und auch ein Schiff macht sich bereits klar, um zu kundschaften. Zu Hause könnt Ihr die Botschaft besser abwarten."

„Meine Kinder! Meine Kinder! Ich habe Alles verloren!"

„Laßt Euch nicht von der Furcht so gefangen nehmen. Habt guten Muth, Nachbar! Es wird Euch noch recht wohl gehen; folgt nur unserm Rath, und geht mit uns in Euere Behausung. Dort sprechen wir weiter von unsern Angelegenheiten."

„Ich will's! Ich will Alles, was Ihr wollt!" sagte Marten Dulk mit schwacher Stimme und versuchte, sich zu erheben. Der starke Arm Jarrens Dülf richtete ihn vollends auf.

„Dank Euch für Euern Beistand. Ich hatte einen Sohn, auf dessen Arm ich mich verlassen konnte. Jetzt habe ich ihn nicht mehr. Ich hoffe, das Land wird seiner gedenken, denn er hat das Joch der Schmach für Alle getragen, die darin wohnen."

„Es wird ihn Keiner vergessen."

„Seine Braut ist mit ihm gestorben und ein unglückliches Weib, das nun von ihren Leiden erlöst ist; dazu ein liebliches, junges Ding, das meinem Schutze anvertraut war . . . ."

„Und das Du wie ein Nachlässiger gehütet und verloren hast!" rief eine starke Stimme.

Es war die Stimme Ethelers. Er stand mit zornbräuenden Blicken vor den Männern.

„Sagt mir nichts! Erwiedert mir nichts. Ich habe mein Kleinod diesem Manne übergeben, denn er ist mein geschworner Gastfreund und wir sind Ditmarscher. Aber er hat das Pfand, das ich ihm gesendet, so geringe geachtet, daß er es unter einem fremden Dache hat wohnen lassen, und nun ist es mir dahin."

„Nimm mein Leben dafür!"

„Was soll ich mit diesem Bodensatz der Jahre, mit diesem welken, hinfälligen Körper? Ersetzt es mir die

jugendlich blühende Gestalt meines Gredels? Giebst Du mir damit die Freude und den Trost meines Alters zurück? Du hast mir Alles genommen und ich spucke die Schwelle Deines Hauses an, denn die Gastfreundschaft ist auf ihr mit Füßen getreten."

„Alles auf ein Herz!" sprach Marten Dulk mit tiefem Schmerze vor sich hin. „Es ist zuviel!"

Etheler war nicht zu kennen. Dahin war alle seine frühere Ruhe und Besonnenheit. Ihm war der Himmel seines irdischen Lebens, seine Margarethe, genommen und die Leidenschaften, die er sonst so fest in seinem Innern zu verschließen wußte, brachen sich unaufhaltsam Bahn. Anfangs hatten ihn die Männer ruhig gewähren lassen, aber endlich ward es ihnen zuviel und Jarrens Dülf sagte ernst:

„Der Etheler vom Heine-Viert kann jederzeit sprechen, und Alt und Jung ohne Unterschied wird auf seine Worte hören, denn es sind die Worte eines klugen und verständigen Mannes, der bei dem ganzen Lande in Ansehen steht und ein gewichtiges Einsehen in den Lauf der Dinge hat. Aber in dieser Stunde erkennen wir ihn nicht wieder, da er Worte spricht, die aller Ueberlegung baar sind und die er nimmer verantworten kann."

„Ihr habt vielleicht Recht zu schelten, ich weiß es in diesem Augenblicke nicht. Aber, Männer, wißt Ihr, was ich mit dem Kinde verliere? Alles!"

„Etheler!" sagte Marten Dulk und reichte dem erzürnten Gastfreunde die Hand. „Als Du geboren wardst, war ich schon ein karscher *) Mann, der seiner Havestede **) vorstand und in allewege seine Schuldigkeit that. In Deinem vierten Jahre hast Du zum ersten Male unter meinem Dache gehaust; ich habe Dir zuerst die Art in die Hand gegeben und Dich gelehrt, ein wildes Pferd bändigen. Was ich von den alten Runenzeichen wußte und

*) Rüstig.
**) Hofstelle.

von der Schrift der Mönche, Du hast es von mir überkommen . . . ."

„Summe Gott! Ich weiß das! Was soll es hier?"

„Nachher hast Du Deinen eigenen Weg eingeschlagen. In Erkenntniß geistiger Dinge, so wie in Erwerbung von Glücksgütern bist Du mir vorangegangen und der Ersten Einer im Lande geworden. Aber wenn wir uns auch fremder wurden, so kannst Du doch die Erinnerung an jene Zeit nicht vergessen haben und wenn Du mir in's Auge siehst, muß es Dir deutlich werden, daß der alte Marten Dulk nicht treulos an Dir gehandelt hat."

Etheler schwieg.

„Schweige nicht, Mann! Jetzt nicht. Kannst Du den Glauben an meine Unschuld nicht finden und hältst Du mich für so schlecht, so sage es, sage es laut und gieße Deine Verwünschungen über mich aus, ich will sie eher ertragen, als dieses Schweigen. Was kann mir noch begegnen? Auf meinem Herzen liegt ein so schwer Gebresten *), daß ich es nimmer herunterwälze. Es ist krank und wird nicht mehr gesunden."

„Summe Gott!" rief Etheler und eine starke Rührung bebte in dem Ton seiner Stimme. „Du wirst es dahin bringen, daß ich Dich am Ende noch um Verzeihung bitten muß dafür, daß Du die Dirne so schlecht gehütet hast. Sage nichts weiter, Alter, und vergiß die harten Worte, die ich Dir vielleicht gesagt habe. Das Herz weiß nichts davon. Mein Schmerz ist zu groß und meine ganze Seele hing so sehr an diesem Kinde, daß ich keinen andern Gedanken hatte, als sie. Meine allzu blinde Liebe war sündhaft, fürchte ich, und Gott straft mich nun dafür, indem er sie mir nimmt."

„Nicht nimmt!" sagte Eddo. „Gott ist mit der Unschuld und bewacht jedes Haar auf ihrem Haupte. Ein unschuldig Kindlein sitzt am abschüssigen Ufer der See und schläft ein; die wilden Wellen sehen zu ihm hinauf, aber sie reißen es nicht mit sich in den Abgrund, denn

*) Leid, Kummer.

der Engel des Kindes wohnt auf dessen Lippen und lächelt sie an."

„Das ist ein guter Trost, Vater Eddo. Ich wollte, die Wellen wären so barmherzig und achteten auf das Lächeln meines Gredels, das gar süß und herzig ist; aber ich glaube es nicht. Komm, Marten Dulk, ich will mit Dir nach Hause gehen. Zwei Männer, die an einem Tage Alles verloren haben, mögen sich wohl gegenseitig stützen. Ich kam um ganz andrer Dinge willen hierher, als um mein Kind zu beweinen. — He, Alter, Du sprichst ja nicht?"

„Was soll ich sprechen? Mein Muth ist dahin. Meine Tochter, mein Sohn, meine Schwieher, Alles dahin!"

„Und mein Gredel auch und mit ihr die Blüthe meines Lebens! Mir wird keine Herzensfreude mehr blühen, dessen bin ich gewiß. Aber, Alter! Ein Mann muß sich zu fassen wissen! Wenn der erste, heftige Schmerz vorüber ist, muß er ihn fest in sich verschließen und auch das schärfste Späherauge darf ihn nimmer entdecken."

„Wohl Dir, wenn Du es vermagst! Ich kann es nimmer."

„Du mußt es können. Sieh! Ich habe ein Mittel, das wende ich in gleichen Fällen an und es hat bisher immer geholfen."

„Und was ist das für ein Mittel?"

„Wenn mir ein Leids geschah, groß oder klein, gleichviel, dann spähte ich umher, ob irgendwo Jemand lebte, dem ein noch größer Trübsal begegnet wäre, und ich fand immer eines, denn die Welt ist mit Leiden gesegnet. Dann suchte ich zu helfen und zu trösten und mit dem fremden Kummer starb der meine."

„Wo willst Du einen finden, der dem unseren gleicht?"

„Ich habe ihn gefunden."

„Wo? Wo? Nenne ihn!"

„Dem Lande Ditmarschen stirbt sein Lebensengel. Die Freiheit stirbt. Eine verfluchte Tyrannenhand hat sie halb mit List und halb mit Gewalt in Fesseln geschla-

gen; sie siecht dahin und wird bald ganz verloren sein. Das will ich hindern! Die Kette soll zerbrochen, die Kerkerthür gesprengt werden. Sehe ich sie wieder frei umhergehen im Lande; sehe ich sie auf unsern Wurthen und Deichen, werde ich mein Gredel vergessen, oder eigentlich, ich werde denken, sie sei es, und mein Herz wird wieder leichter sein. Da bist Du an Deinem Gehöfte, Alter. Geh nur; ich muß noch eine Weile mit mir allein bleiben. Summe Gott! Wenn wir uns nachher wiedersehen, sollst Du mich ruhig finden."

Er ging mit raschen Schritten davon, um die stark aufwallende Rührung in seinem Innern zu verbergen. Marten Dulk sah ihm nach und sagte vor sich hin:

„Ich weiß nicht, ob ich solche Stärke besonders preisen soll; das ist nicht menschlich, das ist wider die Natur. Ich bin aus mürbem Stoffe geformt und trage es nicht. Gegenwart und Vergangenheit stürmen zu mächtig auf mich ein. Sie wälzen Alles auf ein Herz."

Neuntes Kapitel.

Die Trompeten des Böckelnburger.

Und es ward aus Morgen und Abend der andere Tag.

Die Nachwehen des Sturmes waren vorüber, die Trümmer des Strandgutes und der Schiffe verschwunden und mit ihnen die Menschen; Jeder war zu den Seinigen heimgekehrt, und selbst Pater Hieronymus hatte sich grollend in seine Klause zurückgezogen, zu einem neuen Angriff auf seinen Gegner sich rüstend, der ihm in seiner Milde und Frömmigkeit auf die Länge nur zu gefährlich werden konnte und den er um jeden Preis stürzen wollte. Schlau und umsichtig wie er war, hatte er sich über die Verhältnisse der einzelnen Glieder seiner neuen Gemeinde die genaueste Kunde verschafft und mit Ablaß und from-

men Segenswünschen nicht kargend, hatte er von einem Paar alten Jungfern seines Karspels so viel erfahren, daß er fest glaubte, sein Netz sei so dicht geflochten, daß auch kein Aalwürmchen durchzukriechen vermöge, und er brauche nur zu ziehen, um Alle in seiner Gewalt zu haben.

Aber es sollte doch anders kommen, und das Werk, welches der schlaue Hartwig auf der Böckelnburg mit dem Protonotar des Erzbischofs so fein begonnen, vor dem schlichten Wesen und der besonnenen Ausdauer eines einfachen Landmannes zu Grunde gehen.

Ein neuer Tag brach an und die ersten jungen Laubspitzen, die aus der umhüllenden Knospe hervorbrachen, liebäugelten mit dem Sonnenschein. Das Mannsvolk rüstete sich überall zum Bestellen der Felder und Elfs, der Großknecht von Dulkenhof sagte, indem er alle Leute hinaussandte mit Pferden und Pflügen:

„Da muß ich nur diesmal das gute Beste thun, denn sonst fehlt's zum Herbste überall und wir können zum Winter schnurren*) gehn. Der Weerth sieht nach nichts, und es kann auch Keiner jetzt so eigentlich deshalb knurren. Es ist eine schwere Zeit für ihn."

Da vernahm man ein leises Pfeifen, das sich in Zwischenräumen von wenig Secunden wiederholte. Gleich darauf trat Reimer Dulk hinter dem Knick hervor, und winkte dem Großknechte, der einen Geist zu sehen glaubte und nicht von der Stelle wollte. Aber endlich ging er und Reimer Dulk sagte rasch:

„Wir sind davon gekommen! Aber ich dachte wohl, daß hier andere Nachrichten wären. Darum eilte ich voraus und heimlich. Geh hinein zu dem Alten, Elfs, und sage, das abgerissene Vorland sei an die faste Wall**) getrieben und man habe Menschen darauf gesehen. Wenn er das gehört hat, sage weiter, ein Schiffer schwöre

*) Betteln.
**) Festland.

darauf, ein Kahn habe sich herangewagt und die Menschen wären sammt und sonders geborgen. Und wenn er das gehört, und Du siehst, daß er's ertragen kann, sage ihm Alles, und . . . . Geh, geh gleich, Elfs, sonst stehe ich nicht dafür, daß ich eher drinnen bin, als Du."

Der Großknecht ging, so schnell er nur vermochte und endloser Jubel ward bald im ganzen Hause gehört.

Als nach einer Stunde Reimer Dulk Alles zwei und drei Mal erzählt hatte, wie Dies und Jenes gekommen, wie dann die Telse und die Gredel eintraten und Alles in Seligkeit schwamm, da sprang Etheler von seinem Sitze und rief aus fröhlichem Herzen:

„Nun ist es gut und es soll lange dauern, ehe der Etheler die Unterlippe wieder hängen läßt! Summe Gott, Gredel, Ihr habt uns warm gemacht und ich möcht's nicht noch einmal erleben. Aber dafür hat's mir ein Gutes gethan. Die Leute haben immer viel Rühmens von mir gemacht, und ob ich's ihnen gleich verwiesen, habe ich's doch gern gehört und hielt mich für etwas gar Besonderes. Nun aber sehe ich ein, daß ich nicht um ein Haar besser, sondern eher schlechter bin, als die Uebrigen. Komm, Dirne, gieb mir 'nen Kuß. Dies sage ich Dir: Eines, was Dein Vater noch vor den Andern voraus hat, ist, daß er seine Schwäche einsieht, und gut zu machen gedenkt, was er dadurch verschuldet. Marten Dulk, ich sehe, Du hast ein Begehr darnach, mit Deinem Jungen zu plaudern, eben so ich mit meiner Dirne. Gehab' Dich wohl für kurze Zeit. Eine Stunde lang wollen wir Väter sein, wollen die Unsrigen hören, ihnen rathen und für sie sorgen; dann aber sind wir Gemeindeherren, und das Wort, was ich in meinem tiefsten Kummer zum Pfand gesetzt habe, das will ich einlösen."

Er ging mit seinem Mädel am Arm hinaus und schwatzte leichten Herzens mit ihr. Dann aber sagte er ernster:

„Es ist nun gut, Gredel. Das Lösegeld soll zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle sein, kein Weispfen-

nig soll daran fehlen; Alles ohne Lug und Hinterhalt. Das ist abgemacht, denn ich habe es gesagt und Du weißt, ich halte immer Wort. Aber nun, Dirne, kommt's an Dich und ich denke mir, des Etheler Tochter hat gelernt, die Wahrheit zu sprechen. Schon vorhin, aus den Reden des jungen Dulk habe ich mancherlei vernommen, das mir seltsam klang und Dein Rothwerden hat den Verdacht in mir gesteigert. Bist wieder unvorsichtig gewesen, Dirne!"

„Ich unvorsichtig, Vater?"

„Du. Was war das für eine Geschichte mit dem Singemeister? Adalbert heißt er, wenn ich nicht irre."

„Mit dem Singemeister?

„Komm, komm Dirne, gehe mir nicht um den Brei herum, sondern gerade zu, wie es eines Bauern Art ist."

„Was soll ich denn aber sagen?"

„Wer der Singemeister ist und was Du mit ihm vorgehabt, habe ich gefragt. Nun wirst Du wissen, was Du zu sagen hast."

„Weißt Du, Vater, was Du zu mir sagtest, als Du mich vom Heine-Viert fort und hierher schicktest?"

„Ich habe Manches zu Dir gesagt, wie es mir gerade um's Herz war. Paßt das auf meine Frage?"

„Du sagtest zu mir: Gredel, Du kommst in ein Haus, darin verkehren viele schmucke Bursche; sie sind Deines Gleichen und lieben den Grund und Boden, auf welchem sie geboren sind. Suche Dir einen davon aus, der mein Eidam werden soll. Wenn's auch der Sohn des ärmsten Mannes ist; er soll sich nicht fürchten und dreist um Dich anhalten; ich will ihn Dir geben, wenn er ein braver Mann ist. Das hast Du gesagt, Vater."

„Und nun?"

„Nun ist es so weit, Vater! Die Gredel ist ehrlich und treu, darum sagt sie geradezu: Ich habe einen Freier."

„Wer ist's?"

„Adalbert! Der liebe, gute, herzige Adalbert!"

„Der Singemeister?"

„Der sich mein Herz ersungen und mich mit seinen rührenden Weisen ganz umstrickt hat."

„Bist Du des Etheler Tochter?"

„Bin's. Darum rede ich geradezu und sage Dir mit aufrichtigem Herzen, ich liebe ihn so, daß ich nichts anders denken kann, Diesen und keinen Andern haben will, als ihn."

„Einen Singemeister? Einen fahrenden Gesellen, der nicht Hof und Heerd, nicht Vaterland und Familie hat? Der in ein Land einwandert, man weiß nicht woher? Der aus fremdem Becher trinkt, auf fremdem Stroh schläft und eines Tages spurlos fortgezogen ist, kein Mensch kann sagen, wohin? Und ein solcher Bursche soll mein Schwiegersohn werden? Pfui, helle Teufel, und nochmals Pfui!"

„Ich habe Dir gesagt, der Adalbert ist mein Freier. Rufst Du Pfui über ihn, so rufst Du es auch über mich. Glaubst, ich hätte mir zum künftigen Eheherrn ein Mannsbild ausgesucht, wie Du es mir hinmalst? Nein, Vater, Du denkst nicht so schlecht von Deinem Gredel, und wenn Du es thätest .... Sieh, Vater! Ich habe Dich, Gott weiß es, rechtschaffen lieb und was ich dann thun müßte, das könnte mir vielleicht das Leben kosten; aber das schadet nicht. Ich bin darin ganz wie Du gesonnen, und wenn Du meine Liebe zu dem Manne, den ich mir ausgesucht, schimpfirst, so kann ich kein Herz mehr zu Dir haben und es wird mir sein, als ob Du gestorben bist, wenn ich Dich auch lebend vor mir herumgehen sehe. Das mußte ich Dir sagen und nun kann ich vor Thränen nicht weiter sprechen."

Etheler blieb still. Sein Stolz war in einem heftigen Kampfe mit der unbesiegbaren Liebe zu seiner Tochter begriffen; er fühlte, daß jener Augenblick immer näher rücke, wo er ihrer stummen Bitte nicht länger widerstehen könne, und doch schnitt es ihm tief in die Brust, daß er, dem der Angesehenste im Lande kaum gut genug zum Eidam gewesen, nun zu einem Singemeister herabsteigen und sich

wohl gar noch freuen sollte, wenn dieser so gut wäre, ihm sein Kind abzunehmen. Darum war es ihm willkommen, daß die Telse erschien, unter deren Schutz er seine Tochter abgesendet hatte und mit der ganzen Kraft seines Zornes wandte er sich an diese:

„Das habe ich nun davon, Dich zur Hüterin meiner Tochter bestellt zu haben! Statt ihr zu sein an Mutterstatt und sie zu warnen, daß sie nichts Ungebührliches thue, hast Du nicht einmal nach ihrem Treiben hingesehen, oder wohl gar die Hand dazu geboten. Rede, Du unnütze Magd."

„Was scheltet Ihr mich?" entgegnete Telse rasch. „Bedenkt Euere Rede, Ohm, und laßt mich nicht glauben, daß Ihr Euern Groll an mir auslassen wollt, weil Ihr sonst nicht wißt, wohin damit. Die Schritte und Tritte Eures Gredels kann ich wohl bewachen, ob sich's gleich nicht schickt, denn ein so kluges Geschöpf muß von selbst wissen, was sie thun darf; aber wenn ich gar ihre Gedanken errathen und erspähen soll, welcherlei Gelüste in ihrem Herzen sich regen, so könnt Ihr das wohl vom lieben Gott fordern, aber nicht von einem Menschen, er sei, wer er immer sei."

„Du führst stets das große Wort, Dirne."

„Ich darf's, denn Ihr wollt mir Unrecht thun und das leide ich nicht."

Etheler wollte sich erboßen, darum hob er die Hand wie dräuend und rief mit starker Stimme:

„Ich befehle Dir, daß Du schweigst."

„Aber ich bin hierher gekommen, zu reden und ich will es auch, denn es muß sein," entgegnete sie unerschrocken. „Ich habe nur zu bald gesehen, was sich zwischen der Gredel und dem Adalbert begeben würde und habe gleich bedacht, es würde Euch nicht recht sein, darum stellte ich sie zur Rede. Aber das Liebesfeuer brannte schneller, als die Flachsfäden um meine Finger. Als ich nun mit mir selbst grollte darüber, daß Alles so kam, und ich nichts thun konnte, zu verhindern, was auch

mir nicht recht schien, da geschah es, daß der liebe Gott ein Einsehen hatte, und sich in's Mittel legte."

„Was wird da herauskommen?"

„Höret, Ohm Etheler! Der liebe Gott hat's so in der Art — und darum ist er eben der liebe Gott — wenn wir Alle nicht mehr wissen, wo aus, noch ein, dann kommt er und bringt's zu Ende, ehe man es sich versieht, und so geschah es auch jetzt. — Seht, Euere Tochter ist still beiseite gegangen und das ist mir lieb, denn fast hätte ich mich geschrömt*), weiter zu sprechen, wenn sie dabei stund. Der Adalbert ist ein Mann, wie man selten einen sieht, und Herz und Sinn ist bei ihm auf dem rechten Fleck. Mag sein, daß er weder Geld noch Gut hat. Darauf kann's Euch nicht ankommen. Sonst aber ist da nichts im Wege, ich weiß das seit dreien Tagen."

„Und was weißt Du?"

„Wißt Ihr die Geschichte des Marten Dulk? Ihr müßt sie wissen, denn Ihr seid sein Gastfreund."

„Ich weiß sie. Ich allein in ganz Ditmarschen weiß genau von Allem Bescheid."

„Und ich weiß nur so viel, als ich von meinem Freier erfahren habe, der selbst von dem Leben seines Vaters nicht viel weiß. Aber von der Tochter des alten Dulk habe ich erfahren . . . ."

Etheler unterbrach sie heftig: „Unglückskind! Welche vergessene Geschichten bringst Du an's Licht?"

„Ich nicht. Es war Gottes Finger. In jener furchtbaren Nacht, als uns das Haus über'm Kopf brannte und der Sturm uns nach der See zuschob, offenbarte sich's vor Aller Augen. Maria Dulk ist seine Mutter."

„Des Singemeisters?"

Etheler war so überrascht, daß er nicht Worte zu finden vermochte. Telse fuhr fort:

„Es ist so gewiß, als die Sterne am Himmel stehen,

*) Gefürchtet.

das soll Euch klar werden, wenn Mutter und Sohn ihres Gefängnisses ledig sind. Wenn Ihr hättet sehen können, wie sich die Beiden ansahen. Zwei liebe Englein können sich nicht mehr bewritten*), als sie es thaten, und es ging doch kein Wort über ihre Lippen. Hört, Ohm! Denkt darüber nach. Ihr wißt nun, wer der Mann ist, der Euer Eidam zu werden begehrt und wohin er gehört. Ihr seid der Gastfreund Marten Dulks und wißt, woher er stammt; denn daß er nun und nimmer auf Ditmarscher Erde und hinter dem Pfluge geboren ist . . ."

„Plagt der Teufel die Dirne, daß sie in solcher Weise spricht von Dingen, die wie brennender Zunder sind auf einem Strohdache? Kannst nicht Deine Zunge im Zaum halten?"

„Wir sind allein, Ohm, und ich soll Sohnesweib werden hier im Hause. Meint Ihr, daß ich den Vater in's Gerede zu bringen gedenke? Aber ich muß für das Gredel sprechen, denn sie hat keine Mutter mehr und Ihr wollt ihr durch den Sinn fahren. Forschet weiter nach, und brecht nicht das Herz Eures Kindes, oder macht gar, daß sie von Euch fort und zu den frommen Frauen nach Itzehoe zu wallfahrten begehrt. Weiter kann ich Euch nichts sagen."

Sie ging, den Ohm mit seinen Gedanken allein lassend, in das Innere des Hauses, wo Marten Dulk mit seinem Sohne im geheimen Gespräche verweilte.

„Das also ist's!" sprach Reimer Dulk nachdenklich. „Was ich im Volke mitunter hörte und für nichts nahm, als alten Weiberschnack, wornach kein Mensch hinhorchen müsse, das ist nun zur Wahrheit geworden."

„Ja, mein Sohn. Ich habe Dich in mein innerstes Gemüth schauen lassen und Dir das verborgenste Geheimniß meines Herzens offenbart. Nicht mit freiem Willen, denn es sollte Dir stets verborgen bleiben, aber Gott hat es so gefügt. Ich mußte reden, sollten Dir nicht alle

*) Sich selig begrüßen.

Verhältnisse ein Räthsel bleiben. Du weißt jetzt, wer Dein Vater ist . . . ."

„Es macht mich aber nicht glücklich. Was bin ich nun, Vater? Dies nicht und das nicht; weder Edelmann, noch Bauer."

„Doch, mein Sohn. Du bist ein Bauer ganz und gar; hast es nie anders gewußt, und begehrst es nicht anders."

„Nein! Gewiß und wahrhaftig nicht."

„So bleibe es und was ich Dir sagte, sei wie ein schwerer Traum, der mit dem anbrechenden Morgen in Nichts verfliegt. So erfüllt sich auch der Wunsch Deiner Mutter. Als ich hierherkam, um meine ganze Vergangenheit in diesen Wäldern und Morästen zu begraben, fühlte ich auch die Verpflichtung in mir, ganz und gar wie ein Bauersmann zu leben. Ich fand eine rechtschaffene Magd, die ich gut leiden konnte, und machte sie zu meinem Weibe. Es kam ihr wohl manchmal ein Zweifel an, ob ich auch wirklich ihres Gleichen sei, aber sie ging nie recht mit der Sprache heraus. Lange habe ich sie nicht gehabt. Als sie im Sterben lag, fragte sie mich mit matter Stimme: „Marten Dulk, ich trete nun vor Gott, und vor Ihm ist Wahrheit. Sage mir aufrichtig, bist Du gewiß nichts als ein Bauersmann?" Da vermochte ich es nicht länger, sie zu täuschen und sagte Alles. Und sie antwortete: „Das wußte ich aus dem Wesen Deiner Tochter, worin nichts steckt, was einer Bauerndirne ähnlich ist. Was mit ihr geschehen wird, das ist Deine Sache, Du bist ihr Vater. Aber, ich sage Dir, nimm Dich zusammen, sonst wächst sie Dir zu Kopfe. Der Junge aber ist mein und Du mußt mir geloben, nie etwas anderes aus ihm zu machen, als was er ist, ein Bauer." Das habe ich ihr versprochen und ich meine, daß ich Wort gehalten habe."

„Das hast Du, Vater und es soll ihr fernerhin Wort gehalten werden, denn ich spüre nichts von einem Junkherrn in mir und fühle mich auf meiner Hofstelle am wohlsten. Was die Maria anlangt . . . ."

„Sie wird Deines Beistandes nicht lange mehr bedürfen. Mir habe ich den Vorwurf zu machen, daß ich nicht strenge genug war, und ihren hochfahrenden Sinn nicht frühe beugte, den sie von ihrer Mutter erbte und ihre Abkunft nicht verleugnen wollte. So ist sie geblieben wie ein schwankend Rohr im Winde, und ihr Leben ist nichts als ein steter Zweifel. Das reibt sie auf und wenn sie nun noch mit ihrem unseligen Verführer zusammentraf, so wird ihr Herz bald brechen. Vielleicht daß wir gemeinschaftlich die große Reise in das Jenseits antreten, wo keine Täuschung und kein Trug mehr möglich ist. Das gebe uns Gott, mir und meiner unglücklichen Maria."

„Vater! Thue das nicht! Du wühlest in Dein eigen Fleisch hinein."

„Laß mich nur, mein Sohn. Es liegt eine Wollust darin, den eigenen Schmerz aus seinem dumpfen Brüten aufzustacheln. Zu was mich schonen? Mir ist doch erst recht wohl, wenn ich zehn Fuß tief in der Erde liege."

Reimer Dulk stand erschüttert. Unvermögend, etwas zu erwiedern, zerdrückte er eine Thräne, die sich aus seinen Augen drängte: Er fühlte nur zu wohl, daß der Vater Recht hatte.

„Noch ein Wort in dieser Angelegenheit, mein Sohn; das letzte. Und dann soll von ihr nie wieder die Rede zwischen uns sein. Wenn Deine Schwester hierher zurückkehrt, lasse sie nie fühlen . . . ."

Der Jüngling unterbrach den Vater rasch: „Lasse Dich das nicht ängstigen. Ich habe die Maria stets lieb gehabt, aber jetzt, wo ich ihr Unglück weiß, will ich sie doppelt lieb haben. Und wenn's Gottes Wille wäre, Vater, daß Du heute daran müßtest, könntest Du darum Deine Augen in Frieden schließen."

„Mein Sohn! Mein guter Sohn! Das ist wie ein Ehrenmann gesprochen und anders habe ich es nicht von Dir erwartet. Umarme mich, mein herzlieber Sohn, und

diese Angelegenheit ist nun ein für allemal unter uns abgethan."

Ein leises Schluchzen unterbrach die Stille. Telse war eingetreten. Der Vater erblickte sie und winkte ihr:

„Tritt näher, Kind. Du bist ein redlich Gemüth und ich danke Dir, daß Du meines Sohnes Weib werden willst, denn ich weiß, er wird es gut bei Dir haben. Traue Du auch auf ihn, er wird Dich nicht verlassen. Vor Gott und Eurem Gesippe seid Ihr verlobt; nehmt auch noch einmal den Segen Eures Vaters, der auf Euch ruhen wird, so wahr Ihr tugendhaft seid. Der Tag, der Euch für immer vereinigen soll, wird anbrechen. Erwartet ihn mit Geduld. Er muß früher oder später kommen."

„Er wird es auch, Vater. Und solltest Du ihn nicht erleben, dann wirst Du es vom Himmel aus gewahren, wie wir es mit diesen Tyrannen machen, die uns knechten wollen, weil sie sich für etwas Besseres . . . ."

Reimer Dulk hielt inne, weil er wohl fühlte, daß solche Worte den Vater hart berühren mußten. Der Alte aber sah ihn lächelnd an und sagte: „Warum stockst Du? Was der Mann denkt, das geziemt ihm, gerade herauszusagen, sonst ist er kein Mann. Thue, was Dir in Deinem Stande zu thun geziemt, und Du wirst das Rechte thun. Gott segne Euch, Kinder."

Da trat Etheler ein mit seiner Tochter an der Hand. „Hei, Bruder Dulk, da komme ich, wie es scheint, zur rechten Zeit, um noch einmal einem Verlöbniß beizuwohnen? Ihr seid wohl mit einem Male nicht zufrieden und meint, doppelt hält besser."

„Ich bestelle mein Haus, Bruder Etheler."

„Da hast Du Recht. Ein gewissenhafter Hausmann hat seinen Acker stets zur rechten Zeit bestellt, dann kann er auch zur rechten Zeit ärndten. Ich bin nun zwar eine Reihe von Jahren jünger, als Du, aber ich mache es eben so. Sieh', da ist mein närrisches Ding, die Gredel, die mir den Stuhl vor die Thüre setzt und sagt: Diesen,

Vater, oder Keinen! Und wenn ich nicht will, daß sie eine alte Jungfer werden soll, so muß ich ihr schon den Freier geben, den sie mir zum Eidam ausgesucht hat. Bruder Dulk, durch diese Heirath kommen wir aus der Gevatterschaft in die Sippschaft."

Er wollte weiter sprechen, aber Gredel machte sich vom Vater los und den alten Dulk in die Arme schließend, flüsterte sie:

„Euer Enkel ist's, den ich liebe und der mich wieder liebt. Wollt Ihr ihn mir zum Manne geben und soll ich Euer Enkelkind sein?"

Marten Dulk küßte sie innig und sagte: „Gott sei mit Dir und ihm und mache Euch glücklich bei einander. Ich vermag nur, Euch zu segnen, und das thue ich aus der Fülle meines Herzens."

„Damit ist's nicht abgemacht, Bruder Dulk!" rief Etheler in lauter Fröhlichkeit. „Erst müssen wir uns den Schwiegersohn von den friesischen Seeräubern loskaufen und dann kommt's an den Segen. Die Hochzeit aber geschieht nicht eher, bis das Land rein ist, denn auf diesen beschmutzten und schimpfirten Boden sollt Ihr mir den Fuß nicht zum Kirchgange setzen. Es ist gut, daß die Boten nach der Seekante*) abgegangen sind, desto eher können wir sehen, was daraus werden wird. Will meine Freude daran haben, zu sehen, wie der Singemeister sich ausnehmen wird als Wirthschafter auf dem Heine-Viert, denn müßig gehen wird er nicht wollen und sollen und damit ist das abgemacht."

In diesem Augenblicke begannen in der Nähe des Gehöftes Trompeten zu schmettern, daß es weit schallte, und die Freunde fast erschreckt wurden durch den unerwarteten Lärmen.

„Hei! Hei! Was will das bedeuten?" rief der Etheler überlaut. „Kommt die Hochzeitsmusik uns nun schon vor der Hochzeit, oder spuken irgend einem mallen

*) Meeresufer.

Vent*) Tollheiten im Kopfe herum? Hollah! Weiß Keiner, was das ist?"

Der Großknecht war eingetreten und sagte: „Die Trompeten des Böckelnburger sind es, die draußen den Lärmen vollführen. Es ist ein Herold, der durch das ganze Land trompetet und allerlei Teufeleien dazu kräht, die auf einem Stücke Pergament verzeichnet stehen. Aber ich wüßte schon, was man darauf antworten sollte."

Da schmetterten die Trompeten zum andern Male und zugleich vernahm man ein Durcheinander von Rufen, Schreien und Lärmen, wie es gewöhnlich ist, wo ein Volkshaufe anzuschwellen beginnt.

„Nun haben wir die zweite Ladung erhalten und es ziemt sich, daß wir hören, was Seiner Gestrengen, dem Grafen Rudolf beliebt, ehe er uns zum dritten Male mahnen läßt. Bruder Dulk, ich glaube, Dein Junge verzieht das Maul. Du bist im Unrecht, Bursche! Wenn ein Mann dem andern etwas zu verkünden hat und ihm deshalb einen Boten sendet, so muß der andere auch den Muth haben, diesen Boten zu hören, er bringe, was er wolle. Kommt, Leute, laßt uns gehen, damit wir hören, was es giebt."

Draußen auf der Forthe**) hielt auf hohem Rosse ein stattlicher Knappe des Grafen von Böckelnburg, angethan mit einem Gewande, darauf war zu schauen ein silberner Reiter im goldenen Felde, das uralte Wappen der Ditmarscher. Und dadurch, daß der Graf dies Wappen auf das Wamms seines Boten hatte anbringen lassen, gleichwie die Reichsherolde auf dem ihrigen den doppelköpfigen Adler zur Schau trugen, wollte er andeuten, daß er das Land Ditmarschen für ein ihm unterthäniges Land betrachte und von den Gerechtsamen der Bauern nichts wissen wolle. Das aber erbitterte diese aufs Aeußerste, und wo der Herold mit dem Wappen,

*) Toller Geselle.

**) Freier Platz im Dorfe, zu öffentlichen Versammlungen bestimmt. Es klingt fast, wie Forum.

sammt seinen Trompetern, die ihm zur Seite hielten, sich blicken ließ, wurde er verhöhnt, und das Volk erhob ein so lautes Geschrei, daß Keiner zu verstehen vermochte, was er gesagt.

Schon zwei Mal hatte er die Trompeten schmettern lassen und schon zwei Mal hatte der Herold seine Stimme erhoben, aber beide Male ließen ihn die Buben des Dorfes nicht zu Worte kommen. Die Alten, die nach und nach herzu traten, wehrten dem Lärmen nicht, sondern verstärkten denselben noch durch Scheltworte oder lautes Murren, denn es war Keiner da, dem es der Mühe werth schien, zu vernehmen, was der Graf verlange.

Mitten in dem allgemeinen Lärmen erschienen die beiden Achtundvierziger auf der Forthe, und ihre Gegenwart beruhigte die Tobenden für einen Augenblick. Etheler grüßte unbefangen nach allen Seiten, ermahnte zur Ruhe und ging dann dem Herold gerade entgegen:

„Wer seid Ihr, daß Ihr so stolz einher zieht, und zum Dorfe hinein trompetet, als wäre ein feindliches Heer auf Euern Fersen, das uns sammt und sonders den Garaus machen soll? Redet, Mann! Denn wir gehören zu den Achtundvierzigern des Landes und was diesem zu wissen gethan werden soll, das muß zuerst an uns kommen."

„Im Namen meines Herrn, des Grafen Rudolf von Böckelnburg verkündige ich hiermit, ehe ich noch ein Wort von der Botschaft spreche, womit er mich hierher gesandt hat, daß ich den Schimpf, den ich hier erfahren habe, nicht ungerächt ertragen, sondern Genugthuung dafür fordern und sie erhalten werde."

„Wenn Jemand lärmend und polternd, statt mit bescheidenem Gruße, in ein fremdes Haus tritt, so kann er sich nicht wundern, wenn er von dem Wirthe gebührend zurecht gesetzt wird. So ist Euch also nur Euer Recht geschehen."

„Ich komme nicht zu Euch als ein Besuchender, der

mit Euch trinken und kurzweilen will, sondern als der Abgesandte unseres gemeinschaftlichen Herrn . . . ."

„Bessert Euere Rede!" unterbrach ihn Etheler mit starker Stimme, „sonst stehe ich Euch für nichts ein. Der Ditmarscher erkennt keinen Herrn über sich und steht nur in einem Lehnsverhältniß zu dem Erzbischofe von Bremen. Was für Recht Ihr gegen uns in Anspruch nehmen und welcherlei Genugthuung Ihr von uns beitreiben wollt, das werden wir abwarten."

„Wollt Ihr dem gestrengen Grafen Rudolf, dem Erben Udo des Vierten, Grafen der nordischen Mark, sein geheiligtes Recht streitig machen, das er sich auf diesen Boden erworben hat, weil er sich denselben zinspflichtig machte? Seht Ihr nicht auf meiner Brust das Ditmarscher Wappen in Gold und Silber glänzen . . ."

„Sprecht nicht weiter, Herold, wenn Ihr wollt, daß man Euch ungestraft von dannen ziehen lassen soll. Was Euere Prahlereien betrifft, so hat der ehrbare Rath dieses Landes keine Antwort darauf und wird den Bescheid seiner Zeit ertheilen, ohne Euch zu bemühen. Nun aber gebt rasch von Euch, was Ihr zu sagen habt, sonst reißt uns die Geduld und wir lassen Euch rückwärts auf Euere Gäule festbinden und hetzen Euch als unwillkommene Ruhestörer mit den Hunden zum Karspel hinaus. Redet!"

„Redet! Redet!"

Der Herold erhob sich im Sattel und rief überlaut: „Im Namen des Grafen . . . ."

Etheler unterbrach ihn: „Wenn Ihr im Namen des Grafen Rudolf reden wollt, so müßt Ihr dazu von ihm bevollmächtigt sein. Kennt Ihr Euere Pflicht so wenig, daß Ihr vor den Mitgliedern des Rathes in des Grafen Namen zu sprechen beginnt, bevor Ihr noch Euere Vollmacht gezeigt habt? Zeigt sie vor, Herold, damit wir überzeugt werden, daß Ihr wirklich von dem Grafen bevollmächtigt seid, statt seiner mit uns zu reden."

Das Blut stieg dem Herold zu Kopf und er hätte diese Aufforderung des Bauern gern mit einem Schwerdt-

schlage beantwortet, aber er entsann sich noch zur rechten Zeit, daß ein besonnenes Nachgeben das Klügste sei, und zog mit finsterm Schweigen ein Blatt aus seinem Gürtel, das er Etheler darreichte.

Dieser las und gab es dann zurück: „Das genügt. Sagt nun, was Ihr uns zu sagen habt."

Der Herold begann: „Im Namen des Grafen Rudolf, erzbischöflichen Voigt in diesem Lande Ditmarschen, erkläre ich, was folgt: Obgleich im vollständigen Rechte, alljährlich ein Mal, und zwar zur Zeit des Sillmondes *) den üblichen Korn-Zehnten im Lande zu erheben, hat der gnädigste Graf doch, aus väterlicher Liebe und in Anbetracht der Umstände im verflossenen Jahre von diesem Rechte nicht Gebrauch gemacht, und die Ablieferung des Hartkorns von den Hausleuten nicht verlangt, sondern vielmehr den dringenden Bitten nachgegeben, diese Steuer nicht einzutreiben, sintemal durch traurigen Mißwachs ein großes Unglück über das Land hereingebrochen und jeder Hausvater nur mit genauer Noth soviel hat ärndten können, als dringend nöthig gewesen, um sich und den Seinigen das Leben zu fristen. Wenn nun der Graf mit Eintreibung des Zehnten im vollen Rechte war, und Keiner ihn daran hätte hindern können, so hat er doch aus großmüthigem Herzen sich entschlossen, der Hungernden sich zu erbarmen . . . ."

Ein tobender Lärmen unterbrach den Herold bei diesen kränkenden Worten und drohende Fäuste erhoben sich in der Menge; aber Etheler und Marten Dulk geboten Ruhe und winkten dem Herold zu, weiter zu reden.

„Ja!" rief dieser und focht mit den Armen durch die Luft. „Ja! Der Graf hat Euch den Erlaß gewährt aus Barmherzigkeit und hat sich dadurch sein eigenes gutes Recht verkürzt. Aber es ist nicht damit gemeint gewesen, daß es für immer Euch geschenkt wäre, sondern Ihr solltet es später nachzahlen. Das aber haben die

*) September.

Gemeinden nicht gethan, und wenn man sie an ihre Pflicht gemahnt, sind sie trotzig geworden und unterließen, ihre Schuldigkeit zu thun. So ist nun die Langmuth des Grafen erschöpft und dies ist sein letztes Wort, das er Euch durch mich verkündigen läßt: Volk von Ditmarschen! Sammle Deine Vorräthe und fülle Deine Säcke mit Hartkorn, nimm Deinen Weg zur Böckelnburg und thue, was Deine Pflicht ist, denn wenn Du jetzt noch säumst, wenn nicht binnen hier und acht Tagen jede Schuld getilgt ist, so soll den Säumigen die gerechte Strafe treffen. Der Graf wird bewaffnete Söldner schicken, es wird bei Euch Einlager gehalten und der Eine ist für den Andern verantwortlich, bis Alles beigetrieben worden. Dies ist gesprochen im Namen des Grafen Rudolf von Ditmarschen und habt Ihr Euch sammt und sonders darnach zu achten."

Auf seinen Wink schmetterten die Trompeten, aber wie laut sie auch erklangen, wurden sie doch von dem tobenden Lärmen des Volkes übertäubt, das seinem gerechten Unwillen Luft machte, den Herold sammt den Trompetern umringte und sie von ihren Pferden zu reißen drohte.

„Halt!" rief Etheler mit seiner Donnerstimme. „Seid Ihr wie das wilde Gethier des Waldes, das nichts weiß von Gesetz und Vernunft sonderu Allem, was ihm in den Weg tritt, die Zähne zeigt. Ich will's Euch eintränken. Herold! Die Ditmarscher des hiesigen Karspels haben Deine Botschaft gehört und Du kannst ruhig Deines Weges reiten. Wenn Du aber heimkehrst, so sage dem Grafen Rudolf . . . Ditmarscher! Darf ich in Euerm Namen antworten?"

„Ja! Ja!" war die hundertstimmige Antwort.

„Sage Deinem Gebieter, Herold, daß wir seinen Ruf vernommen hätten und daß demselben Folge geleistet werden soll. Es soll ihm sein Recht werden, und ich selbst will mich an die Spitze Derer stellen, welche auf die Burg kommen. — Murre nicht, Volk! Du hast mich

zu Deinem Sprecher bestellt und sollst mich nun auch gewähren lassen. Die alte Schuld zwischen uns und dem Grafen wird abgethan, damit wir Raum zu einer neuen gewinnen. — Und nun Du das vernommen hast, Herold, wende Dein Pferd und suche den Heimweg, denn hier ist jetzt Deines Bleibens nicht länger."

Mit hellem Zorn im Herzen, aber der Uebermacht weichend, biß sich der Herold in die bleichen Lippen und ritt sammt seinen Begleitern durch die nur langsam zurückweichende Menge. Ueberall begegneten ihnen drohende Blicke, aber Keiner erhob seine Hand, kein Mund öffnete sich, sie zogen ungefährdet von dannen. Alle standen unter dem Bann des Etheler. Dieser seltsame Mann leitete sie wie an unsichtbaren Fäden.

Zehntes Kapitel.

Der Zögling.

Der Narr jagte sich auf dem Schloßhofe mit der Elster des Grafen herum. Bald stieg der Vogel in die Höhe, bald schoß er fast senkrecht zur Erde, ohne daß ihm beizukommen war. Dann setzte er sich platt auf den Boden, plapperte und schnatterte, gleich als ob er sich über seinen Verfolger lustig mache und wenn dieser mit seiner Kappe nach ihm warf, schlug er lustig mit seinen Flügeln und flog krächzend eine Strecke weiter. Als endlich der Narr, des vergeblichen Rennens müde, keuchend inne hielt, und der Vogel seines Verfolgers eine Weile umsonst geharret hatte, flog er zu diesem zurück und setzte sich auf dessen Schulter.

„Meiner Treu, Claas," schwatzte der Narr, „Du machst mir das Leben sauer und lohnst mir die Mühe, Dich für Deine Ergötzlichkeiten mit kleinen zierlichen Mäusen und anderm Gethier zu versorgen, gar kläglich. Wer bringt Dir denn Erziehung bei, wenn ich es nicht thue?

Sperre nicht den Schnabel so weit auf, Bestie, und schone Deine Kehle, denn ich will Dir Weisheit predigen. Laß mich in Deine Augen sehen, ob wirklich der Teufel aus ihnen herausschaut, wie unser frommer Pförtner sagt, der dort gemüthlich unter dem Baume liegt und schnarcht. Es sitzt etwas von einem Satan in Dir, Claas, und unser Graf hätte etwas Gescheuteres thun können, als Dich aus dem Walde lebend heimbringen und an seine Person gewöhnen, so daß Du immer hinter ihm drein mußt, als wärst Du sein Schatten. Mich gemahnt's oft, wie Spitzbüberei und ich möchte den Herrn lieber schattenlos sehen, als von Deinen Flügeln beschattet. Manchmal zuckt's mir durch die Finger und ich könnte Dich dann würgen mit kaltem Blute, denn es ahnt mir, wenn Du am Leben bleibst, vollführst Du noch eine heillose Teufelei, die uns an Kopf und Kragen geht."

„Hartwig! Spitzbub!" schrie der Vogel.

„Ja, da hast Du recht!" entgegnete der Narr, die Hände faltend. „Manchmal kriegst Du den gescheuten Einfall, eines von Deinen aufgeschnappten Worten zur rechten Zeit herzuschnabeln. Schütze Gott die gesammte Christenheit vor einem solchen Hirten. Der bringt sie auf eine Weide, von der sie nimmer mit heiler Haut davon kommt, und das Schaaf, das unter seiner Scheere strampelt, verliert nicht nur die Wolle, sondern auch das Fell. Ihm ist's nicht genug, die Alten aus dem Wege zu bringen, um sich mit seinen Genossen an die volle Tafel zu setzen, und zu schwelgen, während Jene darben; er richtet auch noch die unschuldigen Kindlein ab, daß sie in seinen Fußstapfen wandeln und wenn er gesättigt ist, dem Verschmachtenden vor der Nase die letzten Brocken hinunter zu schlingen."

Der Narr hatte bei diesen Worten so derbe nach dem Vogel gefaßt, daß dieser laut aufkrächzte und ihn mit dem Schnabel nach den Fingern hackte, daß Blut darnach floß. Ergrimmt darüber, faßte der Narr die Kappe, und wollte damit den Vogel schlagen, als er sei-

nen Arm gehalten fühlte und eine liebliche Stimme sagen hörte:

„Ein Gerechter erbarmet sich seines Viehes."

„Hol' der Teufel dies Gethier, welches weniger ist, als ein Vieh, und obenein ist es nicht das meinige!" entgegnete Jener unwirsch. „Was hältst Du meinen Arm auf? Nun flattert der Unhold ungest[illegible]t davon, ich aber hätte ihn in meiner Wuth vielleicht erschlagen, und das wäre für Manchen ein Heil gewesen."

Es war eine jugendliche Gestalt, welche die Mitte zwischen dem Knaben- und dem Jünglingsalter hielt, die vor dem Narren stand und seinen Arm gehalten hatte:

„Ich habe Dich oft beobachtet, mein Freund. Du bist klüger, als Du scheinen willst und hast mitunter recht gute Gedanken. Manchmal aber bist Du herzlich einfältig."

„Das kann Dir wohl nie passiren?" entgegnete der Narr mürrisch.

„Wenigstens predige ich es nicht von den Dächern, wenn es geschieht," antwortete der junge Mann, der mit dem Gewande eines Laienbruders bekleidet war. „Hätte mein hoher Meister gehört, wie Du vorhin von ihm gesprochen, oder könnte ich es über's Herz bringen, ihm davon zu sagen, es würde Dir schlimm gehen."

„Ihr könnt mich nicht höher hängen, als der Baum ist, und ich mache mir nichts daraus."

„Du bist gerade heraus und das liebe ich, darum wollte ich auch nicht, daß Dir etwas Uebles geschähe. Emanuel heiße ich, und der Frieden des Herrn ruht in mir. Möchte er auch von mir ausgehen und in Denen wohnen, die seiner bedürfen. Möchten die Thoren vorsichtig wandern in ihrer Albernheit, damit sie die Leuchte erkennen, die über dem Abgrund hängt, statt in ihrem Wahn in denselben zu taumeln und zu zerschellen."

„Wenn ich zerschellen will, geht es Keinen etwas an. Ehe es aber geschieht, will ich auf dem Wege, den ich bis zum Sturz in die Tiefe noch zurückzulegen habe, so

viel Schabernack üben, daß Allen, die ihn hören und sehen, die Augen übergehen sollen."

„Ich kenne die Welt wenig, und was ich von ihr sah, machte mich nicht begierig nach ihr," sprach Emanuel. „Klein ist die Zahl der Menschen, die sich um mein einsames Dasein kümmerten, und dadurch den Trieb der Dankbarkeit in meine Seele pflanzten. Der ehrwürdige Pater Hartwig gehört zu diesen Wenigen. Er hat mich als eine arme Waise mildthätig aufgenommen und seine Wege geführt. Ich muß also wohl von wahrem Mitleid erfüllt sein, daß ich die Schmähungen, die Du gegen meinen Wohlthäter ausgestoßen hast, mit dem Mantel der Liebe bedecke."

„Ich bin ein dummer Narr und weiter nichts. Was kann ein Dummer auf so feine Reden erwiedern?"

„Du bist vielmehr klug, ja allzuklug!" entgegnete Emanuel mit seltsamem Ernste. „Die Klugheit aber, sagt mein frommer Lehrer, die in der Gewandung des Narren umhergeht, ist die gefährlichste von allen. Darum gebe ich Dir, dem Rathe im Rathe der Narren, wohl zu bedenken, ob es schlimm gethan sei, nicht zu prahlen mit den geistigen Waffen, die zu führen immer verderblich ist, sondern sie weit weg zu werfen, sich an die Brust zu schlagen und zu seufzen: Gott sei mir Sünder gnädig."

Emanuel ging vorüber. Sein Gesicht blickte jugendlich-heiter und zeigte keine Spur von dem, was er eben gesagt und was verrieth, wie weit sein Geist über seine Jahre hinausgeeilt war. Der Pförtner aber, der, aus seinem Schlafe erwacht, die letzten Worte gehört hatte, seufzte andächtig und sagte, die Hände faltend:

„Ach, was ist doch dies für ein holdselig Kindlein und wie weit sperrt man Thor und Thüre auf, wenn es seinen Einzug zu halten begehrt. Ist's nicht traurig, daß ein solcher Geck gewürdigt wird, dergleichen salbungsvolle Reden zu vernehmen, und ich, der ich nach sothaner Erquickung lechze, muß mich mit den letzten wenigen Tro-

pfen begnügen, die von dem Kelche der Gnade herabträufeln."

„Das geschieht mit großem Bedachte, mein Junge!" sagte der Narr mit spöttischem Lachen. „Das ehrliche junge Blut will nicht, daß Du von einem Rausche in den andern fallen sollst, sintemalen der erste, den Du Dir unter jenem Baume heimlich angetrunken hast, noch nicht verflogen ist."

Er zeigte dabei auf eine große hölzerne Kanne, die unfern des Baumes stand, unter welchem er den Pförtner vorher schlafend gefunden hatte, und dieser, verdrießlich, sich auf solche Weise ertappt zu sehen, stieß gegen den Narren, der stets ein Dorn in seinem Auge war, heftige Drohungen aus.

„Schone Deine Kehle!" sprach dieser kurz und schlenderte weiter. „Ich habe in diesem Augenblicke zu denken vollauf und mag Dir nicht Rede stehen." Er ging nach dem entlegensten Theile des Schloßhofes und setzte sich unter einen Mauervorsprung, an welchen sich Epheu und andere Schlingpflanzen emporrankten und eine natürliche Laube bildeten.

„Wenn ich es je gefühlt habe, daß diese Kappe, obgleich sie nur von leichter Wolle ist, schwerer drückt, als ein Hut von Eisen, so ist's in diesem Augenblicke. Herr Gott, wie kannst Du es zulassen, daß ein Geschöpf wie ich weiter sieht, als die Verständigen, und dann unthätig bleiben muß? Wäre besser gewesen, ich hätte diese Mauern nie gesehen und mein Herz hinge nicht mit solcher albernen Liebe an dem Grafen, der mir nichts dafür wieder giebt, als mitunter ein gnädiges Lächeln und wieder mitunter einen Schlag mit der Hetzpeitsche. Es ist ein trübselig Leben, wenn der vernünftige Mensch den Narren des Unvernünftigen spielen muß, und es wäre kein Wunder, wenn man sich davon hülfe."

Er blieb stumm und machte ein so trübselig Gesicht, daß man glauben sollte, es könne nie wieder ein fröhlich Lachen darauf gesehen werden, und wenn der Pförtner,

der so viel von diesem losen Maule erdulden mußte, jetzt des Weges gekommen wäre, er hätte leichtes Spiel mit seinem Gegner gehabt.

Allmählig kamen die Abendnebel herauf gezogen und hüllten die Gegend in den luftigen Schleier der Dämmerung. Der Graf war nicht daheim, die Gräfin lag unwohl in ihrem innersten Kämmerlein und in der ganzen Böckelnburg herrschte eine tiefe Stille.

Nur in dem Gemache des Paters Hartwig brannten die Kerzen, und er selbst saß hinter einem Folianten, worin er eifrig zu lesen schien. Ihm gegenüber saß Emanuel, der emsig auf ein Pergamentblatt verschiedene Kreise und Striche zog und diese einzeln mit Zahlen und Buchstaben bezeichnete. Als er geendet, legte er es dem Pater leise hin und wartete, bis dieser sein Werk sorgfältig geprüft hatte.

„Recht brav, Emanuel. Ich sehe, daß Du, wie in andern weltlichen Dingen, so auch in der Wissenschaft der Mathematik gute Fortschritte gemacht hast. Deine Lehrer haben sich keine Mühe verdrießen lassen, Deinen Geist zu bilden und Du bist ihnen dafür Dank schuldig. Mich verlangt nach Musik, nimm Deine Flöte."

Emanuel that, wie ihm geheißen und entlockte dem Instrumente Töne des zartesten Wohllauts. Der Pater schien denselben andächtig zu lauschen. Endlich winkte er mit der Hand:

„Es liegt etwas wie Sphärenklang in dieser Musik," sagte er mit ungewohnter Sanftheit. „Sie macht einen erhebenden Eindruck auf das menschliche Gemüth und trägt es über die Wirren des Lebens. Fühlst Du das, Knabe?"

„Ja, Hochwürdiger! Wenn ich die Flöte nehmen und spielen darf, bin ich über Alles glücklich."

„Lege sie weg!" sagte der Pater streng. „Alles, woran der Mensch mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit hängt, ist Sünde."

Emanuel gehorchte. Es blieb still im Gemache.

„Der Himmel hat Dir manche schöne Gaben verliehen, mein Sohn," fuhr der Pater nach einer Pause fort. „Wenn Du in der großen Welt, an dem Hofe des Kaisers damit erschienst, Du würdest dadurch zu Ruhm und Ehren gelangen. Was willst Du in der dumpfen Klosterzelle? Tritt mit der ganzen Kraft und Fülle Deiner Jugend hinaus in das blühende Leben. Du giebst ihm, was Du hast und es bietet Dir Ersatz für Deine Gaben. Das Dasein in unseren einsamen Zellen ist trübe; es treibt keine Blüthen und Früchte. Draußen ist heiterer Sonnenschein, wandere mit seinem erquickenden Strahl."

„Hochwürdiger, ich begehre nicht die Freuden und Ehren der Welt, die uns nur mit buntem Schein verlocken und am Ende uns doch betrügen; ich begehre nichts als den Frieden einer Zelle; mir genügt der bescheidene Bann des Klosters und ich werde schon hienieden selig sein, wenn es mir vergönnt bleibt, in stiller Verborgenheit, von allen Menschen abgeschieden, zu Gottes Ehren der Kirche heiligen Dienst zu üben."

„Knabe, Du lügst!"

„Ach, Hochwürdiger . . . ."

„Du lügst, sage ich Dir. Dein ganzes Leben liegt klar vor mir. Du hast in kurzer Zeit gelernt, was man Dich lehrte. Das zeugt von einem offnen Kopfe. Du hast mit Eifer Tag und Nacht gearbeitet, bis Du alle Deine Mitschüler überboteſt und wenn Du deshalb Lobsprüche erhieltest, spielte das Lächeln des Ehrgeizes um Deine Lippen. Du bist über die Schranken hinausgegangen, die Deine Lehrer Dir gezogen haben, und was sie von Dir verlangen, hast Du hinter ihrem Rücken, in der Stille der Nacht, aus Büchern und Pergamenten entwendet. Das thut nicht die stille, zufriedene Seele, die nur von Gott erfüllt und glücklich ist, wenn sie ihm in der Einfalt des Herzens dienen kann."

„Weh mir armen Knaben!" entgegnete Emanuel. „Warum scheltet Ihr mich so sehr? Wie liegt Euere strafende Hand schwer auf meinem Haupte."

„Ich schelte Dich nicht; ich strafe Dich nicht; ich sage Dir nur, was in Deinem geheimsten Innern vorgeht. Du sollst Deine Freiheit wieder haben. Geh', mein Sohn."

„Nimmer! Nimmer!" bat er und drückte die Hand des Paters an seine Lippen. „Ich will Euch nicht verlassen."

„Du wolltest also einen Willen haben? Wolltest nach eigenem Ermessen handeln und doch ein Priester sein? Dummkopf!"

„Nur dies Eine erlaßt mir; in allem Andern bin ich stumm, taub und blind."

„Die Nebel, die aus der Tiefe des See's aufsteigen und durch das Fenster dringen, machen mich schauern," sagte Hartwig. „Mein alter Fieberzustand ist im Anzuge. Schließe das Fenster und mache ein Feuer im Kamin."

Der Knabe that, wie ihm geheißen ward, schnell und geräuschlos. Bald schlug die prasselnde Flamme empor. Der Pater folgte allen Bewegungen des Jünglings. „Bis jetzt hat er meinen Erwartungen entsprochen," sprach er leise vor sich hin. „Die letzte Probe sei jetzt versucht."

„Befehlt Ihr, daß ich mit meinen Arbeiten weiter fortfahren soll?" fragte Emanuel demüthig.

„Einen Augenblick, mein Sohn. Diese Berechnung ist Dir gut gelungen und die Figuren sind richtig gezeichnet. Wer das Blatt genau ansieht, und die kalte Ueberlegung erwägt, die dazu gehört, sollte nicht glauben, daß ihr Verfertiger so viel Phantasie besäße, ein Bild zu malen, wie dies; die Farben glänzen, die Blumen haben Leben. Und dazu bist Du ein Kenner der griechischen und römischen Sprache und hast vielfache andere Kenntnisse Dir erworben, Deines Flötenspiels nicht zu gedenken. Knabe! Willst Du mich glauben machen, Du achtetest alle diese Gaben für nichts? Antworte!"

Der Pater sah den Knaben fest an. Dieser ward blutroth und neigte sein Haupt. Aber gleich darauf er-

hob er es und sagte mit Entschlossenheit: „Ja, ich liebe sie; aber nicht als Theile meines Selbst, sondern als die Stufen, worauf ich zur Herrschaft emporsteige."

„Und welche ist die wahre Herrschaft?" fragte der Pater, ihn scharf beobachtend.

„Die Herrschaft des Priesters über den Laien!" sprach Emanuel ruhig.

Es blieb einen Augenblick still in dem Gemache.

„Dies Wort läßt mich etwas erwarten," begann Hartwig. „Ich hoffe, daß man auf Dich bauen kann und Du verdienst, einen Blick in die heiligsten Geheimnisse unseres Standes zu thun. Ich sage unseres Standes, Emanuel, denn ich zähle Dich jetzt zu den Unsrigen. Sieh' diese Blätter. Nach langem Nachdenken habe ich sie zu Stande gebracht; die Mysterien der Priesterschaft sind darauf verzeichnet. So viele Blätter, so viele Staffeln zur Herrschaft. Siehe zu, ob Du im Stande bist, sie zu erklimmen."

Emanuel setzte sich, während Hartwig seitwärts trat und den Lesenden genau beobachtete. Der Knabe verschlang die Worte mit den Augen, kaum konnte er die Zeit abwarten, von dem einen Blatt auf das andere zu überspringen; noch fesselte ihn das erste, und doch sehnte er sich nach dem Inhalt des zweiten.

Jetzt hatte er geendet, und erhob sich rasch, die Blätter krampfhaft gegen die Brust gedrückt; aus seinen Augen brannte eine wilde, fast unheimliche Gluth.

„Bist Du geblendet?" fragte Hartwig.

„Nicht geblendet! Ich sehe!"

„Du siehst? Siehst Alles und doch Eines nicht. Du Thor, der Du im Lichte zu wandeln glaubst und Dein Pfad ist eitel Finsterniß. Alles hast Du begriffen, nur dies nicht, daß ein Priester keinen Willen haben darf. Armseliges Geschöpf, ich verachte Dich. Wenn ich Dich aus Mitleid zu mir empor hob, so stürze ich Dich dafür desto tiefer herab. Lege die Blätter auf den Tisch; denke nie wieder daran; ihr Inhalt sei auf ewig von der Tafel Deines Gedächtnisses gelöscht."

„Ich habe sie schon vergessen!" stammelte Emanuel und zog sich zurück.

„Du willst dem Herrn dienen Dein Lebelang? Ja, Du sollst ihm dienen, aber nicht, wie Du es Dir gedacht hast, sondern in der Knechtschaft und Erniedrigung. Ein langer und beschwerlicher Laiendienst soll Dir werden, und wenn Dir das Gewand des Priesters endlich nicht mehr vorzuenthalten ist, so giebt es Pflichten genug, die man Dir auflegen kann, um Deinen starren Hochmuth zu brechen. Halte Dich bereit, morgen mit dem Frühesten an den Ort Deiner Bestimmung aufzubrechen."

„Ich bin bereit, Hochwürdiger."

„Der Priester, der dem Herrn dienen wird, braucht nicht die Schätze dieser Erde. Du wirst nichts von dem mit Dir nehmen, was Du thörigterweise das Deine genannt hast."

„Mein Fuß soll den Pfad der freiwilligen Armuth wandern."

„Und Deine Hand soll gehärtet werden von Arbeit! Holz und Eisen werden Dir Schwielen drücken. So wirst Du zur wahren Erkenntniß gelangen. Was Du bis jetzt getrieben, ist für Dich fortan nicht mehr auf der Welt; Du darfst nicht weiter daran denken."

Emanuel entgegnete hierauf nichts, aber sein erbleichtes Gesicht wurde noch bleicher. Er trat zum Tisch, nahm seine Zeichnungen sammt der Flöte, und warf Alles in die sausenden Flammen des Kamins. Als das Instrument, dem er so manche Töne der Freude entlockt hatte, mit Prasseln zersprang, flog ein leiser Seufzer durch das Gemach. War es der Geist der Harmonie, der in diesem Rohre gehaust? War es der letzte Laut aus der zerrissenen Brust des Entsagenden? Wer kann es sagen?

„Ich denke nicht mehr daran!" waren die Worte, die kaum hörbar über seine Lippen glitten.

Hartwig sah den Jüngling einige Augenblicke mit strahlenden Blicken an; dann eilte er auf ihn zu und schloß ihn in seine Arme. „Es ist genug! Du bist des

Dienstes würdig, dem Du Dich geweiht und er wird Dir, wenn Du ihm treu bleibst, den Lohn nicht vorenthalten. Du hast Deine letzte Probe abgelegt, Du hast Deinen Stolz, Du hast Dich selbst bezwungen. Wer einen solchen Sieg über sich selbst erkämpft, wird auch über Andere siegen! Fortan ist keine Schranke zwischen uns; ich vertraue Dir blind und wenn ich von meinem Platze weichen muß, weiß ich Jemand, der an dem Werke, das ich geschaffen, fortbauen wird."

„Heil mir!" flüsterte Emanuel und lehnte sich an seinen Meister. „Meine kühnsten Wünsche sind erfüllt, Du hast mich erkannt und mich gewürdigt."

„Beruhige Dich, Kind, und vernimm, wozu ich Dich ausersehen. Es ist eine wichtige Kunde an den Hof des Erzbischofs zu bringen, und sich einen Bescheid darauf zu erbitten. Bis dieser erfolgt, ist ein Geheimniß zu erspähen, das für mich bis jetzt unergründlich ist, das ich aber doch wissen muß. Es erfordert einen schlauen und gewandten Unterhändler, darum sende ich Dich. Geh' und stärke Dich durch Ruhe zu der Reise, die Du mit dem Anbruch des Tages beginnen mußt. Schlafe in Frieden; ich selbst will Dich wecken und Dir Deine Vollmachten bringen."

Emanuel ging und Hartwig blieb in einiger Aufregung allein in der Zelle:

„Bald hätte ich mich verrathen! Poche nicht, Herz! Welch' ein Bube! Ich segne eine Stunde der Schwachheit, die mich einem wollüstigen Weibe in die Arme warf, da sie solche Frucht reifte. Zieh' getrost Deiner Wege, mein Kind! Darf ich Dich auch als meinen Sohn nicht anerkennen, will ich Dir doch meine Liebe dadurch beweisen, daß ich Dir ein Erbtheil hinterlasse, kostbarer als die Krone, die der Königssohn aus der Hand seines sterbenden Vaters empfängt. Dich soll die süße Frucht laben, ohne daß Du je erfährst, wie schwer es mir geworden, sie allmählich zur Reife zu bringen."

Und nach diesen Worten setzte er sich still hin, die Schrift aufzusetzen, die nach Bremen befördert werden

sollte. Zufriedenheit spielte um seine Lippen. Der Mönch, der mit dem Leben abgeschlossen hatte, der die Menschen nichts achtete und jeden Zweck heilig sprach, der zur Allmacht der Kirchenherrschaft führte, hatte einen verborgenen Winkel seines Herzens, worin der Quell wahrhafter Liebe sprudelte, wenn ihre durchsichtige Welle auch aus einem trüben Sumpfe hervorquellte.

Am andern Morgen früh öffnete der Pförtner, demüthig sich verneigend, das Thor und an ihm vorüber ritt Emanuel, freundlich grüßend und baldige Wiederkehr versprechend. Als er aber fort von der Burg war und tiefer in den Wald hinein ritt, dessen jugendliches Grün ihn mit lieblichem Rauschen empfing, sagte er mit spöttischem Lachen:

„Wie klug sie sich Alle zu sein dünken und sind doch so einfältig, daß sie nicht einmal durchschauen, wie ich sie täusche. Die Patres in dem Kloster, die mich ihre Weisheit lehrten, und die Weisheit des Paters auf der Böckelnburg, der mich zu einem großen Kirchenlichte machen will, sind gleich dumm. Einen Sieg über mich selbst nennt er es, wenn ich, um ihn hinter's Licht zu führen, ein Bild in's Feuer warf, das ich mir jeden Augenblick, wenn ich will, größer und schöner wieder malen kann. — Ja, ich will in das Leben hinein und will es genießen; ich will zu Macht und Ansehn gelangen und herrschen über Alle, die beherrscht werden müssen. Ihr aber sollt mir nicht die Zügel der Herrschaft in die Hand geben und mich dann abrichten, daß ich sie nicht anders als nach Euerem Wohlgefallen lenken darf. Ich selbst will das Roß einfangen, das mich durch die Welt tragen soll und wenn es seine Straße dahin fliegt, soll es mich wenig kümmern, ob seine Hufen den Nacken Derer berühren, die mich an dem Saum ihres Gewandes fortschleppen wollten. Ich werde es Dir nicht vergessen, Pater Hartwig, daß Du mich zu einem Werkzeug erniedrigtest Jahrelang, und die Schmerzensthränen, die Du mir erpreßtest, sollen Dir nicht geschenkt sein."

Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte immer tiefer in den Wald hinein.

Eilftes Kapitel.

Einer Gräfin Gedanken.

Jungfrau Marie, die katzenfreundliche Beschließerin des Schlosses, die mit heuchlerischer Demuth sich ihrer Herrin nahte und sich gleich der niedrigsten Sclavin unter deren Fußtritten krümmte, während sie gegen ihre Untergebenen eine tyrannische Henkerin war, eilte geschäftig den Corridor entlang, der zu den Gemächern der Gräfin führte. Ob sie gleich lange ihrer Lieblingsbeschäftigung nicht obgelegen hatte, da keine Mägde jetzt zur Frohnde auf dem Schlosse waren, glänzten ihre katzgrünen Augen doch vor Freude und sie konnte es kaum verbergen, daß ihr Herz vor Lust und Entzücken in der Brust hüpfte.

„Kaum kann ich es erwarten, daß sie schellt. Mit Allem, was sie zu wissen gebraucht und zu wissen begehrt, bin ich ausgerüstet und es kann keine Mühe kosten, sie zu dem zu bewegen, was mir genehm ist. Wenn ich erst ein Geheimniß mit ihr zu theilen habe, kann mir Niemand mehr schaden; auch sie selbst nicht. Es giebt Geschöpfe, die so dumm sind, daß sie Alles glauben, was man ihnen sagt, und es auch Andere glauben machen, und darum wird die blödsinnige Kaaren aus Albersdorf gerade dumm genug sein, meiner kranken Herrin das beizubringen, was ihr zu wissen nöthig ist."

„Das glaube ich selbst!" sagte plötzlich eine Stimme in der Nähe der widerwärtigen Alten, und diese, heftig erschreckt von dem Unerwarteten, sank in die Kniee und rief, die Hände ringend: „Jesus Maria und Joseph und all' Ihr Heiligen! Helft und erbarmt Euch, denn es naht der böse Feind, der mich zu verschlingen droht."

„Thut mir den Gefallen und macht den Heiligen

nichts weiß! Der Teufel giebt sich nicht mehr die Mühe, eine Tatze nach Euch auszustrecken, der hat Euch längst mit Haut und Haar und wird Euch schon auf den glühenden Rost legen, sobald er einen solchen Braten bedarf. Bisher ist er aber noch nicht darauf versessen. Was Euch jetzt die Kehle umkrallt, ist die Hand eines Burschen, dem Ihr manchen Peitschenschlag zugewendet habt und der gekommen ist, sich dafür zu bedanken."

„Der Narr! Der Narr!" rief die Beschließerin und ihr Muth war wieder im Wachsen. „Laßt mich los, Ihr Hund, laßt mich los, den Augenblick."

„Dann wäre ich in der That ein Narr!" entgegnete dieser gelassen. „Daraus wird nichts. Vielmehr denke ich Euch noch recht lange zappeln zu lassen, weil es mir Vergnügen macht und Nutzen bringen soll zu gleicher Zeit. Machet keinen Lärmen, sonst ist's um Euch geschehen. Wenn jetzt auf Euer Geschrei Jemand herbeikommt und uns stört, ehe ich gesagt habe, was ich sagen will, so erzähle ich, was ich vorhin erhorchte, und das ist genug, um Euch an das Messer zu liefern."

„Ach Du allmächtiger Gott in Deiner Höhe!" antwortete die Beschließerin kleinlaut. „Was könnt Ihr doch nur von mir wollen? Ich bin eine arme, unterthänige Magd . . . ."

„Ihr seid eine Schurkin und Diebin, die bisher für jede Teufelei ungestraft geblieben; aber nun ist Euer Trug am Ende. Hier ist irgend eine Bosheit im Werke, die gegen die Gräfin gerichtet ist, und Ihr habt die Wahl, ob Ihr mich zum Theilnehmer dieses Streiches machen wollt, oder ob ich dem gestrengen Grafen Kunde geben soll . . . ."

„Nein! Nein!" unterbrach ihn die Alte in Todesangst. „Habt doch nur einen Augenblick Geduld. Es schnürt mir die Kehle zu und ich schnappe nach Luft . . . ."

„Ja, das glaube ich Euch! Es muß verdammt ärgerlich sein, sich so nahe am Ziele zu befinden und dann wieder ganz und gar zurückgeworfen zu werden. Da seht Ihr nun, was es schadet, wenn man nicht schweigen kann.

Wer hieß Euch hier in der Dunkelheit einen Theil Eures Geheimnisses ausschwatzen? Wer das einmal gethan hat, muß sich den Verlust des Ganzen nicht verdrießen lassen. Und nun: heraus mit der Sprache, sonst nehme ich ein Messer und löse Euch den Kehlriemen. Welches Satanswerk habt Ihr ausgeheckt, das Ihr mit der alten Kaaren von Albersdorf der Gräfin zum Besten geben wollt? Euer Raub wird nun um so kleiner ausfallen, da Ihr mit mir theilen müßt."

„Ist's Euch nur darum zu thun, guter Freund? Dann seid unbesorgt. Ohne Euch weiter zu bemühen, will ich Euch geben, was ich mühsam bisher gesammelt habe."

„Nichts da! Ich will kein Almosen; ich will meinen Antheil verdienen und mir die Wege ein für alle Mal offen halten. Hat mich oft genug geärgert, daß Andere sich stets den Säckel füllten und ich hatte das leere Nachsehen. Nun ist es mir endlich zu Gunsten ausgeschlagen und ich will mir die gute Gelegenheit nicht entwischen lassen. Frisch, alte Hexe, besinne Dich nicht lange, einen guten Kameraden aufzunehmen."

Die Alte sann einen Augenblick nach: „Meint Ihr es denn wirklich, wie Ihr sprecht? In der That seid Ihr ein kluger Mann, und ich könnte oft den Einfall eines klugen Mannes gebrauchen. Aber jedes Mal, wenn ich Euch auszuforschen suchte, hattet Ihr eine Schlechtigkeit gegen mich im Sinn."

„Das kam daher, weil ich glaubte, Ihr wolltet mir Uebles thun, und ich suchte Euch zuvorzukommen. Wenn wir aber denselben Strang ziehen . . . . . He? Was meint Ihr, wenn ich eines Tages die Narrenkappe wegwürfe? Ich bin kein so unebner Geselle. Ihr habt die Gnade Gottes und Kisten und Kasten sind voll. Besinnt Euch! Allzulange Einsamkeit macht melancholisch."

„Was Ihr schwatzt. Aber ich sehe, hier ist Gottes Finger. Wir sollen Freunde werden und ich führe Euch zur alten Kaaren."

Sie ergriff die Hand des Narren und führte ihn,

den Corridor entlang, in eine dunkle Kammer, wo ein altes Weib im Winkel kauerte. Die Thür schloß sich hinter ihnen.

Die Gräfin war indessen ganz allein. Sie saß auf ihrem Lotterbettlein *), den Kopf in die Hand gestützt. Vor ihr stand ein Tisch und auf demselben lag ein aufgeschlagenes Buch. Die einzelnen Blätter waren mit seltsamen Charakteren bemalt, und die Linien der verschiedenen Figuren und Schnörkeln kreuzten sich auf eine so wunderliche Weise durcheinander, daß man weder den Anfang noch das Ende finden konnte.

„Weiser Mann, der Du diese Charaktere ersannst und mit wohlbedachtem Sinn diese Linien zogst, die ein ganzes Menschenleben bedeuten, wie schlecht habe ich die Mühe gelohnt, die Du Dir meinetwegen gegeben hast. Du erzogst mich mit männlichem Freimuthe und pflegtest den edlen Trieb, der mich nach den Höhen des Lebens blicken ließ. In den schönsten Stunden Deiner höchsten Begeisterung schufst Du dieses Werk, worin Du mir mit Prophetengabe den künftigen Gang meines Lebens andeutetest, und mir den Weg anbahntest, den ich zu gehen hatte. Ich aber glaubte den Andern, die Dich einen Phantasten und Träumer schalten, mehr als Dir, und ließ Deine reiche Gabe unbeachtet liegen. Das brach Dir das Herz, und Du bist mit einer Verwünschung gegen mich gestorben. Sie sagten mir, Du habest nur meine unerfahrne Jugend benutzen, habest mich täuschen und so einen Einfluß auf mich gewinnen, mich zu Deinen eignen Zwecken benutzen wollen. Als Dir dies mißglückt, hättest Du mir geflucht. Nun aber habe ich strenge geprüft, und ich sehe, daß ich Dir gränzenloses Unrecht gethan habe. Die Dich verläumdeten, thaten es, weil Du ihnen im Wege warst und sie Dich fürchteten. Du gingst und fluchtest dem schwachen Geschöpfe, das nicht im Stande war, ein so armseliges Truggewebe zu zerreißen. Es war mein gerechter Lohn und ich darf mich nicht bekla-

*) Ruhebett.

gen. Aber ich habe diese Schwäche von mir geworfen von dem Tage an, da ich die Kunde erhielt, Du seist in Noth und Elend gestorben und Keiner kann sich rühmen, er habe meinen eisernen Willen gebeugt."

So sprach Gräfin Elisabeth, ihres vergangenen Lebens gedenkend, laut vor sich hin und ihre Augen waren dabei stets auf die einzelnen Blätter des vor ihr liegenden Buches gerichtet:

„Er hat das Leben, das meiner harrt, im Geiste geschaut, und hier steht es, Tag um Tag, Jahr um Jahr, in steten Kreisen neben einander aufgezeichnet. Ich sehe das heimische Haus, die Zinnen der Burg meines Gemahls, das gräfliche Wappen und die Belehnung mit diesem Lande, das nun bald besiegt zu unsern Füßen liegen wird. Dieser Kreis deutet es mir an, der, in der Mitte brennendroth, allmählig verblaßt, bis der matte Schein ganz verlöscht. Und nun weiterhin auf diesem Blatte und auf diesem. Das ist ein goldenes Stirnband und ein Herzogsmantel! — Der Herzogshut von Holstein! Wehe Dir, Rudolf, daß Du nicht Muth genug hast, die Hand nach ihm auszustrecken! Du bist der Spott Deines Weibes, das Deine Schwäche verachtet. — Aber hier! Weiser Lehrer, wenn ich nur auf einen Augenblick Deine weissagende Kraft besäße! Hier ist ein Chaos, bunt und wirr über- und untereinander, das ich nimmer enträthseln kann. Jene Kreise schließen eine Krone ein und jener Reiter schlägt mit dem Schwerdte darnach. Es ist ein goldner Reiter auf silbernem Pferde. Unser Wappen! — Wenn es die Grafen von Ditmarschen wären, die mit einem Hieb für sich die sächsische Herzogskrone fällten? Ein stolzer Stamm, der sie jetzt trägt und auch schon der mißlungene Kampf mit solchem Gegner bringt Ehre. — Ist dort nicht eine Hand, die sich nach der Krone ausstreckt und sie beinahe erfaßt hat? Aber da grinst ein Ungeheuer mit scharfem Schnabel und hackt in die weiße Hand, bis das Blut daraus hoch emporspringt. Weh! Es ist meine Hand!"

Sie sank, wie erschöpft, auf das Lotterbettlein zurück. Aber nur kurze Zeit blieb sie regungslos liegen, dann erhob sie sich rasch:

„Pfui der kindischen Schwäche! Wer die Gefahr scheut, darf nicht um den goldenen Preis kämpfen. Nimmer soll es von mir heißen, ich hätte mich feige zurückgezogen vor entschiedener Sache, aus Furcht, ich könne verlieren. Ich habe mein Spiel begonnen und muß es beenden! So oder so!"

Sie ging mit großen Schritten in dem Gemache auf und ab und blieb vor einem Metallspiegel stehen.

„Noch immer der schwarze Fleck in der Mitte dieses Glanzes!" sprach sie stirnrunzelnd. „Und kein Forschen bringt es an's Licht, wie er zu bannen ist. Wie jenes Buch mein Leben enthält, wie es sich gestalten soll vom ersten Athemzug zum letzten, ist dieser Spiegel der Spiegel meines Daseins, und seine Schatten sind die meinen. So hat mir mein weiser Lehrer gesagt. Er selbst kannte das Geheimniß dieses Spiegels nicht, und sagte: „„Der Schlüssel zu der Runenschrift, die darauf eingegraben, ist irgendwo im Lande verborgen, wo nur ein geweihtes Auge ihn entdecken kann. Die Geweihten leben aber nicht immer in den Schlössern und Palästen, sondern das niedere Hüttendach schließt die Wissenden ein. In eines Weibes Brust lag das Geheimniß der Welt und die gesammte göttliche Offenbarung; aus eines Weibes Herzen entspringt das Kleinste, wie das Größte und ihnen ist die Zukunft der Geschlechter anvertraut. So suche auch die Tochter des Volkes, welche Dir diese Runen deutet, dann, — aber erst dann — hat sich Dein Schicksal erfüllt.""

Sie betrachtete den Spiegel mit festen Blicken, an dessen Rändern sich die seltsamsten Zeichen und Charaktere fanden.

„Bisher war Alles vergeblich. Ich habe jetzt den letzten Versuch gemacht. Das Gerücht sprach viel von einer alten Frau, die in der Nähe der alten heidnischen

Opfersteine lebt. Die Gemeinde hält sie für blödsinnig und die Buben treiben Spott mit ihr; aber wenn der Geist über sie kommt, ist sie voll Prophetengabe und enthüllt die Nebel der Zukunft vor dem Auge des Ungeweihten. So sei es denn gewagt; ich muß wissen, ob die Stunde der Entscheidung endlich gekommen ist."

Sie streckte die Hand nach der Klingel aus.

Kurz vorher, ehe der Ton derselben erschallte, verließen Jungfrau Marie und der Narr sammt Mutter Kaaren die dunkle Kammer, und der Narr flüsterte seiner neuen Bundesgenossin zu:

„Ich verstehe. Wenn die Gestrenge in ihren hohen Plänen zu weit geht, und das Land verläßt, so kommt Ihr um Euern Einfluß. Darum müssen böse Prophezeihungen sie abschrecken . . . ."

Jungfrau Marie nickte mit freundlichem Grinsen und drückte dem Freunde die Hand.

„Ihr seid ein kluges Frauenzimmer. Wenn Ihr nur des alten Weibes dort sicher seid."

„Sie ist gerade so dumm, genau das wieder zu sagen, was man ihr vorbetet, kein Wort mehr oder minder. Darauf mögt Ihr Euch verlassen."

„Dann bin ich zufrieden. Und wo bleibe ich jetzt?"

„Schlüpft durch diese Thür. Von jenem Kämmerlein aus könnt Ihr Alles hören und sehen, was in dem Gemache der Gräfin vorgeht. Sobald wir sie verlassen, kommt Ihr wieder zu uns und geleitet die alte Frau, Ihr wißt schon, wohin."

„Ohne Sorge. Wir sind eher dort, als Ihr und was ich sagen soll, habe ich theils von Euch gehört, theils werde ich es lernen aus dem Zwiesprach, den ich nun bald vernehmen soll. Laßt mich nur machen. Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Er verzog sein Gesicht zu einem so zärtlichen Lächeln und drückte ihr mit einem so vielsagenden Blicke die Hand, daß sie, ganz Wonne und Entzücken, ihm gewiß um den Hals gefallen wäre, wenn nicht die Klingel in diesem

Augenblicke erscholl. Der Narr sprang in das bezeichnete Kämmerlein und Jungfrau Marie schlüpfte in das Gemach der Herrin, nachdem sie die alte Frau noch ein Mal ernstlich angewiesen hatte, der erhaltenen Weisung eingedenk zu sein.

Die Gräfin schritt der Dienerin hastig entgegen: „Hast Du meinen Auftrag erfüllt?"

„Es ist geschehen."

„Du fandest sie?"

„Am Eingange zu den großen Opfersteinen, die in der Nähe von Albersdorf liegen. Die Eingesessenen nennen sie die Hexe von Albersdorf, Andere sagen die einfältige Kaaren."

„Hast Du mit ihr gesprochen?"

„Ich gab mir alle Mühe, aber sie hat mir nichts offenbaren wollen, und nur nach vielen Bitten ließ sie sich bewegen, mit mir zu gehen. Auf dem Wege hierher habe ich sie treuherzig gemacht, und sie wird meiner gestrengen Gebieterin Rede stehen."

„So führe sie herein."

Die Beschließerin eilte nach der Thür. Noch ehe sie diese erreichte, rief die Gräfin sie zurück.

„Was befehlt Ihr, Herrin?"

„Ich habe mein Geheimniß in Deine Hand gegeben."

„Es liegt in dem Schrein meines Herzens verschlossen."

„Meine Ehre gaukelt auf Deiner Zungenspitze. Verräthst Du sie, bist Du verloren."

Marie vermochte den flammenden Blick der Gebieterin nicht zu ertragen. Sie senkte das Auge zu Boden und mit den bebend gesprochenen Worten: „Auf meine Treue könnt Ihr bauen!" eilte sie hinaus.

Der Narr aber, der es sich in seinem Schlupfwinkel bequem gemacht hatte, kicherte in sich hinein:

„Satan wird mir zeigen, wie ich das Höllenfeuer anschüren muß, woran ich diese Schlange zu braten gedenke."

Von der Beschließerin geführt, trat Mutter Kaaren in das Gemach der Herrin. Sie ging bis in die Mitte desselben vor, dann sank sie in die Kniee und murmelte einige unverständliche Worte. Die Beschließerin trat seitwärts.

Die Gräfin betrachtete die Alte lange schweigend, aber umsonst suchte sie nach einer Spur von Geist in diesem blöden Gesicht. Sie schöpfte tief Athem und fragte langsam:

„Wie heißt Du?"

„Anna Kaaren."

„Wo steht Dein Haus?"

„In Albersdorf. Dort wohne ich, ich weiß nicht wie lange. Ich habe so viel Blätter auf den Bäumen und so viel Eis in der Westsee gesehen, daß ich glaube, man sieht solche Menge nur in tausend Jahren. Die Leute im Dorfe sagen, ich sei erst hundert Jahr alt, aber eine Hexe und müsse krepiren im Wasser oder im Feuer. Aber das ist nicht wahr; ich bin keine Hexe, sondern stets gottesfürchtig gewesen."

„Du sollst nur antworten, was man Dich fragt, nichts weiter. Ist es wahr, daß Du mehr weißt, als andere Menschenkinder?"

„Ich bin sehr alt geworden und habe Vieles erlebt. Der liebe Gott hat mir manchen guten Gedanken gegeben."

Die Gräfin verhüllte die glänzende Fläche des Metallspiegels und zeigte ihr die Runenzeichen, die in den Rand desselben eingegraben waren.

„Weißt Du, was das ist?"

„Das sind die geheimnißvollen Zeichen, welche die Weisheitssprüche enthalten, die aus dem Munde unserer Väter hervorgegangen sind."

„Kannst Du sie deuten?"

„Vielleicht."

„Bist Du Deiner Wissenschaft nicht gewiß?"

„Es giebt der Zeichen mancherlei. Jeder Weise hatte seine besondere Art. Ich muß sie erst betrachten."

Die Gräfin reichte ihr den Spiegel. Die Alte hielt ihre Augen lange forschend darauf geheftet, dann gab sie ihn wieder zurück:

„Das sind gar seltsame Gebilde."

„Du verstehst sie?"

„Ich glaube sie zu errathen, aber lesen kann ich sie nicht ohne Hülfe."

„Welche Hülfe begehrst Du?"

„Diese Runenschrift ist wie ein verschlossener Schrein. Habt Ihr je vernommen, daß man einen solchen ohne Schlüssel geöffnet hat?"

„Eine starke Hand hat ihn mit einem Schlage zertrümmert."

„Das mögt Ihr bei einer eichenen Truhe thun, deren Deckel goldene oder silberne Gefäße birgt. Der Schrein, den ich meine, umschließt einen geistigen Schatz und dieser verfliegt spurlos für immer, wenn Ihr ihn mit roher Hand berührt."

„So nimm Deinen Schlüssel und öffne."

„In meiner Gewalt ist er nicht."

„Wo ist er zu finden?"

„An geweihter Stätte. Dort, wo die alten Opfersteine der Heldenvorzeit halbverwittert aus dem Boden emporragen, deren Platten mit den Sprüchen der Weisheit bedeckt sind, die kein menschliches Auge erkennen, kein menschlicher Verstand deuten kann, ist auch jener geheimnißvolle Schlüssel."

„Du wirst ihn von dorther schaffen."

„Das kann ich nicht. Eine mächtige Geisterhand bewacht ihn und duldet nicht, daß er über den Bereich der Runensteine hinausgetragen wird."

„Willst Du mich mit einem Märchen schrecken?"

„Ich spreche die Wahrheit. Wenn Euch so vieles daran liegt, diese Geheimnisse zu enthüllen, und sie mögen eine tiefe Bedeutung haben, da sie mit so großer Kunst verhüllt sind, dürft Ihr Euch nur dorthin begeben, wo diese Lösung möglich ist."

„Das will ich. Wo muß ich erscheinen?"

„An dem großen Runensteine bei Albersdorf. Dort werdet Ihr mich finden."

„Und wann?"

„Am dritten Tag von heute ab gerechnet, eine Stunde vor Mitternacht."

„Ich werde kommen, und wenn Du mir treu dienst, soll Dir reicher Lohn zu Theil werden."

„Laßt mich nicht darben bis an mein Lebensende, und ich bin zufrieden."

„Wenn Du mich aber betrügst, wird meine Rache ohne Gränzen sein."

„Ich stehe am Rande des Grabes. Welchen Nutzen brächte mir der Betrug? Haltet mir Wort und ich halte es Euch."

„Das ist abgemacht!" entgegnete die Gräfin und die Schelle erklang. Die Beschließerin trat ein.

„Erquickt diese alte Frau und weiset ihr ein Lager an, wenn sie zu ruhen wünscht; dann aber sorgt dafür, daß sie sicher aus der Burg und auf die Straße geleitet wird, welche sie zu gehen begehrt. Euer bedarf ich für jetzt nicht mehr."

Die Beschließerin entfernte sich mit der alten Frau, ohne ein Wort zu sagen. Mit großer Sorgfalt brachte die Gräfin den Metallspiegel an seinen gewohnten Platz zurück und bedeckte ihn mit einem dreifachen Schleier. Sie war noch lange wach und mit ihren rasch wechselnden Gedanken beschäftigt. Erst mit dem dämmernden Morgen suchte der Schlaf ihre Augen.

Der Narr traf auf dem finstern Gange mit den Weibern zusammen. Die Beschließerin überließ ihm Frau Kaaren und empfahl ihm Vorsicht. Der Pförtner, sagte sie, sei angewiesen, ihm jederzeit zu öffnen."

„Das ist gut, mein Püppchen!" entgegnete der Narr lustig. „Es soll mir ein Gaudium sein, diesen alten Sünder um eine Stunde Schlaf zu bringen und mit einem meiner moralischen Sprüche zu ärgern. Kommt, Frau

Kaaren! Wir wollen uns mit einem Kruge heißen Meth stärken, den Frau Marie für uns bei Seite gestellt hat, und dann geht es Hop! Hop! in die Nacht hinaus. Ich fürchte, unser Weg ist weit und wir werden sobald keine Herberge finden. Gute Nacht, Sancta Maria!"

„Lebt wohl, Ihr Unband! Und seid, um Alles, in dieser ernsten Sache vernünftig."

„Soll ich besser sein als Ihr, die unvernünftig genug ist, sich die Huldigung eines Narren gefallen zu lassen? Ein verliebter Narr! Es ist mehr als närrisch. Aber seid versichert, Alles was eine solide Narrheit irgend Vernünftiges machen kann, das soll geschehen. Kommt, Frau Kaaren, kommt!"

Und hastig eilte er mit der alten Frau von dannen.

Zwölftes Kapitel.

Die Schloßgesessenen.

Die Trompeten auf der Mauer der Böckelnburg schmetterten fröhlich drein. Das Schloßgesinde lief von allen Seiten herbei.

„Was giebt's? Was giebt's?" rief ein Troßbub, der im hellen Schweiß von der Stallseite her gelaufen kam.

„Was gehts Dich an?" antwortete hochmüthig ein Küchenjunge, der die Nase zum Kellerfenster herausstreckte, und mit großem Wohlbehagen ein derbes Stück Kunkelpiep*) herunter schlang, während der Troßbube ein Stückchen schwarzes Brod benagte, das vor Alter schier ungenießbar geworden war. „Bleibe Du in Deinem Stall bei den Pferden und bekümmere Dich nicht um Dinge, die Dich nichts angehen. Die schloßgesessenen Herren von Ditmarschen reiten ein. Sorge dafür, daß

*) Geräucherte Wurst.

ihre Pferde eine gute Streu finden, sonst tanzt des Pförtners Peitsche auf Deinen Rücken."

„Du wärst gerade der Kerl darnach, von dem ich mich zurechtsetzen ließe. Du Feuerstaker! Weißt auch, wie 'nem armen Jungen zu Muthe ist, dem der Wind um die Nase weht? Sollst's 'mal fühlen."

Und rasch, ehe sich Einer dessen versah, duckte er sich nieder, packte den Küchenjungen bei beiden Ohren, und zog ihn, trotz Geschrei und Gestrampel, durch's Fenster zu sich herauf.

„Da bist Du, Bursch! Nun sieh Dich hier um und sage mir, wie es Dir gefällt? Willst uns arme Troßbuben hänseln? Der Spaß soll Dir schlecht bekommen."

Mit lautem Geschrei rief er seine Kameraden herbei, und mit Lachen und Toben warfen sich diese auf den Küchenjungen, der Mord und Zeter schrie, bis die Rüden mitten in den dichten Haufen der tollen Buben hinein sprangen und die Peitsche des Rüdenmeisters ihnen um die Ohren sauste.

Der Lärmen und das Geschrei nahm überhand, Knechte und Reisige eilten von allen Seiten herbei; die Einen vermittelnd, friedenstiftend, die Andern hetzend und aufstachelnd, Alle lachend, fluchend und tobend, als ob das wilde Heer in Anzug sei.

Mitten in diesem Lärmen hatte Niemand Acht auf das weit aufgesperrte Thor, denn auch der Pförtner war mit hochgeschwungener Peitsche herzugetreten und hieb blind auf die Menge ein, noch rasend über den empfundenen Verdruß, daß er der Diener des Narren hatte sein und ihm die Pforte dienstbereit öffnen müssen.

Mit verhängtem Zügel sprengte der Junkherr von Miltenberg, von einigen Knechten gefolgt, in den Schloßhof und rief, sich mit lautem Lachen aus dem Sattel schwingend:

„Das lasse ich mir gefallen, auf solche Weise empfangen zu werden! Geht es so auf dem Schlosse des Grafen zu, wo eine gestrenge Dame wohnt, der man nicht

nahen darf, wenn man nur einen Tropfen Meth getrunken hat, und wo ein ehrwürdiger Bruder hauſt, der ſich ſelbſt heilig ſpricht, ſo möchte ich wiſſen, wie es auf der Burg eines Junggeſellen hergehen ſoll, wie ich, vorausgeſetzt, ich hätte eine Burg. Gotthold! Den Streich vergeſſe ich Dir nicht und bei nächſter Gelegenheit mache ich es mit Dir wett!"

Die Knechte des Grafen hatten den Junkherrn wahrgenommen und zogen ſich von dem Haufen zurück. Einer ſtieß den Andern an, die Peitſchen verſchwanden, die geballten Fäuſte ſenkten ſich; die ärgſten Schreier verliefen ſich am ſchnellſten. Der Rüdenmeiſter hatte am meiſten zu thun, die wild gewordenen Rüden einzufangen und ihnen die Schlinge überzuwerfen.

„Nun, Ihr Maulaffen! Habt Ihr Euer Frühmahl gehalten?" lachte der Junkherr. „Mag's Euch wohlbekommen! Dergleichen Atzung iſt überall wohlfeil und ſelbſt Herr Gotthold von Windbergen ſpendet ſie vollauf ohne Gewiſſensbiſſe. Hollah, Pförtner! Iſt der geſtrenge Ritter von Windbergen ſchon in die Böckelnburg eingeritten?"

„Noch nicht, gnädigſter Junkherr!"

„Schade," brummte dieſer in den Bart, indem er die Stiege, die zur Halle führte, hinanſchritt. „Hätte gern die müßige Zeit benutzt und ein Paar Würfe mit ihm durchgemacht. Ich muß ein Stück von der Miltenburg wieder haben, es mag in meine Gewalt kommen, wie es will. Wenn ich dem Geizteufel nicht irgend einen Streich ſpiele, wovon er das böſe Zeug kriegt, will ich Zeit meines Lebens Waſſer ſaufen und das iſt eine ſchwere Verwünſchung."

Da vernahm man abermals Pferdegetrappel. Der Junkherr ſah ſich um und gewahrte ſeinen Knappen Gottfried, der im vollen Galopp herankam und gleich darauf vor ſeinem Herrn ſtand.

„Nun, Du Pferdeſchinder, woher kommſt Du?" rief der Junkherr dem Keuchenden zu. „Was kann Dich be-

wegen, die alte Schindmähre noch mehr herunter zu bringen? Ich wette mit Dir um Deinen nächsten Jahreslohn, es steckt wieder eine Tollheit dahinter."

„Ich habe kein Glück mit Euch im Wettspiel und darum sollt Ihr's ohne Wette erfahren, Gestrenger. Ich bin nur etwas außer Athem gekommen und muß mich erst verschnaufen. Der Weg von der Borg-Tor-Hamme ist nicht so eben und glatt, wie der Estrich in der Halle, der Ihr zueilt."

„So sprich, mein vielköpfiger Knapp, der alle Personen meines Hofhalts vom Burgvoigt bis zum Pferdbub in sich vereint, was läßt der mannhafte Borg-Tor-Hamme dem gestrengen Grafen entbieten?"

„Mein Seel', nichts, Junkherr!"

„Nichts? sagst Du. Weiß wohl, daß er nicht besonders redselig ist, außer mit Fluchen und Gotteslästern, aber ein Wort des Bescheides muß doch aus seinem Munde gegangen sein."

„Keine Sterbenssilbe."

„Was bist Du für ein ungeschickter Gesell! Sage nicht, daß Du Deine ritterliche Erziehung auf der Miltenburg erhalten hast. He? Konntest nicht mit dem Ritter um 'ne Antwort würfeln? Wird mein Lebstage kein ordentlicher Kerl aus Dir, Gottfried."

„Mein Seel', Junkherr, ich kann Niemandem meine Würfel anbieten, wenn ich ihn nicht leibhaftig vor mir sehe."

„So war der Ritter nicht daheim?"

„Die Burg zur Hamme ist ein leeres Nest."

„Und Du hast nicht gefragt, in welchem Winkel des Landes er steckt?"

„Er steckt in gar keinem Winkel desselben. Er ist ein Fisch geworden und plätschert im Wasser."

„Was sind das für Kreuzfahrten, die Deine Zunge macht? Sei so gut, wenn Du ungehudelt davon kommen willst, sie einzustellen und mir reinen Wein einzuschenken. Zum letzten Male: Wo ist der Ritter?"

„Zum Henker, ich kann Euch nicht sagen, wo er ist und seine Leute können's auch nicht. Aber wenn er nirgendwo auf dem Lande zu finden ist, so kann er nur auf dem Wasser sein, sintemal er, eines guten Tages, in Begleitung eines alten Friesenführers vor dem Hahnenschrei verschwunden ist."

„War der Ingold Broder wieder da?"

„Derselbe, Gestrenger. Und es hat gar nicht lange gedauert, so hatte er den Ritter um den Finger gewickelt."

„Ingold Broder! Der großprahlerischste Seeräuber, der je ein Stück Schiffstau in die Hand genommen hat. Wie wird sich der alte Fuchs die Hände gerieben haben. Das paßt in ihren Kram, wenn sie einen schloßgesessenen Herrn an ihre Spitze stellen und mit seinem Namen prunken können, zumal wenn dieser Ritter auch noch ein Schwerdt führt, womit er sich in den Feind hinein mäht, wie der Bauer in ein Waizenfeld. Mich ärgert's und ich wollte drei Tage lang . . Nun, man soll nichts verwünschen, aber dem Grafen will ich diese Neuigkeit stracks überbringen."

Ehe er noch diesen Vorsatz ausführte, schmetterte die Trompete des Burgwarts neuerdings und Junkherr Kasper wandte sich, um zu sehen, wer jetzt seinen Einzug hielt:

„Meiner Treu', das ist der alte ehrliche Gotthold von Windbergen, der sich dort sehen läßt. Ich wollte, es wäre Jemand zur Hand, mit dem ich wetten könnte, ob der Ritter fadscheiniger ist, oder das Pferd, welches er reitet. Sie sehen aus, wie das Jungvieh, wenn es zu Maitag aus dem Stall kommt! Reitet getrost ein, mein abgemagerter Rittersmann, Ihr werdet hier schon wieder zu Kräften kommen."

Mit diesen Worten eilte er dem Ritter entgegen, der gravitätisch vom Pferde stieg und sehr sauertöpfisch drein sah, als er den Junkherrn neben sich erblickte. Aber Kasper von Miltenberg that nicht, als ob er es

gewahrte, sondern reichte ihm freundschaftlich die Hand und die seinige derbe schüttelnd, sagte er laut:

„Das wird dem Grafen eine Freude sein, Euch hier zu sehen, wie es denn mir nicht minder eine ist. Ihr kommt pünktlich, um der Berathung beizuwohnen, die um das Wohl des Landes willen mit den schloßgesessenen Herren abgehalten werden soll."

„Ich kenne meine Lehnspflicht, Junkherr."

„Das weiß ich. Auch habt Ihr zwiefach für sie zu haften: ein Mal für Windbergen und das andere Mal für Miltenberg. Wahrhaftig, Ritter, den Streich vergesse ich Euch lange nicht, den Ihr mir gespielt habt."

„War Euer freier Wille."

„Das war er und wir wollen jetzt nicht weiter darüber reden. Was bringt Ihr denn da für eine stattliche Gesellschaft mit Euch, Herr Gotthold?"

„Die zwölf bewaffneten Knechte sind es, die ich nach meiner Lehnspflicht dem Grafen zu stellen habe. Ich bringe sie schon jetzt auf die Böckelnburg, damit sie zur rechten Zeit gewiß vorhanden sind."

„Und hofft zugleich, daß sie durch Gottes Gnade und die Fleischtöpfe des Böckelnburgers einigermaßen zu Kräften kommen, denn so wie sie jetzt anzuschauen sind, kann man nur wünschen, daß sie mehr Mark in den Knochen, als Fleisch auf denselben haben, sonst ist es traurig mit ihnen bestellt. Sagt mir doch, Herr Ritter, bewahrt Euer weiser Voigt, Lütke Voik, noch das Geheimniß, einen so vortrefflichen Roggenbrei bereiten zu lassen, als zu der Zeit, da gräfliche Gnaden Euch die Ehre erzeigten, auf Windbergen zu hausen?"

„Ich habe keine Antwort für solche Scherze, außer eine, die Euch aber vielleicht nicht genehm wäre," antwortete der Ritter trocken und schritt der Halle zu.

Dem Junkherrn, dessen Schwerdt so lose in der Scheide saß, wie irgend eines in den Marschen, stieg das Blut in's Gesicht; doch besann er sich bald eines andern und fuhr in seiner gewöhnlichen Weise fort:

„Ein wahres Glück, daß Niemand, als nur wir Beide diese Worte gehört haben, denn sonst müßten wir uns mitsammen raufen. Weit besser scheint mir's, wir versöhnen uns bei einem Becher guten Weines und probiren unser altes Glück. Die Würfel habe ich zur Hand."

„Aber nichts, was Ihr damit verwürfeln könnt! Laßt mich damit ungeschoren."

„Wer sagt Euch das? Seht hierher, wenn's beliebt, diese silbernen Sporen. Ihr trefft sie nicht besser im Lande und erst seit acht Tagen sind sie mein. Was haltet Ihr dagegen?"

Der Ritter nippte bedächtig von dem Wein, betrachtete dann die Sporen von allen Seiten und sagte zögernd: „So will ich einen halben Goldgulden dagegen setzen, wenn ich den ersten Wurf haben soll."

„Den sollt Ihr haben. Muß ich die Sporen gleich abschnallen, oder erst, wenn Ihr sie gewonnen habt?"

„Ist einerlei. Da habt Ihr meinen Wurf. Zwei und Fünf!"

„Macht 'ne böse Sieben. Und hier der meine: Drei und Fünf! Was sagt Ihr nun? Zum ersten Male neigt sich in Eurer Gesellschaft das Glück auf meine Seite. Aber was soll's mit dem halben Gulden? Laßt's einen ganzen sein."

Und in der Hoffnung, den Verlust wieder einzubringen, warf der Ritter und nach ihm der Junkherr.

„Gewonnen!" rief der Miltenberger überlaut. „Das ist mir in meinem Leben nicht begegnet. Ritter! Ihr seid in Verlust und habt zu befehlen; ich bleibe zu Euren Diensten."

„Meinen Goldgulden muß ich wieder haben!" sprach in ungeduldiger Hast der Ritter. „Zwei oder nichts! Ihr sollt mich nicht plündern."

„Wenn's geschähe, wäre es eine gerechte Vergeltung! Da! Euer Wurf ist nichts nütze! Ich bin mit drei Augen darüber. Zwei Goldgulden sind mein."

Der Dämon des Geizes und der Dämon der Habsucht begannen einen heftigen Kampf in der Seele des Ritters. Aber der letzte gewann die Oberhand. Er beherrschte ihn mehr und mehr bei jedem neuen Wurf, der stets unglücklich für ihn ausfiel, und forderte mit immer leidenschaftlicheren Worten, daß der Junkherr das Spiel fortsetzen sollte.

„Versteht sich!" sprach dieser mit lautem Lachen. „Kann mir nichts erwünschter kommen. Glaube, das alte Weib, das mir heute Morgen quer über den Weg lief, hat's meinen Würfeln angethan, und ich hätte ihr sollen dafür statt des Peitschenhiebes einen Weispfennig geben. Da habt Ihr meinen Wurf! Zehn Augen! Funfzig Goldgulden! Habt Ihr's gehört, Ritter! Zahlt aus, Mann, zahlt aus! Noch eine Stunde weiter in solcherlei Weise, so ist die Miltenburg wieder mein und Windbergen dazu."

Aber dem Ritter waren die Würfel vor Schrecken entfallen. Er saß da, regungslos wie ein Steinbild, bleich wie ein Leintüchlein und mit stieren Augen, daß es ein Anblick zum Erbarmen war, wenn ein ächtes Christenherz jemals mit einem Geizhalse von so schmutziger Art Erbarmen haben kann.

Bei dem letzten Wurfe des Junkherrn war der Voigt von Windbergen, der seinem Herrn bis hierher das Geleite gegeben hatte, in die Halle getreten, um die letzten Befehle desselben einzuholen, weil er sogleich wieder zur Burg zurückkehren und Alles wohl beaufsichtigen wollte. Der Ruf: Funfzig Goldgulden! traf sein Ohr wie ein Donnerschlag und er sagte mit kläglichem Tone:

„Wir konntet Ihr Euch doch bereit finden lassen, mit dem Junkherrn zu würfeln, der Euch keine Sicherheit geben kann. Woher soll er nun die funfzig Goldgulden nehmen, die Ihr ihm abgenommen?"

„Sorgt vielmehr dafür," rief lachend der Junkherr, „daß die funfzig Goldgulden aus dem Säckel Eures Herrn in den meinigen springen, denn ich habe sie von ihm

gewonnen. Rührt den Daumen, Gotthold, und bezahlt Euere Schuld. Ich muß meine Schrappen*) weit aufthun, um eine so stattliche Gesellschaft gehörig darin zu bergen."

Der Voigt Lütke Boik machte ein überaus ernstes Gesicht und sah den Ritter mit ungläubigen Blicken an.

„Ist es denn gewiß und wahrhaftig wahr, gestrenger Ritter, daß Ihr von des Teufels Krallen so umstrickt seid, obgleich wir uns gegenseitig gelobt haben . . ."

Der Ritter unterbrach ihn heftig: „Frage mich nicht! Sprich nicht zu mir! Ich bin kein Mensch! Ich bin der Teufel selbst und will Alles zerfleischen, was in meine Nähe kommt. Eine solche Summe! Aber ich muß sie wieder haben! Ich muß! Und wenn Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden ist, so bekomme ich sie auch wieder. Junkherr Miltenberg! Ihr Blutsauger! Ihr sollt mir Genugthuung geben! Sogleich! Sogleich! Ich muß mein Gold wieder haben!"

„Das dürft Ihr mir nicht zwei Mal sagen. Legt nur aus! Aber das müßt Ihr bezeugen vor Kaiser und Reich, daß ich Ritterstte verstehe, indem ich mit Euch spiele, ohne daß Ihr Euer blankes Geld gegen das meine setzt. Werft nur, Ritter!"

„Eilf!" schrie Gotthold von Windbergen und seine Augen verschlangen gierig die Augen der Würfel. „Endlich hat Euer Zauberspiel ein Ende."

„Glaub's beinahe selber und dann lasse Euch Euer Spießgeselle den Braten wohl bekommen. Achtung!"

Die Würfel rollten über den Tisch. Alle Blicke folgten ihrem Laufe und zählten im Fluge die Augen.

„Zwölf!" rief der Miltenberger jubelnd. „Hundert Goldgulden sind mein."

Der Ritter stand da, als sei er eine Salzsäule geworden. Kein Glied am ganzen Körper regte sich. Er war fühllos für Alles.

---

*) Taschen.

Junkherr Kasper aber schaute ebenfalls ernst drein und sagte still vor sich hin:

„Was will mir das bedeuten? Hätte ich's mit dem Blutsauger recht angefangen, ich hätte ihn mit solchem Glücke um Alles gebracht und er hätte mir aus Windbergen müssen, wie ich von der Miltenburg wandern mußte. Was soll ich nun weiter thun? Will mir's doch überlegen."

Gotthold von Windbergen hatte den verglasten Blick auf den Junkherrn gerichtet, sonst aber nicht das kleinste Lebenszeichen von sich gegeben. Als dieser sich anschickte, die Halle zu verlassen, sprang er hinter ihm her, packte ihn bei der Brust und rief mit heiserm Tone:

„Nicht von der Stelle sollt Ihr, bis Ihr mir Genugthuung gegeben habt! Ich will das Meinige wieder haben, Ihr nichtsnutziger Betrüger!"

Gelassen machte sich der Junkherr von dem Wüthenden los, und sagte ernst: „Auf das Letzte soll die Antwort pünktlich erfolgen, nicht mit den Würfeln, sondern mit dem Schwerdte." Dann aber schlug er eine helle Lache auf und den Ritter vollends von sich abschüttelnd, rief er: „Sonst aber muß ich für weitere Unterhaltung danken. Die hundert Goldgulden reichen gerade aus für mich, um eine Weile hauszuhalten, und daß ich sie bekomme, dafür ist mir Euer Voigt Bürge, der nicht lebend aus der Böckelnburg soll, bis ich bezahlt bin. Gott befohlen, Ritter, laßt Euch den Wein schmecken."

Mit diesen Worten ging der Junkherr aus der Halle nach den innern Gemächern der Burg. Der Voigt aber, dem ob des unerwarteten Schauspiels, dessen Zeuge er gewesen war, der kalte Schweiß von der Stirn rann, trat zu dem Ritter und sagte mit bebenden Lippen:

„Ist es möglich, daß so etwas von einem rechtschaffenen christlichen Ritter geschehen konnte? Was hilft das mühsame Zusammenscharren der Körner, wenn Ihr sie sackweise wieder verschleudert? Ihr steht nicht an dem Rande des Abgrunds, Ihr liegt schon ganz und gar darin.

Aber ich wasche meine Hände, ich will nichts damit zu thun haben. Mit dem nächsten Sillmond *) verlasse ich Euch."

Ein schwaches Lebenszeichen kehrte in den Ritter zurück. Er bewegte die Hand und sagte fast flehend:

„Lütke Boik!"

„Ich verlasse Euch. Gott würde es mir zur Sünde anrechnen, wenn ich länger unter Euerm Dache bliebe, als irgend nöthig."

„Wenn Du mir das thust, Lütke Boik, bin ich ein ruinirter Mann!" entgegnete der Ritter wehmüthig. „Wie kann ich bestehen nach diesem großen Unglück, wenn ich einen so gewissenhaften Verwalter missen muß?"

„Großes Unglück? Wenn ich mich jemals wieder entschließen könnte, zu Euch zu ziehen, so geschähe es nur unter der Bedingung, daß Ihr von jenen hundert Goldgulden keines Pfennigs Werth an jenen Schlemmer zahltet. — Erlaubt mir einen Tropfen zur Stärkung aus jenem Becher, dessen Inhalt doch so unnütz verdampft."

Er trank begierig den Wein bis auf den letzten Tropfen, setzte den Becher säuberlich nieder und sagte dann gemessen:

„Soll ich Euere Antwort wissen? Wie gedenkt Ihr es mit den hundert Goldgulden zu halten?"

„Noch weiß ich nicht, woher sie nehmen und ihr Verlust wird mich schmerzen bis in's Grab hinein. Aber bezahlen werde ich sie."

„Wer kann Euch zwingen, solche Thorheit zu begehen?"

„Lütke Boik, ich habe Dir heute weh gethan," sagte der Ritter kleinlaut. „Ich fühle das und möchte Dir darum nichts sagen, was Dir leid wäre. Aber das ist die einzige Sache, worin Du mir keinen Rath geben kannst. Mein Ritterwort bindet mich und ich muß zahlen, wenn auch der letzte Dachziegel von Windbergen darauf ginge."

*) September.

„Dann bleibt's dabei; ich scheide von Euch."

„Du wirst Dich hoffentlich noch besinnen. Leihe mir jetzt Deinen Arm. Ich fühle mich schwach und will hier nicht bleiben, denn ich höre lautes Lachen und Singen von dem innern Gange her. Junkherr Kasper ist boshaft genug, meinen Verlust in der ganzen Burg auszuposaunen und sie werden nun von allen Seiten herbeikommen, um mich zu hänseln. Aber, verdamme mich Gott, wenn ich auch das Meinige zu Rathe halte, so sollen sie sehen, daß ich mit etwas von meinem Eigenthum nicht karge: meine Schwerdthiebe sollen ihnen den Glauben daran beibringen."

Er verließ, auf den Arm seines Voigts gestützt, die Halle und begab sich in das ihm angewiesene Gemach, um in der Einsamkeit das Unglück zu überwinden, welches so unerwartet über ihn herein gebrochen war.

„Die verdammten Sporen!" rief er, die Fäuste ballend. „Mir ist es, als wären sie mir fußtief in die Weichen gebohrt. Laß Niemand ein, Lütke Boik."

Er warf sich auf das Ruhebette und lag regungslos.

Graf Rudolf trat voll Fröhlichkeit in die Halle und sagte zum Junkherrn, der ihm lachend folgte:

„Das habt Ihr gut gemacht! Haltet mir nun Wort und zähmt Euere Leidenschaften, so könnt Ihr Miltenberg wieder gewinnen."

„Ich werde Wort halten, Gestrenger. Bisher lohnte sich ein solider Lebenswandel für mich nicht, jetzt aber komme ich schon auf den Gedanken, dem Ritter Gotthold einen Theil seiner Schuld zu erlassen, wenn er mich lehren will, das Uebrige dafür desto besser zu verwalten."

„Thut das!" entgegnete der Graf mit Laune. „Aber vorher nehmt genau wahr, was heute in der Burg geschehen ist und wie viel Volks mir zu Gebote steht. Hoffe zwar, daß es nicht nöthig sein soll, schon jetzt von der Waffengewalt Gebrauch zu machen, denn die Bauern werden sich fügen, allein Vorsicht schändet den Tapfern nicht, und wer sich nicht mit dem Schwerdte gürtet, kann auch nicht seinem Feinde damit obsiegen."

„Euerm Befehl soll pünktlich Folge geleistet werden, Herr Graf!“ sprach der Junkherr und verließ rasch die Halle. Der Graf sah ihm nach und sagte kopfschüttelnd:

„Ein Taugenichts, den die Würfel bessern. Die Welt sieht alle Tage etwas Neues.“

„Möchte es immer etwas Gutes sein!“ sprach eine Stimme neben ihm.

„Das ist mein frommer Bruder,“ antwortete der Graf und stand, sich wendend, dem Pater Hartwig gegenüber. „Ich danke Dir für den Anfang Deiner Predigt und erlasse Dir den Schluß derselben.“

„Du verbittest Dir, was Dir gar nicht zugedacht ist. Ein Thor predigt tauben Ohren. Der Mund eines demüthigen Kirchendieners ist bald verstummt, wenn er von dem Rasseln der Harnische und dem Klirren der Schwerdter übertönt wird. Die schloßgesessenen Herren machen gewaltige Anstrengungen, wie ich zu meinem Erstaunen sehe.“

„Ihr seid es, Du und Deine frommen Brüder, die uns dazu zwingen. Kann der Laie die Hände in den Schooß legen, wenn die Kirche sich zu rüsten beginnt?“

„Du irrst Dich, Rudolf. Die Kirche beginnt nicht zu rüsten; sie ist gerüstet.“

„So beginne denn der Kampf. Wir werden sehen, was schwerer niederfällt, der Streitkolben oder das Rauchfaß.“

„Dem Rauchfasse entsteigt die Rauchwolke, die Euch umnebelt und das Auge mit einem Schleier umflort. Ueber der Wolke sitzen wir, und ergötzen uns an Euern Irrgängen. Du bist in Deinen Gleichnissen nicht glücklich, Bruder Rudolf.“

„So werde ich es in etwas Anderm sein und Du wirst mir demüthig die Hand küssen, wenn ich sie Dir reiche, um Dich vom Untergange zu retten.“

„Demuth ist meine Zierde. Fußfall und Handkuß sollen Dir nicht entgehen, sobald Du erst Sieger bist. Bis dahin aber, mein hochgebietender Herr, wirst Du mir ge-

statten, ein wenig meinen eignen Willen zu haben. Du bist Graf von Ditmarschen, aber nicht als eigner Herr und Gebieter, sondern als Statthalter des Hochwürdigsten Erzbischofs von Bremen. Ich aber bin des Erzbischofs Stellvertreter im Lande und Du wirst von Allem, was Du unternimmst, nichts durchführen, wenn ich Dir nicht zur Seite stehe."

Der Graf biß sich in die Lippen und schwieg. Er fühlte, daß der Priester recht hatte und wußte ihm nichts zu entgegnen. Hartwig nahm seine Hand und sagte zutraulich:

„Das Meßbuch wird sich nie dem Schwerdte unterordnen. Bezwinge Deinen Eigensinn und lasse dem Geiste die Oberhand, die ihm gebührt, so steht meine Hülfe Dir zur Seite und wir werden, Einer durch den Andern unüberwindlich sein. Der Gegner, den wir Beide bekämpfen, wird unserm gemeinsamen Angriffe erliegen und nie wieder erstehen."

Graf Rudolf erwiederte nichts. Da erklang eine muntere Fanfare und gleich darauf eilte der Junkherr von Miltenberg herein:

„Euere Boten sind zurück aus den Marschen! Ueberall ist Euer Befehl verkündet und es ist nirgends zu einem offenen Widerstande gekommen. Die Herrenleute zucken mit den Achseln, denn sie werden nicht sonderlich davon betroffen und die kleinen Insten fügen sich mit Seufzen. Am bestimmten Tage werden sie kommen und Euch den schuldigen Tribut darbringen. Die Böckelnburg kann sich auf eine große Schaar von Gästen gefaßt machen."

„Gäste, die das Brod bringen, nicht, die es essen!" sprach lachend Graf Rudolf.

Hartwig wandte sich noch ein Mal zu ihm: „Ich verlasse diese Burg, da meine Pflicht anderswo meine Gegenwart fordert. Ihr Schloßgesessenen, seid auf Eurer Huth und bedenkt wohl, was Ihr beginnt. Es ist ein bedenkliches Spiel, wenn die rohe Kraft sich mit der ro-

hen Kraft herumbalgt, und nicht immer ist der Erfolg im Voraus zu berechnen. Wählt den rechten Bundesgenossen, ehe es zu spät wird, Ihr Schloßgesessenen, und der, den Ihr in Euerm Uebermuthe verachtet, Euch das Schwerdt aus der Hand windet."

Er entfernte sich langsam. Keiner rief ihn zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Die Runensteine.

Es war Nacht.

Alles still und einsam rings umher. Die Sterne blinkten freundlich im ewigen Blau; am untern Rand des Horizontes schwamm, wie ein verlorner Kahn im Unermeßlichen, die Sichel des Mondes. Der Nachtwind irrte durch die Aeste der Bäume und wenn sie raschelnd zusammenschlugen, fuhr ein leises Frösteln über die mit Thau geschmückten Blumen. Das Licht war nahe und fern in den Häusern erloschen und das Waldthier ruhte sorglos im tiefen Dickicht. Es war eine Nacht des Friedens.

Da zogen zwei Wanderer die Straße, die hinauf zu dem Kirchdorfe von Albersdorf führt. An einer Wegstelle, wo ein Bächlein quer über denselben fortströmte, hielten sie an.

„Sage mir, alte Here," fragte keuchend der Narr, „sind wir nun bald an Ort und Stelle?"

„Bald!" antwortete Mutter Kaaren. „Ich wollte, es wäre vorüber, denn meine Kniee brechen."

„Ich habe 'n Schluck Meth für Dich. Und überdies brauche ich Dich nur zum Wegweiser; damit ist Dein Amt vorüber."

„Muß noch wahrsagen."

„Du mußt Dich auf's Ohr legen und schlafen, sonst nichts. Setze Dich auf diesen Stein und trinke aus die-

sem Kruge. Ich habe Dir gesagt, daß Du Alles vergessen mußt, was der alte Drache im Schlosse Dir vorgeschwatzt und daß Du nur thun darfst, was ich Dir befohlen. Es ist lange genug aus der Tonart der Vernünftigen gegangen und es soll nun auch ein Mal nach der Pfeife des Narren getanzt werden."

„Aber wenn's die Beschließerin nun erfährt? Sie ist gar strenge, und könnte mich und mein Enkelkind, das auf der Herrenburg dient, weidlich quälen."

„Fürchte nichts. Wenn Du genau erfüllst, was ich Dir befehle, soll Dir Keiner etwas anhaben. Die Grütze, welche der Schloßhere das Maul für immer verstopfen soll, ist schon im vollen Sieden. Nun, wie stehts? Willst in Deine Hütte kriechen und Dich ruhig auf's Ohr legen? Sonst . . . ."

Er machte eine drohende Bewegung.

„Will's! Laßt mich nur leben. Habe ein schmuckes Enklein, und darum fürchte ich das Grab. Hu!"

„Schweig jetzt. Wir wollen weiter gehen. Fördere Deine Schritte, sonst kommen wir zu spät."

Sie gingen eine bedeutende Strecke neben einander her. Der Weg verengte sich; er wurde immer holpriger und in dem hohen Grase ging jede Spur desselben verloren.

„Du hast Dich verirrt!" rief der Narr. „Hast Du's absichtlich gethan, alte Here, so würge ich Dich."

„Nein! Nein!" sagte sie abwehrend. „Wir sind auf dem rechten Wege. Dort ist ja der Brutcamp *).

„Das ist also der Ort, wo die Opfer bluten mußten? — Hm! Die alten heidnischen Priester verstanden ihr Geschäft so gut, wie unser christlicher Dominikaner daheim. Wie war's, Alte? Wenn ein Brautpaar Glück und langes Leben erzielen wollte, mußte es hier das Opfer darbringen und je frischer das Thier, oder je größer ihre Zahl, um so reizender war die künftige Ehe, wenn die

*) Das Brautfeld.

Eheleute aus allzu großer Opferlust nachher auch nichts zu beißen und zu brechen hatten. Schade, daß ich nicht auf den Gedanken gekommen bin, Priester zu werden. Narrheit ist eine magere Hanthierung."

Mutter Kaaren sah ihn ernst an: „Mann, Ihr lästert! Fürchtet Ihr die Geister nicht, die diesen Platz umschweben? Wahret Euere Zunge, ehe sie Euch der Teufel mit glühenden Krallen aus dem Halse reißt."

„Er giebt sie mir wieder!" lachte der Narr, „denn er kann mit solchem losen Machwerke nichts anfangen. Sollte ein Schelmenlied singen, um mir die Grillen zu vertreiben:

Eine Närrin und ein Narr
Machen aus ein richtig Paar;
Gottes milder Sternenschein
Leuchtet zu den Teufelein.

Wie weit haben wir noch zu den Opfersteinen?"

„Seht Ihr nicht den Wunderbaum in die dunkle Nacht hineinragen? In seinen Zweigen nisten die heiligen Vögel, die einst den frommen Priestern dienten, ehe das Christenregiment in's Land kam. Bei Tage sind ihre Flügel jetzt gelähmt, aber um Mitternacht schweben sie unhörbar heran und hacken dem Uneingeweihten die Augen aus."

„Ich werde ein blinder Mann werden!" sagte der Narr vor sich hin und hielt einen Augenblick an, dann aber schritt er rüstig weiter:

„Immerhin, wenn nur andere Augen sehen lernen; an den meinigen ist nichts gelegen."

Bald darauf betraten die beiden nächtlichen Wanderer den eingefriedigten heiligen Raum und verschwanden hinter den großen Opfersteinen.

Es war still wie in einer Todtenkammer. Ach! Es ruhte manches sonst blühende Leben unter diesen Riesensteinen.

Eine halbe Stunde später und es ward abermals in der Umgegend der Runensteine lebendig. Eine hohe

Frauengestalt erschien mit tief herabhängendem Schleier; eine Zweite folgte. Es waren die Gräfin und die Beschließerin. Die Erstere war ruhig und gefaßt, ein tiefer Ernst malte sich in ihren Zügen. Ihrer Begleiterin schlugen voll Todesangst die Zähne zusammen, und nur mit Mühe hielt sie sich aufrecht. In der sichern Ferne schien es ihr leicht, an der verrufenen Stelle einen Betrug auszuführen, an dem Platze selbst fühlte sie ein Geisterwehen und sah in Gedanken schon die Kralle, die sich nach der Kehle der Betrügerin ausstreckte. Sie erfaßte das Gewand der Herrin, als diese über den Bann des Opferhaines schritt und sagte:

„Wollt Ihr es nicht aufgeben, Gebieterin? Wer weiß, ob die Alte nicht mit dem Teufel . . . ."

„Still!" unterbrach sie die Gräfin. „Fürchtest Du Dich, so geh'. Aber hier spreche nur ich."

Das verzagte Weib wäre gewiß gelaufen, hätte sie sich vor dem einsamen Rückweg nicht noch mehr gefürchtet. So hielt sie sich zitternd in der nächsten Nähe ihrer Gebieterin.

Gräfin Elisabeth, stolz, kühn und mit scharfem Verstande begabt, lag doch in den Fesseln einer geheimen Wissenschaft, die ihren Schülern den Wahn einflößt, daß ihnen die Macht verliehen ist, die Vergangenheit aus ihrem Schlummer zu wecken und die Schleier der Zukunft zu heben. So wollte sie jetzt, wo die Ereignisse unaufhaltsam zur raschen That drängten, mit klarem Auge sehen, wie sich das Geschick ihres Hauses gestalten werde.

Mit entscheidenden Schritten ging sie gegen den größten der Runensteine vor, als ihr plötzlich eine Stimme, die aus der Tiefe zu kommen schien, Halt gebot.

Die Beschließerin fiel in die Kniee und hielt ihre Herrin zurück:

„Um Gott und aller Heiligen willen beschwöre ich Euch, geht keinen Schritt weiter, gnädigste Gräfin! Ach! **Ave Maria! Ora pro nobis!**"

„Thörin!" zürnte Jene und machte sich von ihr los. „Darfst Du es wagen, mir vorzuschreiben?"

Die Begleiterin sank halb ohnmächtig zu Boden und die Gräfin hielt, trotz ihres Zürnens, im Weiterschreiten inne:

„Wer bist Du, der mir Halt zu gebieten wagt?"

„Die Norne dieses Steines."

„Weißt Du, wer ich bin?"

„Ich kenne Dich, Gräfin Elisabeth."

„So weißt Du, daß ich auf meinem Eigenthum stehe. Ganz Ditmarschen ist mein Eigenthum."

„Aber nicht dieser Camp *). Vom Anbeginn der Welt gehört er mir und wird mir gehören bis an das Ende aller Tage."

„Prahlerin! Was soll uns hindern, diese Räume in unsern Bann zu ziehen?"

„Versuch's. Die Hand wird verdorren und das Schwerdt zersplittern, das sich feindlich gegen diesen Stein wendet. Er wird sich erheben und gegen seinen Verderber heranwälzen."

Der Stein hob sich und begann sich langsam zu drehen, ein Lichtschimmer umfloß ihn und ließ jede Bewegung desselben deutlich erkennen.

Der Gräfin sträubte sich das Haar. „Herrsche hier in Frieden!" sprach sie mit verhaltenem Athem. „Ich bin gekommen, mit Dir zu reden."

„Ich weiß es. Schon seit drei Tagen harre ich Deiner, denn drei Tage sind es her, seit Du eine alte Träumerin zu Dir entbotest. Du verlangtest von der Magd, was Du nur von der Herrin empfangen kannst."

„Wenn Du allwissend bist, so weißt Du auch, was ich von Dir verlange."

„Du willst, ich soll die geheimnißvolle Runenschrift lesen, die in den Rand Deines Metallspiegels eingegraben steht."

„Das ist mein Begehr. Hier ist der Spiegel."

„Behalte ihn. Er war in meinen Händen, lange bevor Du geboren wurdest."

---

*) Feld.

„Und jene geheimnißvollen Zeichen?"

„Sie sind gelesen."

„Deute sie mir."

„Hältst Du Dich für stark genug, diese Deutung zu vernehmen?"

„Ich will stark sein."

„So tritt drei Schritte rückwärts und vernimm. Dies ist der Schlüssel zu der Schrift, die Dir so lange ein Räthsel blieb: Versuche nicht Gott und handle nicht gegen seine Gebote. Der Herr, der so lange voll Barmherzigkeit und unendlicher Langmuth dem Frevel der Sterblichen zuschaute, wird sich in seinem Grimm erheben, und auf einer Donnerwolke daher fahren. Nimm Deinen Fuß von dem Nacken des Kleinen und Schwachen, auf daß nicht der Hacken eines Mächtigeren Dir Deine Stirn blutig ritze. Zünde kein freventlich Feuer an, um die Glieder eines Unschuldigen zu sengen, damit nicht die Flamme der Vergeltung einst das Licht der Augen Dir verlösche. Wirf kein entehrend Joch über den Nacken des freien Mannes, damit nicht einst ein härteres Joch Deinen Hals darnieder beuge. Hasche nicht nach dem Purpur und schlage nicht den geborgten Fetzen um Deine Schulter, er ist nicht groß genug, um Deine Blöße zu decken."

Mit steigendem Zorn hatte die Gräfin diese Worte vernommen. Vor ihrem Klange war jede Furcht verschwunden, und als die letzte Silbe verhallte, rief sie mit schallender Stimme:

„Wehe Dem, der mir solche Schmach bietet! Hier ist Betrug im Spiel und so wahr ich lebe, will ich ihn enthüllen."

Da fing der Stein immer schneller an zu drehen, das Feuer leuchtete heller auf als früher und eine furchtbar klingende Stimme rief:

„Nahe Dich nicht!"

Aber nimmer hätte die Gräfin sich in ihrem Zorne von diesem Rufe zurückhalten lassen, wäre nicht der Him-

mel selbst plötzlich dazwischen getreten. Keiner hatte darauf geachtet, daß ein furchtbares Wetter heraufgezogen war und sich in diesem Augenblicke zu entladen begann. Ein lange nachhallender Donner rollte vorüber, ein leuchtender Blitz zerriß das rabenschwarze Gewölk.

„Hörst Du das Gebot des Mächtigen, der mit mir ist?" tönte die Stimme unter dem Stein hervor. „Gehorche ihm!"

Ein zweiter Donner, länger und schwerer, rollte über ihre Häupter dahin. Einen Augenblick lang stand der Himmel wie in einem Feuermeer; dann war rabenschwarze Nacht.

Die Beschließerin, die schon von dem ersten Donnerschlage aus ihrer Betäubung aufgeschreckt war, klammerte sich fest an ihre Herrin an, und zog sie unaufhaltsam mit sich fort:

„Weicht doch nur von hier, edle Herrin! Ich flehe Euch an, um der heiligen Jungfrau willen! Laßt uns eilen, aus diesem Zauberbann zu kommen, ehe es zu spät wird! Hu! Hu! Welches furchtbare Blitzen! Ich sterbe vor Angst bei dem bloßen Gedanken, daß der gestrenge Graf dies erfahren könnte."

Die Todesangst machte dies Weib so stark, daß es ihr gelang, ihre Herrin mit Gewalt von der Stelle zu bringen. Hatte sie doch vorher Alles abgemacht, was hier geschehen, und jedes Wort vorgeschrieben, was hier gesprochen werden sollte. Und nun kam Alles so ganz anders und was sie vernahm, war nichts als teuflischer Höllenspuk. Sie hielt ihre beiden Genossen schon für erwürgt und mit übermenschlicher Anstrengung suchte sie der glühenden Teufelskralle auszuweichen, die sie im Geiste schon nach sich ausstrecken sah.

„Hinweg! Hinweg!" rief die Stimme im Verborgenen und zum dritten Male rollte der Donner durch das immer tiefer sich herabsenkende Gewölk von einem Ende des Horizontes zum andern. Ein glühend heißer Windstoß rauschte durch das Laub des Zauberbaumes, der den

Eingang zu dem Runenplatze beschattete und ein Blitz schlug unweit davon in die Erde. Bei seinem Lichte sah man die Gestalten der beiden Frauen die Gränze der geheimnißvollen Gemarkung überschreiten.

Einige Zeit blieb es still wie im Grabe. Nur das Nachtgethier, von dem Aufruhr der Elemente aus dem Schlafe aufgestört, schwirrte mit unhörbarem Flügelschlag um die nickenden Zweige.

Da kroch eine Gestalt unter dem Stein hervor, und schwang sich auf die Platte desselben.

„Uf! Sie haben mich warm gemacht. Mein Rücken wird all mein Lebstage nicht wieder ganz, so wund hat ihn der Stein geritzt, der in seiner Angel schier verrostet war. Gott tröste den alten Heiden, dessen Mund zu der Steinröhre paßte, durch die er seine Orakel sprach, wie ich die meinigen; ich fiel mit dem ganzen Gesichte hinein. Bei alledem wäre es mir doch an den Hals gegangen, wenn nicht der Blitz und der Donner mir zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen wären. Nun aber habe ich genug von diesem Spuk und will heimgehen. Hm! Ist ein schauerlicher Ort und wer ein mürberes Gewissen hat, als mein Narren-Gewissen ist, dem mag's den Rücken hinabrieseln vor Furcht und Angst. Darauf habe ich gerechnet, als ich das Wagestück unternahm, bei dem ich sonst leicht meine Narrenkappe für ewige Zeit hätte verlieren können und den Kopf dazu. Ein gräfliches Gewissen ist um kein Haar anders, als das Gewissen eines Bettlers und das Weib meines Gestrengen hat ihre empfindlichen Seiten. Wohl bekomm's ihr. Darf ich armer Narr auch nicht mit meiner Kolbe in die Reihen der wehrhaften Männer treten, so kann ich doch damit schlagen, wie ich will, und wo sie niederfällt, thut es weh. Ist meine Kappe auch kein Helm, der ein ritterlich Haupt deckt, so leitet sie doch die fremden Hiebe ab. Die Herrenleute gehen mir aus dem Wege und die Insten bekreuzen sich, aber wenn sie es auch noch ärger trieben,

so sind wir doch eines Blutes und sie sollen uns Ditmarscher nicht schimpfiren."

Er hatte sich auf den Rand des Steines niedergelassen und während des Selbstgespräches senkte sich das Haupt auf die Brust. Seine Stimme wurde allmählig weich und man merkte, daß er die hervorquellenden Thränen zurückzwängte.

„Wie kommt's doch, daß mir so wehmüthig zu Sinn wird, als sollte ich schmelzen und mit einem Male vergehen, wie der Regentropfen, der vor mir nieder in den Sand fällt? Ich lache über den Zauberspuk und spotte Alle aus, die an die Heren, sammt ihrem Gebräu, glauben und bin doch selber verhert ganz und gar in meiner Liebe zu dem Grafen, den ich hassen sollte wie die schwarze Pest, weil er die Geisel meines Vaterlandes ist. Ach, Rudolf! Rudolf! Wie habe ich Deinen hohen Sinn bewundert und bin Dir gefolgt wie ein Hund, seit Du den Eber niederranntest, der mir mit seinen Hauern den Garaus machen wollte. Mit meinem Herzblut möchte ich Dich retten, aber Du hörst nicht auf mich und wenn ich Dir die Wahrheit sage, werde ich gepeitscht. Weiß wohl, wie ich bald der ganzen Geschichte ein Ende machen könnte, ich dürfte nur plaudern und Deine Gewappneten würden zwischen die Bauernrotten fahren, wenn sie sich dessen am wenigsten versähen und sie würgen. Aber ich darf nicht. Und wenn sie mir auch in's Gesicht spucken am hellen Tage, so sind es doch meine Brüder. Nun, so weiß ich nur Eines: Kann ich ihn nicht retten, so gehe ich mit ihm zu Grunde, denn ohne ihn hat mir das Leben keinen Werth und ich will gerne zu seinen Füßen sterben. Armer Graf! Dein Claas und ich sind die Einzigen, die Dich von Herzen lieb haben, wenn mir der schwarze Unhold auch ein Grauen einflößt, so oft er mich mit seinen Augen angloßt, aus denen mir eine unheimliche Gluth entgegenstrahlt. Da ist eine Narbe auf meiner Hand und dort noch eine; ich danke sie dem Schnabel dieses heimtückischen Viehes. Bei'm dritten Male packe

ich seinen Kopf und drehe ihm das Genick ab. Es wird ein gutes Werk sein."

Er glitt vollends vom Stein herab und fuhr mit der Hand über die Stirn:

„Wo ist meine Kappe hin? Ich glaube, der Nordwest ist mit ihr auf und davon. Sie fliegt in der Luft umher und die Thränen vertrocknen im Sande. Wenn ich noch lange hier schwatze, bleibt nichts von mir übrig, was zu Hause zu bringen der Mühe werth wäre. Ich muß meine Last aufhocken und wandern. He! Altes Weib! Komm aus Deinem Schlupfwinkel hervor, altes Weib!"

Mutter Kaaren kroch aus dem Gestrüpp hervor, das in üppiger Fülle die Steine umwucherte. Sie bebte am ganzen Leibe und Fieberfrost schlug ihre Zähne aneinander.

„Wir müssen nach Hause, Alte! Rühre Deine Sohlen!"

„Wir werden es nicht lebend erreichen!" stöhnte Mutter Kaaren. „Wir werden nicht lebend diesen Bann verlassen. Weh' Dir, Unhold, daß Du die Geister so geneckt hast! Sie werden uns würgen und unser Gehirn wird gegen diese Steine spritzen."

„Das Letzte kann nur für mich schlimm ausfallen und ich fürchte mich nicht davor!" sprach der Narr. „Einstweilen wollen wir unsern Weg fortsetzen und der Eule folgen, die vor uns herflattert; vielleicht macht sie uns Bahn. Komm! Komm!"

„Weh' Dir, daß Du solche Frevelworte ausgesprochen! Alles, was Du sagtest, war eine Lüge."

„So hörten diese Steine nichts Neues! Ich will von Deinem Gefasel nichts mehr wissen. Sei stumm gegen mich und Jedermann. Du weißt, was ich Dir gelobt habe, wenn Du Deinen Mund öffnest über das, was in dieser Nacht hier vorgegangen ist. Also sei still!"

Der Narr lud die Alte auf seinen Rücken und trug sie über den Bann der Opfersteine hinaus; dann aber

setzte er sie nieder und wanderte mit ihr dem nächsten Orte zu.

Schweigend verging die Nacht. Das schwere Gewitter zog weiter mit dem Strome, ohne sich ferner zu entladen. Als aber der Morgen zu dämmern begann, sah man einen zweirädrigen Karren aus dem Walde und dem engen Wege zu lenken, der bis an ein Seitenpförtlein der Böckelnburg führte.

Bald darauf gingen zwei tief verschleierte Frauengestalten durch dasselbe in den Burghof.

Ende des zweiten Bandes.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.

Der

Korn-Zehnten.

Erzählung

aus der Ditmarsischen Geschichte.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Theil.

Berlin, 1849.

Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins.
(M. Simion. Jul. Springer.)

Rom-Schriften.

Erzählungen

aus der Blumenwelten Schönheit.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Band.

Der Korn-Zehnten.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Theil.

Der Heerführer.

von

Friedrich Gerstäcker.

Erstes Kapitel.

Vorbereitungen.

Graf Rudolf stand in der Halle seiner Burg und blickte sinnend aus dem hohen Bogenfenster auf den nahen Wald, der sich vor ihm ausbreitete. In einer fernen Ecke derselben war der Narr, am Boden hockend und mit den widerstreitendsten Gefühlen kämpfend, die in seiner Brust hin und her wogten; selbst auf Niemanden achtend und auch von Niemandem bemerkt.

Da trat der Junkherr von Miltenberg ein und bot dem Lehnsherrn mit fröhlicher Stimme einen heiteren Tag.

Der Graf schaute ihn an und rief verwundert: „Aber, Junkherr, wie seht Ihr denn aus? Wüßte ich nicht mit Gewißheit das Gegentheil, ich hielte mich für verhext am hellen Tage. Woher habt Ihr das feine Tüchlein zum Wamms genommen und welcher kunstreiche Schneider hat es so sauber zu fertigen gewußt? Das neue Barret steht Euch nicht übel und der leichte Spitzenkragen glänzt wie frischgefallener Märzschnee. Junkherr! Nein, sagt mir, Ihr geht doch nicht gar auf Freiers Füßen?"

„Doch, mein Herr Graf! Denke mich förderlichst zu vermählen und komme, mir dazu Euere Erlaubniß einzuholen."

„Nun, die kann Euch nicht mangeln, wenn Ihr Euch ernstlich darum bemüht. Wie heißt denn die reizende Schöne, die Euch wilden Eber glücklich eingefangen hat?"

„Die gesunde Vernunft."

Graf Rudolf wich einen Schritt zurück: „Was sagt Ihr? Nein, dazu kann ich meine Einwilligung nicht ge-

ben, denn Ihr und Euer Weib würdet Euch nach den ersten drei Tagen in den Haaren liegen und Euere Hausfrau müßte mit den Bechern und den Würfeln um das Hausregiment streiten."

„Was den Becher anlangt, kann's mitunter sein, denn der Wein ist ein fröhlich Getränke und erfreuet des Menschen Herz; aber die Würfel liegen auf dem Grunde des Kudensee."

„Mögen sie dort ruhen in alle Ewigkeit. Aber welches Heiligen Fürbitte war stark genug, um ein solches Wunder zu bewirken?"

„Es hat sich kein Heiliger zu bemühen brauchen, Graf Rudolf. Alles ist auf die natürlichste Weise zugegangen. Ihr wißt von dem Abend, da ich hier mit dem Windbergener zuletzt zusammen getroffen?"

„War eine saubere Zusammenkunft. Habt schier das Unterste zu Oberst gestellt. Hundert Goldgulden habt Ihr ihm abgenommen im Spiel."

„Und habe sie so lieb gewonnen, daß ich sie nimmer fahren lassen werde. Erst hat der Ritter sich gesperrt und gewunden, dann hat er bezahlt und schlägt sich nun mit dem Fieber herum. Ich meine, die Galle ist ihm übergelaufen und er wird schließlich drei Mal geiziger, als jemals. Ich aber habe mit einem Wurfe glücklich wieder beisammen, was ich mit tausend Würfen verschleuderte und ich denke, es soll mir wohl gelingen, es beisammen zu erhalten. Wenn ich wieder als schloßgesessener Mann auf Miltenberg sitze . . . ."

„Dann kommt der Böckelnburger, um in Euerm Forst zu jagen."

„Eine schmetternde Fanfare wird ihn empfangen. Aber, gnädigster Herr, bis dahin hat es noch eine feine Weile und ich bleibe vorerst Euer treuer Waffenmeister. Als solcher verkündige ich Euch, daß jeder Eurer Befehle vollzogen ist. Die Kämpfer sind bereit und wenn Ihr Euch aufmacht, um einen Einfall in das Holsteiner Land zu beginnen, werden sie auf Euern Ruf sogleich zu Euch

stoßen. Könnt Ihr es dann möglich machen, von dem Marschvolke eine gleiche Anzahl zusammen zu bringen, so leiste ich Euch sichere Gewähr, daß uns Niemand beharrlichen Widerstand leisten soll."

„Mit dem Bauernvolk denke ich fertig zu werden. Es giebt eine Saite bei ihnen, die man nie vergebens berührt und die will ich anschlagen. Ein Stück Pergament ist bald beschrieben! Wer giebt was darauf?"

„Federleichtes Gewicht, Herr Graf! Ihr könnt sie bald in der nächsten Nähe haben, denn wie ich vorher gemächlich längs dem See ritt, sah ich eine Anzahl von ihnen mit vollen Säcken, keuchend und prustend, die sich neben ihren Pferden in's Gras warfen und der langsameren Genossen harrten. Sie bringen Euch den rückständigen Zins."

„Ich habe es auch laut genug hinaustrompeten lassen." —

„Daß ihnen die Ohren gegellt haben. Es ist bis an den fernsten Strand gehört worden."

„So habt die Güte, Alles zu dem Empfange solcher Gäste in Bereitschaft zu halten. Hört Ihr? Sorgt dafür, daß Niemand, wer es auch sei, sie scheel ansehe. Ich will, daß sie kirre gemacht werden. Der Hausvoigt soll einen Trunk in Bereitschaft halten. Die Leute sind Gäste der Burg."

„Das genügt!" antwortete der Miltenberger aufbrechend. „Der Gast soll zufrieden gestellt werden."

Der Graf blieb zurück und lehnte zum Fenster hinaus. Mit einem Sprunge stand der Narr hinter ihm:

„Eines ist mir lieb," rief dieser, „und Dir muß es noch zehnfach lieber sein."

Ueberrascht wandte sich der Graf um: „Und was sollte das sein, Narr?"

„Daß ich nicht Dein Feind bin."

„Warum, Narr?"

„Weil ich Dich sonst eben jetzt, ohne daß Einer das

Geringste merkte, über Kopf zum Fenster hinaus geworfen hätte."

„Du hast lange die Peitsche nicht gefühlt, denke ich. Hast Du Lust zu einer Rückensalbe?"

„Leute meines Schlages kommen ungesalbt am weitesten. Das ist übrigens eine schlechte Gewohnheit, dem Manne, der mit einer Bitte kommt, die Peitsche zu zeigen."

„Was wolltest Du denn bitten?"

„Die Narrheit ist Kinderspott. Ich bin es müde, daß die Kinder mich närren und die Großen nicht auf mich hören. Laß mich für einige Zeit die Narrenkappe beiseite legen."

„Und was willst Du unterdessen thun?"

„Ich will Dein Geheimderath werden."

Der Graf lachte überlaut: „Nun wahrhaftig, da möchte ich vortrefflich berathen sein! Was würdest Du mir denn für herrliche Dinge anrathen?"

„Ich trage keine Perrücke auf meinem kahlen Scheitel und spreche auch kein Latein," entgegnete der Narr. „Aber etwas könnte ich Dir doch sagen, woran alle Deine Rathgeber nicht denken."

„Und das wäre?"

„Hast Du Dich wohl darum bekümmert, Graf Rudolf, wie es gemacht wird, wenn zum Frühjahr der Pflug angeschirrt werden soll?"

„Unsinn! Freilich habe ich's."

„Dann weißt Du, daß alle Mal Gleiches zum Gleichen kommt. Was würdest Du von einem Hausmanne halten, der einen kräftigen, aber langsamen Stier mit einem raschen, wilden Hengst zusammen spannte?"

„Daß er den Verstand verloren habe."

„Merke Dir's. Es ist mein erster Geheimderathsspruch. Der langsame Stier ist der Bauer, der rasche Hengst bist Du. Schloßgesessener Mann, laß den Bauer in Ruhe."

„Deine neuen Sprüche der Weisheit haben einen

Beigeschmack von alter Narrheit. Ich bin nicht weiter darauf versteuert *)."

„Das schmerzt mich, denn ich halte große Stücke auf Dich, Graf Rudolf."

„Hab's auch um Dich verdient."

„Und ich habe es nie vergessen. Du hast einen drallen **) Gang, wenn Du ausschreitest und wenn Du gar im Sattel sitzest, wirst Dein Roß die Mähne so stolz auf, als ob es einen Kaiser trüge. Du kannst mit dem Bauer nicht Schritt halten."

„Er soll mit mir Schritt halten."

„Dann geräth er in's Stolpern, und greift im Fallen nach Jedem, um sich zu halten. Wenn ein solcher ungeschlachter Bursche Dich packt, kannst Du auch mit ihm zu Boden schlagen."

„Du willst mich zum Zorn reizen und es wird Dir gelingen, ehe Du denkst."

„Sei's! Ich scheere mich nicht darum. Mir ist's um Deinetwillen, und nicht um mich zu thun. Laß mich todtschlagen, aber hinterdrein folge meinem Rathe. Hast Du den alten Spruch so ganz vergessen, daß Kinder und Narren die Wahrheit sprechen? Der Bauer wird heute auf's Schloß kommen. Gieb Dich nicht mit ihm ab. Denke, daß sich's nicht schickt, wenn so ein hochgeborner Herr mit den Junkherrn vom Pfluge kurzweilt."

„Ich weiß!" lachte der Graf laut auf. „Du kannst den Gedanken nicht los werden, daß Du einstmals auch zu ihnen gehörtest. Das ist vorbei, Bursch, darum denke nicht mehr daran. Wenn Du Dich unter sie mischtest, sie stießen Dich mit den Füßen fort."

„Das würden sie."

„Nun, was bist Du für ein thörigter Gesell? Wie kann Jemand Den lieben, der ihn haßt?"

„Ich bin hier geboren," sprach der Narr wehmüthig. „Dir ist das Land fremde, wenn es auch Dein Eigen-

*) Begierig.
**) Kräftig, rasch.

thum ist. Die Ditmarscher sind meine Brüder; ich bin aus demselben Boden entsprossen, also halte ich etwas auf sie, wenn sie es auch nicht verdienen. Und darum wollte ich sie gerne vor Deinem Zorn hüten. Ich war ein kleiner Mann, aber ehrlich geboren und kein Makel an mir, als der der Armuth. In meiner Verzweiflung warf ich mich Dir in den Weg, als Du, von der Jagd erhitzt, durch den Wald sprengtest. Mit lauten Flüchen rannteſt Du mich über'n Haufen und im selbigen Augenblick brach der Eber aus dem Dickicht hervor. Da sprangst Du vom Roß und retteteſt mich vom sichern Tode. Das rührte mich so, daß ich laut auflachen mußte und weil mein Kurzweilen Dir gefiel, gab ich Dir für das nackte Leben meinen ehrlichen Namen und tauschte für Deine bunte Kappe die Verachtung meines Volkes ein. Du mußt die Wahrheit sagen, Graf Rudolf. Der Arme zahlt oft einen höhern Preis für eine Waare, als der Reiche."

Ein heiseres Krächzen erschallte. Die Elster des Grafen flog durch das offene Fenster und flatterte in der Halle umher.

„Eine Gunst gewähre mir!" rief der Narr lebhaft und sprang aus der halb knieenden Stellung auf, die er dem Grafen gegenüber eingenommen hatte.

„Und welche ist das?"

„Laß mich diese schwarze Bestie umbringen. Sie hat etwas von der Natur eines Teufels an sich."

„Eher will ich Dich umgebracht sehen."

„Dann tödtest Du die treue Creatur, die Dich von dieser falschen befreien möchte. Wenn's Dir leid ist, sollst Du nichts davon gewahr werden; ich will sie ganz in der Stille abthun."

„Den Büttel mit der Peitsche will ich rufen!" schalt der Graf voll Zorn. „Wenn Du es nicht besser haben willst, soll Dir der verdiente Lohn reichlich werden."

„Ich gehe schon," sprach der Narr trübselig. „Hätte es gerne gesehen, daß Du Dich reich gemacht, indem Du mich beschenktest. Dir geht's mit Deiner Liebe zu dem

Vieh, wie es mir mit meiner Liebe zu Dir geht; wir sind ihr Beide verfallen."

Er ging langsam hinaus.

Der Graf hatte kaum darnach hingehört und pfiff dem Vogel, der alsobald herbei kam.

„Wie nun, Claas? Jetzt hast Du nur noch einen Freund in der Burg und das bin ich. Auch der Narr ist von Dir abgefallen, und wird Dir den Hals umdrehen, wenn ich es ihm nicht unmöglich mache. Will den Kerl überhaupt von mir thun. Er wird stumpf und fängt zu weinen an, so oft er lachen soll. Wenn ich eine Predigt hören will, wende ich mich an meinen gelehrten Herrn Bruder; ein Narr soll kurzweilen, oder er muß die Peitsche kriegen. — Bist Du in der That ein so heimtückisches Vieh, Claas, daß Du mich an's Messer liefern willst? Wenn ich das wüßte, ich sperrte Dich in einen Käficht und Du solltest keine Waldluft mehr schmecken. Ha! Ha! Ha! Schwatze da mit einer Bestie, als ob ich ein vernünftiges Geschöpf vor mir hätte! Das ist auch eine Narrheit, die ich dem Narren danke, und darum soll er mir fort. Fliege auf, Claas, und erzähle ihm, was ich beschlossen habe."

Er verscheuchte den Vogel mit Händeklatschen und begrüßte seine Gemahlin, die am Eingange der Halle erschien.

Gräfin Elisabeth war bleich; ihre Stirn glich dem Marmor. In ihrem Gesichte wiesen sich die Spuren einer kaum überstandenen Krankheit.

„Wie befindet Ihr Euch, Elisabeth? Wahrhaftig, wir waren in schwerer Sorge um Euch."

„Habt Dank für Euere Theilnahme. Die Krankheit ist vorüber; nur eine leichte Schwäche blieb noch zurück."

„Nehmt diesen Sessel und genießt hier am Fenster der frischen Morgenluft."

„Mir wird bald ganz besser sein."

„Wie konntet Ihr Euch nur so preisgeben, Herrin? — Verzeiht, es soll keine Kränkung sein! Es ist der

zärtliche Vorwurf eines Gatten, der Euch innig liebt. In solcher Nacht, allein, ohne Schutz, an einen solchen Ort zu gehen! Es hätte Euch können das Leben kosten."

„Der Tod zahlt jede Schuld."

„Ich kann's nicht fassen, was Euch antrieb."

„Ihr könnt es wohl, Rudolf, aber Ihr wollt nicht. Mein Glaube ist unerschütterlich. Ich baue fest auf den Zusammenhang der Geisterwelt mit der irdischen und bin überzeugt, daß wir die luftigen Gestalten zwingen können, uns dienstbar zu sein, wenn wir es lernen, sie zu beherrschen. Mein weiser Lehrer hat mir den Schlüssel hinterlassen, der die Pforte öffnet, welche die tiefsten Geheimnisse der Geisterwelt erschließt."

„Dann müßt Ihr diesmal nicht den rechten gehabt haben, Elisabeth, denn dieser Versuch mißlang."

„Ha! Daß Ihr mich daran erinnert, und auf solche spöttische Weise erinnert."

„Zürnt nicht. Mein Wunsch ist, Euch zu heilen und ich kann das nicht, ohne die schmerzende Wunde zu berühren. Ihr glaubt den Lehren Eures Erziehers; Ihr habt Achtung für ihn. Ich ehre diese Anhänglichkeit und will Euch deshalb nicht schelten. Aber ich meine, Ihr seid von ihm getäuscht, oder vielmehr, er täuschte sich selbst über seine Unfehlbarkeit. Es waren nicht eben schlechte Männer, die das behaupteten."

„Das ist der Fluch der höher Begabten, daß sie von den Schwachsinnigen und Blöden verachtet werden und diese sich obenein triumphirend über sie erheben. Mein Schmerz ist, daß mein Gemahl, auf den ich Alles baute, und dessen Gaben ihn berechtigen, kühn seine Hand nach dem Höchsten auszustrecken, nicht den Willen hat, den Flug der Phantasie bis zu der meinigen zu erheben. Glaube an das Höchste und es ist Dein."

„Beklagt mich, Elisabeth, daß es mir nicht vergönnt ist, aus innerer Ueberzeugung auf Euere Seite zu treten. Ich erkenne willig die Uebermacht Eueres Geistes an und habe mich ihm öfter, zu meinem Glücke, gefügt. Dies-

mal handle ich nach meiner Weise, und seid gewiß, ich gelange zum Ziel auch ohne den Beistand übernatürlicher Kräfte. Meine Bundesgenossen rücken schon heran."

„Und welche sind es?"

„Bereitet Euch nur, sie zu empfangen. Auf Karren und Pferden werden sie kommen und keuchend ihre Kornsäcke in die Gewölbe tragen. Mir gilt der heutige Tag für ein Fest."

„Ihr scherzt zur Unzeit, Graf."

„Ich scherze nicht. Meine Vorbereitungen sind getroffen. Nicht lange wird es dauern und ich kann wohlgerüstet die Grenzmark der Holstischen Lande überschreiten. Soll ich dann einen gefährlichen Feind mir im Rücken wissen, der mir daheim zehnfach nimmt, was ich drüben mühsam fußbreit gewinne?"

„Der Graf von Ditmarschen denkt doch an kein Bündniß mit den aufrührerischen Bauern?"

„Wenn ich mir ruhige Nachbarn und eine Hülfsschaar anwerben will, die stark genug ist, meine Entwürfe zu beschleunigen, zahle ich gern den Preis, der solche Gabe werth ist. Sie wollen einen Markbrief von mir, der ihnen ihre Freiheiten sichert, und ich denke, es wird noch einen Camellarius an dem Hofe meines Lehnsherrn geben, der mir einen solchen aufsetzt, der sie fesselt und mich nicht bindet. Darum habe ich auch heute in der Frühe meine Befehle ertheilt, und im Schlosse wird gebraten und gesotten, was nur Genießbares darin vorhanden ist."

„Den Bauern galten diese Zurüstungen, die ich eben mit Verwunderung wahrgenommen habe und um deren Zweck ich Euch befragen wollte?" entgegnete die Gräfin mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens. „Wahrlich, Rudolf, Ihr könntet diesen Einfall nur durch den zweiten überbieten, daß Ihr nämlich für sie, gleich wie für schloßgesessene Ritter, die Tafel in der Halle herrichtet und Euch an das oberste Ende derselben niederlaßt."

„Dies soll geschehen, genau wie Ihr sagt."

„Ihr sprecht im Fieber."

„Ich habe meines Wissens nie vernünftiger gesprochen und es wird dabei sein Bewenden haben. Für Euch, schöne Gräfin, wird ein Platz an meiner Seite bereit gehalten werden und ich bitte Euch, mir die Gunst zu erweisen, denselben einzunehmen."

„Nimmermehr!"

„Ihr werdet meinen Bitten nicht widerstehen."

„Ich werde es gewiß, darauf verlaßt Euch."

„Das wäre nicht weise gehandelt, Gräfin. Wenn ich ein solches Verlangen an Euch stelle, habe ich einen vollwichtigen Grund zu diesem Verlangen."

„Und ich sollte mich mit diesem Bauernvolke gemein machen? Ich kann es nicht. Es ist gegen meine Natur."

„Bezwingt sie."

„Ich vermag es nicht."

„Thut es dennoch. Ihr sollt sehen, welchen Vortheil es uns bringt, wenn Ihr diesmal meinen Bitten nachgebt."

„Ihr quält mich, Rudolf! Wißt nicht, was Ihr von mir verlangt."

„Nichts, als was Ihr mit einiger Selbstüberwindung leicht gewähren könnt und solche Opfer bin ich von Euch zu fordern berechtigt. Habt Ihr neulich gegen meinen Willen und nur nach Eurer Ueberzeugung durch Euere Wallfahrt nach den Runensteinen gehandelt, so handelt nun gegen Euren Willen und nach meiner Ueberzeugung, indem Ihr heute an der Tafel den Ehrenplatz einnehmt und die liebenswürdige Wirthin gegen Euere Gäste macht. Wie kann, was Euch angeboren ist, Euch so schwer auszuüben werden?"

„Wie traurig ist ein so fader Scherz in einem solchen Augenblicke. Sei's drum. Ich bringe Euch dieses Opfer; aber ich sage Euch vorher, es geschieht mit schwerem Herzen, denn es ahnet mir, daß nur Unheil daraus entsteht."

„Glück und Freude soll daraus entstehen, Herrin!" unterbrach der Graf sie lachend. „Ich denke mir das

Ganze possenhaft, wenn die breiten, ungeschlachten Kerle neben einander sitzen und nicht wissen, wie sie sich nehmen, oder was sie sagen sollen. Es versteht sich von selbst, daß wir von einer solchen Verlegenheit gar nichts merken, während wir sie nach Möglichkeit für unsere Zwecke nutzen. Geht, liebe Herrin, und laßt mich Eure Schönheit bald in dem vollendeten Schmuck des Putzes sehen."

Der Junkherr von Miltenberg trat ein: „Verzeiht mir, gnädigste Gräfin, daß ich hier störe, aber . . . ."

„Was giebt's, Junkherr? Was giebt's?"

„Mein Knappe Gottfried, der den Waldpfad, welchen die zollpflichtigen Bauern eingeschlagen haben, entlang geritten ist, kommt zurück, und berichtet, daß sich dem Zuge, der sich bereits unsern der Burg befindet, mehrere Herrenleute angeschlossen haben, die eigentlich nicht hier zu erscheinen brauchten, weil sie Euch nichts schulden."

„Als ihre Ergebenheit. Die wollen sie mir bezeigen, um sich für künftige Fälle den Rücken zu decken. Schlau sind diese Bauern."

„Es wird auch erzählt, daß mehrere arme Insten, die ihre Schuld nicht aufbringen konnten, von den Wohlhabenden unterstützt wurden."

„Das beweist mir, daß sie das Gerechte meiner Forderung anerkennen. Ihr bringt gute Nachrichten, Junkherr."

„An der Spitze des Zuges reitet ein gar stattlicher Bauersmann. Es ist der Etheler vom Heine-Viert."

„Der?" fragte hastig der Graf und sann nach. „Er ist's, dem ich zuerst mein Inneres erschloß und der mir auf halbem Wege entgegen kam. Er warf den Feuerbrand in diese Brust und schürte ihn zur hellen Flamme an. Der Gedanke, kaum halb geboren, wurde durch sein entschiedenes Wort zum festen Entschluß. Dies ist der letzte Fingerzeig! Ich bin nun vollends mit mir einig."

Kasper von Miltenberg war an das Fenster getre-

ten: „Sie kommen! Da, wo der Weg aus dem Walde hervor schlängelt, wird es lebendig. Hei, wie das kribbelt! Sie scheinen sich dort zu sammeln und in einem geordneten Zuge hier erscheinen zu wollen."

„So laßt sie ruhig heran!" befahl der Graf. „Ich kann mich auf Euer Wort verlassen, Junkherr, daß Alles so geordnet ist, wie ich es gewünscht?"

„Genau so, Herr Graf."

„So kommt, Elisabeth. Wir sind vorerst auf dem Schauplatz nicht nöthig. Zur rechten Zeit wollen wir ohne Zögern erscheinen."

Er führte die Gräfin nach ihren Gemächern.

Zweites Kapitel.

Das Mahl in der Halle.

Das war abermals eine Gelegenheit für die Einsassen der Burg, den ganzen Morgen umher zu lungern, von Einem zum Andern zu schleichen und die Köpfe zusammen zu stecken. War Keiner, der sich nicht wunderte über den großen Schmaus, der plötzlich hergerichtet wurde, denn Jedermann wußte, daß nicht ein einziger Gast in der Burg war, dem zu Ehren es geschehen sollte, und Niemand konnte ergründen, von woher solche Gäste erwartet würden. Wohl waren Zurüstungen in den Gewölben und auf den Böden getroffen, um die Kornvorräthe darauf zu schütten, welche heute von den Bauern auf der Burg abgeliefert werden sollten, aber Keinem kam es in den Sinn, daß diese die Gäste wären, welche Se. Erlaucht, der Graf, zu bewirthen gedächte.

Darum war ein Troßbub außer sich, der hinter einem Mauervorsprung gestanden, als der Junkherr von Miltenberg sich mit dem Pagen unterhalten, der das Schenkenamt versah, als gerade dessen Bruder dazu gekommen, welcher das Amt des Truchseß inne hatte. Wor-

auf der Schenk gesagt: „Wenn der Bauer hier zu Gaste gehen soll, will ich eher den Wein und den Meth in die Gosse fließen lassen, als in seine Kehle." Und der Truchseß sprach: „Da sagst Du recht, mein Bruder; ehe ich den Braten zerschneide, damit der Bauer sich damit vollstopfe, lasse ich ihn lieber auf den Estrich fallen und winke heimlich dem Hunde, daß er ihn wegschnappe." Der Junkherr aber schüttelte unwillig den Kopf und sagte: „Ihr dummen Buben, was schiert's Euch, Wer den Wein trinkt, den Ihr zapft und das Brot ißt, das Ihr schneidet, wenn Ihr vorerst Euern Theil vollauf habt? Besser, Ihr sprecht mit dem Koch, daß er ein Paar Braten verbrannt oder ungahr sein läßt und von denen gebt Ihr Jenen zu essen, die Ihr am wenigsten leiden könnt. Den guten Wein aber stellt Ihr für den gestrengen Grafen, für mich und andere ehrliche Leute seitwärts, und gebt ihnen vom verdorbenen Meth, oder von dem umgeschlagenen Wein, womit der Kellermeister die Ratten zu vergiften denkt, was ihm aber nicht gelingt, dieweil das Vieh die Schnauze nicht in den schlechten Soff hineinsteckt. So würde ich thun, als Page, wenn ich mit solchem Amte betraut wäre, wie Ihr." Solches und mehr sprach Junkherr Kasper von Miltenberg zu den Pagen und diesen gefiel der Rath nicht übel: sie schienen den Schimpf, einem Bauern aufzuwarten, zu vergessen über die Freude, ihm einen argen Possen zu spielen. Der Troßbub aber, der dies erhorcht hatte, lief zu seinen Gefährten, denen er es verkündete, von diesen kam's zu den Pferdeknechten, von diesen zum Rüdenmeister, wieder von diesem zum Pförtner und so weiter vom obersten Söller bis in den tiefsten Keller und Alles schlug die Hände über den Kopf zusammen vor Verwunderung darüber, daß der Bauer in der Halle zu Tische sitzen und vom verdorbenen Braten und sauern Wein Bauchgrimmen bekommen sollte. Das war ein Juchhei und ein Hophei, wohin man sah und wenig fehlte, daß trotz der Scharfsicht des Pförtners dies offenkundige Geheimniß nicht zur Pforte

hinaus und den Bauern angeflogen wäre, wie das Nesselfieber, noch ehe sie die Burg erreicht hätten. Wäre es aber Manchem zu Ohren gekommen, welcher Muthwille von dem Junkherrn und den Pagen verabredet worden, er hätte sich gehütet, weiter als in die Kornkammer einen Fuß zu setzen.

Indeß der Burgvoigt mußte Witterung bekommen haben, daß nicht Alles so sei, wie es sein sollte, darum stellte er sich in die Mitte des Burghofes und rief mit so lauter Stimme, daß er ringsum gehört werden konnte, daß nichts geschehen sei und nichts geschehen werde, was nicht genau mit dem Willen des Herrn Grafen übereinstimme, und daß Jedermann hiernach sich zu achten, so wie das tiefste Stillschweigen zu beobachten habe. Wer aber diese Warnung nicht achte, sie in den Wind schlage und das lose Maul mit dem Verstande davon laufen lasse, dem könne er im Namen des Herrn Grafen eine empfindliche Strafe versprechen und solle sie pünktlich und mit besonderer Freigebigkeit ausbezahlt werden. Als dies die Schwatzlustigen hörten und erwogen, daß Graf Rudolf bei solchen Gelegenheiten gern doppelt Wort hielt, gingen sie in sich und thaten Buße, das heißt, sie faßten den Vorsatz, reinen Mund zu halten.

Ungefähr eine halbe Stunde verging. Da hielt der erste Karren der Ditmarscher Zehntpflichtigen vor dem Eingangsthor der Böckelnburg, das sich langsam in seinen Angeln drehte. Der Bauer, der den Gaul vorsichtig antrieb, beugte sich vor und spähte mit ängstlicher Neugier nach allen Seiten, ob er irgendwo etwas Verdächtiges gewahre, denn der besonnenste und beherzteste Ditmarscher spürte Einiges, was einer Beklemmung ähnlich sah, wenn er in einen eingehegten Raum gerieth, der sich hinter ihm schloß. Die Thür seines Hauses schloß sich nur des Nachts aus Furcht vor dem hungernden Waldthier, oder sonst aus dringender Nothwendigkeit, so sehr haßte er allen Zwang. Da er aber nichts vor sich sah, als das breite Gesicht des Pförtners, der mit freundli-

chem Grinsen an die Mütze griff, so rief er, rückwärts gewendet, ein ermunterndes Halloh! und fuhr im kurzen Trabe bis mitten in den Hof.

Der Burgvoigt trat an sein Gefährte heran und zeigte ihm den Platz, wo er sich aufzustellen habe. Das geschah und auf dieselbe Weise fand Jeder einen behaglichen Raum. Als aber der Burgvoigt an den Hausmann vom Heine-Viert kam, fuhr er, wirklich oder zur Kurzweil erstaunend, zurück und sagte:

„Fürwahr, Herr Etheler, Euch hätte ich heute nicht hier zu sehen geglaubt. Zuerst habt Ihr nichts zu steuern, da Ihr bereits Euerer Pflicht reichlich nachgekommen seid; dann aber ist es nimmer des Grafen, meines gestrengen Herrn Meinung, daß solche Männer wie Ihr, die bei dem Lande in solchem Ansehen . . ."

„Laßt nur! Laßt!" unterbrach ihn der Bauer. „Wir sind hier im Lande Ditmarschen Alle gleich und Keiner hat vor dem Andern etwas voraus. Wenn es aber gar Besonderes zu verhandeln oder zu thun giebt, dann muß der Hausmann den kleinen Leuten mit einem guten Beispiele vorangehen, und darum habe ich mich an ihre Spitze gestellt. Damit ich aber nicht mit leeren Händen komme, bringe ich einen großen Theil des Zehntens, den ich erst im Sillmond *) zu leisten habe, schon jetzt zur Burg, vermeinend, es werden Euch meine Säcke voll Hartkorn auch heute nicht ungelegen kommen, wäre es auch nur, um die Mäuler aller Derer zu stopfen, welche die schloßgesessenen Herren jetzt mit Wehr und Gewaffen in's Feld stellen."

Der Burgvoigt wußte nicht recht, was er auf diese Worte erwiedern sollte und da ohnedies mehrere Männer hinzugetreten waren, begnügte er sich zu antworten:

„Nun, Herr Etheler, wie es ist, so ist es und jedenfalls seid Ihr auf der Burg willkommen. Nicht mir, denn ich bin ein zu geringer Mann, als daß ich einen

*) September.

der Herrenleute von Ditmarschen auf dieser Burg willkommen heißen könnte, weil er mich heimsuchte, sondern ich meine dem gestrengen Herrn Grafen selbst, sobald er Euere Gegenwart erfährt. Wenn Ihr mir aber nachher die Freude machen und in meine kleine Behausung treten wollt, so will ich's zu rühmen wissen. Jetzt erlaubt, da Ihr doch schon im Voraus bringt, was Ihr noch gar nicht schuldet, daß ich Euch auch zuerst abfertige . . . ."

„Mit nichten, guter Freund. Ihr seid so überaus freigebig mit Worten, daß Ihr Mühe haben werdet, sie wahr zu machen. Ich will Euch nicht in Versuchung führen. Wir sind hier Alle gleich; Keiner gilt mehr als der Andere und wie wir gekommen sind, werden wir abgefertigt. Hier, dieser Mann, Toms Hein aus Eggestedt, ist zuerst in den Hof gefahren und daher muß er auch zuerst abgefertigt werden. Jedes Ding will seine Ordnung und sein Recht. Toms Hein, Ihr seid dran."

„Nun, so kommt, Toms Hein!" sagte der Burgvoigt mit süßsaurer Miene. „Laßt sehen, welcher Art das Korn ist, was Ihr bringt und ob Euer Sack das richtige Maaß hält."

Das Geschäft der Abnahme begann nun und während desselben fand auch nicht die geringste Störung statt. Die Bauern lieferten das von ihnen geforderte Quantum ab, ohne irgend ein kränkendes Wort zu sagen über den ihnen auferlegten Zwang, und ohne Bitterkeit, wie sie sonst wohl Dem inne zu wohnen pflegt, von Dem eine verhaßte Abgabe gefordert wird. Der Burgvoigt war dagegen überaus nachsichtig; er hatte kein Auge dafür, wenn das Getraide nicht etwa von der besten Sorte war, oder wenn das Maaß etwas knapper ausfiel, als es sollte; sobald aber Alles in bester Ordnung befunden wurde, konnte er des Lobes kein Ende finden, und versicherte mehrmals mit Hand und Mund, welche aufrichtige Freude es dem Grafen machen werde, zu hören, daß er so wohlgesinnte Insassen habe.

Endlich war nun das Geschäft vollständig beendet und kein Vorwand mehr denkbar, die Bauern zurückzuhalten. Darum trat der Burgvoigt mitten unter sie und sagte:

„Habt den besten Dank und seid versichert, daß ich dem Grafen Euere Bereitwilligkeit zu rühmen wissen werde. Nun aber hört meinen Vorschlag: Laßt Euere Leute sammt den Karren und Pferden wieder durch das Thor abfahren und draußen lagern; ich will sorgen, daß Bier und Brod hinausgeschafft werde. Die Arbeit hat Schweiß gekostet, und der Heimweg ist lang. Ihr aber, werthe Herren, thut mir die Ehre an, daraus Ernst zu machen, was ich vorhin im Spaß hinwarf. Sprecht bei mir ein und nehmt mit einem Trunk und einem Imbiß vorlieb, so gut ich ihn Euch zu bieten vermag."

Die Bauern, welche schon früh vom Hause weggemacht und die mitgebrachten Vorräthe längst aufgezehrt hatten, waren nicht abgeneigt, den Vorschlag des Burgvoigtes anzunehmen. Doch getrauten sie sich nicht, ohne Zustimmung ihres Führers, eine Antwort zu geben, und darum blickten sie auf diesen, der unbeweglich unter ihnen stand.

Das merkte der Burgvoigt bald und wandte sich darum mit seiner Einladung noch an den Etheler besonders, der ihn mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln ansah und dadurch fast in Verlegenheit brachte.

Nun aber trat Junkherr Kasper von Miltenberg in den Kreis der Bauern, faßte den Burgvoigt an der Schulter, schob ihn seitwärts und sagte:

„Euere Einladung, guter Freund, mag wohlgemeint und Euer Meth sonst recht trinkbar sein, was ich nächstens selbst versuchen werde, jetzt aber ist er essigsauer und ich rathe Euch, nach Hause zu gehen und Euch allein daran zu berauschen, sintemal für diese Männer derzeitig anders gesorgt ist. Ich bin der Junkherr Kasper von Miltenberg, Ihr Leute, Lehnsmann und erster Wappner des Grafen Rudolf von Böckelnburg. Er läßt

Euch durch mich einen Gruß vermelden und ladet Euch ein, mir in die Halle der Burg zu folgen, wo die Mahlzeit für Euch hergerichtet ist und wo er selbst, sammt seiner hohen Gemahlin, Euch mit vollem Becher bewillkommnen und das Gastrecht üben wird, wie es auf dem Boden von Ditmarschen heimisch ist."

Diese Worte machten einen seltsamen Eindruck auf die einfachen Landleute, welche die Köpfe zusammen steckten und sich nicht Rathes wußten. Nur der Etheler stand ruhig wie vorhin und ging nicht die geringste Veränderung mit ihm vor. Der Burgvoigt aber wagte sich, trotz der nervigten Faust des Junkherrn, wieder hervor und sagte:

„Um der heiligen Jungfrau willen, Herr von Miltenberg, wer hätte solche Leutseligkeit erwartet von dem gestrengen Herrn Grafen! Aber ich gönne diesen wackern Männern die ihnen zugedachte Ehre und will sie nicht darum beneiden, so schwer das auch ist. Ja, Ihr guten Leute, nun nehme ich meine Einladung wieder zurück, denn was ist mein Meth in der hölzernen Kanne gegen den goldenen Wein im silbernen Becher, der Euch dort oben als Willkomm geboten wird?"

„Haltet Euer ungewaschenes Maul!" rief der Junkherr ärgerlich, „und kommt mir nicht stets querfeldein. Ihr habt meine Worte vernommen, Ihr Leute, und ich denke, sie sind Euch genehm gewesen?"

„Wir nehmen die Einladung des Grafen an und werden Euch zur Halle folgen," entgegnete Etheler ruhig.

„Das wird dem Grafen eine absonderliche Ehre sein!" rief der Miltenberger rasch und nicht ohne einen Anflug von Spott.

„Ich hoffe es," antwortete der Hausmann vom Heine-Viert, „denn sonst hätte er uns nicht geladen, oder seine Einladung war nicht ehrlich gemeint; Beides aber mag ich nicht glauben. Geht nur immer voraus, Herr von Miltenberg, wir folgen Euch."

Der Junkherr war über diese kecken Worte des

Bauern so verblüfft, daß er keine Antwort zur Hand hatte, und darum sich schweigend umwandte und die Treppe hinanschritt, welche zu der Halle hinaufführte. Ihm folgten die Andern mit ruhiger Haltung. Als sie oben angelangt waren, schritt der Junkherr in die Halle, um die nahenden Gäste dem gräflichen Paare anzumelden und trat dann wieder heraus, um diesen mit einem Winke anzudeuten, daß sie erwartet würden.

Die Bauern traten ein.

Seit dem großen Bankett in der Weihnachtszeit hatte die Halle einen solchen Schmuck nicht gesehen. Die Tafel war mit kunstreichem Geschirr aus den edelsten Metallen bedeckt, und auf dem Schenktische daneben standen silberne Kannen und goldene Becher in großer Zahl. Von der Decke herab wehten die Banner und Fahnen mit den Wappen des Erzbischofs und des Grafen von Stade, so wie die aller schloßgesessenen Herren im Lande selbst. An einem besonderen Platze aber hing, vieldeutig für Jeden, der daran deuteln wollte, das vereinte Wappen des holsteinischen und des sächsischen Landes; sie waren ein lebendiger Ausdruck dessen, was in der Seele des Böckelnburger vorging und wer das Gemüth und den Geist desselben erkannte und die Kraft, die er besaß, den gefaßten Gedanken zur That zu machen, der mochte je nach seinem Glauben darüber lächeln oder sich fürchten. Was aber den auffallendsten Schmuck der Halle ausmachte, das war am äußersten Ende derselben, wo sich der obere Theil der verschwenderisch ausgerüsteten Tafel und der Sitz des Grafen Rudolf befand: der goldene Reiter auf silbernem Pferde im rothen Felde, das hochberühmte Wappen der freien und unabhängigen Ditmarscher.

In einem Halbkreis standen die Diener des Grafen im reichen Schmucke; am reichsten aber waren die Pagen gekleidet, die, je zwei und zwei, hinter den Stühlen des Grafen und der Gräfin standen, und war es nicht zu übersehen, daß auf ihrem purpurnen Wamms ebenfalls

das Ditmarscher Wappen in zierlicher Stickerei angebracht war. Dadurch gab Herr Rudolf mehr als durch alle andern Erklärungen kund, wie seine innerste Herzensmeinung sei, wie er nur der Gewalt der Umstände weiche, wenn er sein Herrenrecht nicht mit solcher Strenge übe, wie es ihm vor Gott zustehe, und wie er Jeden, der daran zweifle, für einen Rebellen halte.

Als der Junkherr am Eingang der Halle Ethelers Hand nahm und mit diesem die Schwelle überschritt, rief er mit lauter Stimme:

„Herr Graf Rudolf von Ditmarschen und Ihr, erlauchte Frau Gräfin, mit Eurer Beider Erlaubniß führe ich hier die Männer ein, welche Ihr die Huld gehabt habt, zu Euerm Frühmahl einzuladen, und erkennen sie die ihnen erzeigte Gnade mit dankbarem Herzen freudig an."

Die Bauern stutzten bei diesen Worten, der Etheler aber ergriff des Junkherrn Hand, drückte sie ziemlich unsanft und sagte:

„Erlaubt, Herr! Wir sind allzumal mündig und Mann's genug, Jedem, ohne Ansehn der Person, das selbst zu sagen, was wir ihm zu sagen haben. Auch wüßte ich nicht, daß es Einem von uns in den Sinn gekommen wäre, Euch zum Mittelsmann zu kühren, wo es eines solchen gar nicht bedarf."

Der Junkherr wurde bei diesen Worten gar zornig und nur mit Mühe hielt er an sich. Aber er richtete einen vielsagenden Blick auf den Grafen, als wollte er diesen auffordern, die ihm widerfahrene Unbill zu rächen.

Die Gräfin wechselte bei den lauten Worten des Bauern die Farbe, Herr Rudolf aber that, als sei nicht das Geringste vorgefallen und trat seinen Gästen entgegen:

„Es hat mich gefreut, Männer von Ditmarschen, daß Ihr der Mahnung gefolgt seid, welche ich durch das ganze Land ergehen lassen, und Euere Pflicht gegen mich erfüllt habt. Es ist nicht gut gethan, wenn Voigt und Insasse

stets mit blanker Wehr einander gegenüber stehen; dabei muß Alles zu Grunde gehen und der Hartnäckige büßt es vor den Uebrigen. Ihr zeigt einen friedlichen Sinn, das weiß ich zu schätzen und ich habe Euch hierher entboten, um Euch das zu sagen und Euch mein Wohlgefallen über Euere Willfährigkeit auszudrücken."

„Ihr häuft das Maaß der Gnade für uns einfache Landleute ganz außerordentlich!" entgegnete Etheler mit aufgeworfenen Lippen.

„Ihr seid's, Herr Etheler!" rief Graf Rudolf mit erhobener Stimme. „Traun, ich hätte Euch fast übersehen und das wäre eine Schande für mich gewesen, denn in dem Ditmarscher Lande das Heine-Viert übersehen, hieße den Wald vor lauter Bäumen nicht erkennen."

„Dafür ist mir nicht bange!" sprach der Bauer und sah den Grafen fest an. „Graf Rudolf hat eine so gute Gesinnung für jenen Fleck unseres Landes und für alle Bewohner desselben, daß sein Roß dahin den Weg mit leichter Mühe findet."

Bei diesen Worten des Bauern lief es dem Grafen eiskalt über den Rücken, denn er konnte nicht wissen, was diesem noch zu sagen gefallen würde. Die Gräfin aber, die schon lange einen geheimen Verdacht im Herzen trug, und deren verletzte Eitelkeit bei diesen Worten neu aufgestachelt wurde, gewann es über sich, das stolze Schweigen zu brechen, und sagte mit eigenthümlicher Hast:

„Wie meint Ihr das?"

Mit einem Geschick, wie man solches einem schlichten Bauersmann kaum hätte zutrauen sollen, verneigte sich Etheler gegen die Dame und erwiederte:

„Als der Graf zur Jagdzeit sein Hoflager nach Windbergen verlegte, und auf der Gränze des Döftes jagte, von wo aus der Weg zu meinem Gehöfte führt, hat es sich zum Oeftern begeben, daß der Graf dort einkehrte und von dem heißen Waidwerk einen Augenblick auszuruhen begehrte, was mir stets zu großer Ehre ge-

reichte. Es war ungeschickt von mir, einer erzeugten Gunst in solcher Weise zu gedenken.

„Nichts weiter davon!" sagte Graf Rudolf leicht aufathmend. „Wir sind schlechte Wirthe, Elisabeth, daß wir unserer Gäste so wenig gedenken, die einen beschwerlichen Morgenritt gemacht haben und hungrig und durstig sind. He! Truchseß! Laßt das Mahl hereinbringen und Ihr, Junkherr Miltenberg, zeigt Jedem seinen Platz an."

So geschah es und als die Ordnung hergestellt war, zeigte es sich, daß die Gräfin und der Graf das oberste und der Junkherr von Miltenberg das unterste Ende der Tafel einnahmen. Etheler aber saß zur Linken des Herrn Rudolf. Und darin konnte leicht eine Absicht erkannt werden, denn der Gestrenge erwies seiner Dame kaum die nöthigsten Aufmerksamkeiten und hatte nur Auge und Ohr für seinen Nachbar, den er unter allen Umständen für sich gewinnen und für seine Entwürfe stimmen wollte, denn ein Ditmarscher Hülfsheer schien ihm für seine Pläne von großer Nothwendigkeit zu sein. Etheler aber hörte Alles ruhig an, ohne eine Miene zu verziehen und ohne eine Antwort zu ertheilen, so daß man nicht wußte, ob das Alles einen guten Eindruck auf ihn mache oder einen schlimmen. Die Gräfin erstarrte in ihrem Grimme immer mehr zu Eis; dem Grafen wurde warm:

„Schenke! Nehmt diese Becher weg und reicht uns andere mit den goldigen spanischen Tropfen gefüllt, welche wir der Huld unseres ruhmwürdigen Lehnsherrn, des frommen Herrn Erzbischofs hohe Gnaden verdanken. Fast sollte Einen der Duft berauschen, der aus dem Kelche aufsteigt. Thut mir Bescheid, Herr Etheler! Das muß ein Land voll des reichsten Wohlgeruchs sein, das einen so würzigen Trank hervorbringen kann."

Die Bauern hatten unterdessen, von dem Junkherrn und den aufwartenden Dienern fleißig dazu aufgemuntert, den Schüsseln, sowie nicht minder den Bechern, tüchtig zugesprochen, und es ward ziemlich laut an der gastlichen Tafel. Etheler sah dies mit steigendem Mißvergnügen

und warf den Gefährten zornige Blicke zu. Aber es half ihm nicht sonderlich, denn sie achteten wenig darauf und je lauter die Kannen klapperten, je lauter lachten sie dazwischen. Niemand aber freute sich mehr als der Junkherr von Miltenberg, der sich selbst so oft einen Rausch angehängt hatte und sich nun nicht genug freuen konnte, Andern dasselbe zu thun.

In das Geplapper der Bauern mischte sich das Kichern und Lachen der Pagen, die ihr Kurzweil trieben mit den schlichten halb angetrunkenen Männern, die sich nach und nach in der gräflichen Halle heimisch fühlten. Nur Etheler saß still, fast unbeweglich wie ein Fels im Meere, und machte auf seine stolze Wirthin einen so günstigen Eindruck, daß sie, den Mahnungen ihres Gemahls eingedenk, ihren Hochmuth ein wenig bezwang, und an ihn einige Worte richtete, die er kurz aber deutlich beantwortete.

Der Graf hatte sich nicht umsonst den Etheler zum Nachbarn ausersehen. Er gedachte seines großen Lieblingsplanes und wie er denselben nur mit Hülfe der Ditmarscher ausführen könne, weshalb er diese um jeden Preis gewinnen müsse. Darum neigte er sich zu dem Bauer, der zu seiner Linken saß, und sprach angelegentlich, ja fast zutraulich mit ihm, indem er alle Vortheile darzuthun suchte, welche den Bauern zufließen würden, wenn sie das gräfliche Bündniß annähmen. Der Bauer aber war, dem schloßgesessenen Herrn gegenüber, verschlossen wie das Grab.

Der Graf vermochte kaum seinen Gleichmuth zu bewahren, als er jedes Wort, das er mit großem Bedacht entsendete, wirkungslos verhallen hörte. Die Zornader auf seiner Stirn schwellte an, das Blut stieg ihm in die Wangen.

„So versteht Ihr nichts von dem, was ich Euch sage, Etheler?" rief er, sich mühsam bezwingend. „Besinnet Euch, Mann. Es ist nur der Wiederhall von dem, was Ihr zu Heine-Viert mir gesagt habt. Es

würde Euch besser ziemen, mir auf halbem Wege entgegen zu kommen, als mich diesen Umweg machen zu lassen. Auch ohne Euch werde ich, wenn gleich etwas später, an das gewünschte Ziel gelangen und dann Euere Doppelzüngigkeit nicht vergessen."

„Vergeßt vielmehr Euch nicht, mein Gemahl," unterbrach ihn die Gräfin, die sich, auf das Tiefste verletzt, von ihrem Sessel erhob. Denkt Euerer Würde und unterhandelt nicht mit einem Manne, dem Ihr zu befehlen habt, und an der Hacke des Stiefels mit Euch fortschleppt. Ich habe es Euch vorhergesagt, was folgen würde, wenn Ihr Euch so weit herabließet, den pflichtigen Mann in Euere Halle zu laden und von Euerm Tische essen zu lassen. Wenn Ihr solchen Leuten nur einen Finger breit Willen laßt, schwellt der Eigendünkel sie auf und sie wissen sich vor Uebermuth nicht zu lassen."

„Beruhigt Euch, theure Elisabeth!" entgegnete Graf Rudolf. „Ich werde wissen, was mir zu thun geziemt."

„Was Euch geziemt? Die Schmach zu rächen, die Euch und mir in unserem Hause widerfahren ist, und dem Uebermüthigen den Daumen auf das Auge zu drücken."

Etheler warf stolz den Kopf in den Nacken: „Warum sagt Ihr nicht geradezu, den Flachs um die Finger und das Joch über den Nacken? Ich weiß wohl, was in Euerer Seele vorgeht, Frau Gräfin! Wenn Ihr uns mit einem Fußtritt vertilgen könntet, es würde Wonne für Euch sein. Nun wohlan! Ich bin in Euerer Gewalt und habe Euch beleidigt. Laßt mich niederstoßen dafür. Ich sterbe lieber, hinterrücks ermordet, mit freiem Sinn, als von Euch zum Knechte gemacht, wenn Ihr die holsteinische Grafenkrone auf Euere Stirn setzt."

„Ihr irrt, Bauer!" rief mit höhnischem Lachen die Gräfin. „Es sind noch andere Mittel vorhanden, Euch zu zwingen, als ein Lanzenstoß von der Hand eines unbescholtenen Knappen. Haltet Ihr die Böckelnburg für so arm, daß sie nicht noch einen zweiten Karren herbei

zu schaffen vermag, vor den sie Euch spannen kann, um das gefallene Gethier von dem Schloßhofe auf den Anger zu fahren?"

Ein lautes Murren erhob sich unter den Bauern, die sich um Etheler geschaart hatten. Dieser entgegnete nichts, aber die zusammen gekniffenen Lippen und das erbleichende Gesicht, aus welchem jeder Blutstropfen gewichen war, bezeugten, was in der Brust dieses Mannes vorging, dessen Athem die Freiheit war. Aber auch selbst in diesem Augenblicke verließ ihn die Klugheit nicht. Er übersah, daß er hier mit Aufbrausen nichts ausrichtete; er bereuete es, daß er sich schon so sehr hinreißen ließ und mit festem Willen sogleich die Herrschaft über sich selbst gewinnend, trat er einen Schritt zurück, und sich vor der Dame verneigend, sagte er:

„Das ist ein schlechter Ausgang einer so schönen Mahlzeit, wo doch, meinte ich, das Letzte immer das Beste sein müßte, damit Gast und Wirth sich in Fröhlichkeit trennen, und auf die nächste Zusammenkunft sich freuen. Laßt uns einander nicht nachtragen, was wir Unbedachtes gesprochen, sondern mag es der Wind verwehen, sintemal es wohl zu bedenken ist, was Ihr an uns haben könnt, wenn Ihr selbst nur wollt."

Diese letzten Worte trafen in das Herz des Grafen. Und obgleich er nicht übel Lust gehabt hatte, den Etheler, trotz seines Anhanges im Lande und trotz seiner hübschen Tochter, von seinen Knechten für seinen Uebermuth peitschen und in das Burgverließ werfen zu lassen, so machte er doch gute Miene zum bösen Spiel und rief lachend:

„Du sprichst ein verständig Wort und so mag es darum sein. Ein guter Wirth überhört die bösen Worte des Gastes."

„So thue auch ich," sprach der Bauer. „Das weiß der Graf und muß es rühmen, wie ich es halte, wenn er bei mir auf Heine-Viert einspricht nach beendeter Jagd."

„Ei, Herr Graf, von Besuchen solcher Art habt Ihr mir noch nichts erzählt!" sagte die Gräfin.

Graf Rudolf gedachte an Margarethe und sein besorgter Blick streifte den Bauer, der aber entgegnete rasch:

„Ich nenne den Grafen meinen Gast, wenn er, vom Waidwerk ermüdet, auf meinem Gehöfte einspricht, um sich eine kurze Rast zu gönnen. Es ist ein vornehmer Besuch, der dem Hause, wo er einkehrt, eine Ehre erweisen soll. Aber, wenn Ihr mit dem Landmanne unterhandeln wollt, ein Ditmarscher mit dem Ditmarscher, dann müßt Ihr nicht als ein vornehmer Graf, als ein Gewaltiger, sondern als Mann zum Manne kommen. Und wenn Ihr das thut, meine ich, ich wollte Euch eben so empfangen, wie Ihr mich heute, und des Bauern Bewirthung sollte wohl die Bewirthung des Grafen übertreffen."

Die Gräfin warf unwillkührlich einen Blick auf die geschmückte Halle, auf die kostbaren Geschirre des Kredenztisches und wußte nicht, ob sie ihren Ohren trauen sollte. Der Graf aber, der so manches Mal auf dem Gehöfte zu Heine-Viert gewesen war, und gar wohl wußte, wie es daselbst bestellt sei, lachte überlaut:

„Ja, nun glaube ich, Bauer, daß Dir der Meth zu Kopfe gestiegen ist, und der Duft des Weins Dir die Sinne verwirrt hat. Was? Du wagst es, mit dem Böckelnburger in die Schranken zu treten und zwischen Deinen Lehmwänden den Prunk des Grafenschlosses zu entfalten? Schlafe Deinen Rausch aus, Bauer, und reite des Weges heim, den Du gekommen bist."

„Ich habe nichts von einem Grafenschlosse und nichts von einer Lehmhütte gesprochen, sondern von den Behausungen zweier freien Männer. Und darin hoffe ich, es Euch in der Bewirthung gleich zu thun, wenn nicht zu überbieten. Wenn Ihr von meinen bäuerischen Großprahlereien so gewiß überzeugt seid, weshalb straft Ihr mich nicht Lügen? Es ist kein endloser Weg zwischen dem Heine-Viert und der Böckelnburg und was wir mitsammen zu besprechen haben, läßt sich unter meinem nie-

dern Dache besser zu Ende führen, als in diesen hohen, steinernen Gewölben."

„Nun, bei meinem Schutzpatron!" rief der Graf. „Schon um dieser Keckheit willen sollte man dem stolzen Verlangen nachgeben. Wahrhaftig! Unsere Bauern werden hochgeborne Herren und unsere schloßgesessene Ritterschaft steht, sich verneigend, auf der Tenne des zum Fürsten gewordenen Bauern und setzt sich zum dampfenden Brei. Was bedünkt Euch, Frau Gräfin? Solltet Ihr nicht einige Lust bezeugen, den Mann dort bei'm Worte zu nehmen? Ihr habt Kenntniß von allen Theilen einer guten Wirthschaft und mögt mit feinem Sinn entscheiden, ob der Mann sein prahlerisches Versprechen erfüllt."

„Ich gebe Euch nach, mein Gemahl; aber nur, wenn Ihr versprecht, den Uebermuth zu demüthigen und die Lüge zu züchtigen. Jene Worte sind zu frech, um ohne Ahndung zu bleiben."

„Das verspreche ich Euch!" entgegnete Graf Rudolf rasch, und wandte sich dann zu dem Bauer, der hoch aufrecht mitten in der Halle stand:

„Etheler, wir nehmen Deine Einladung an. Der Graf von Ditmarschen, sammt seiner Gemahlin, erscheinen binnen Monatsfrist zu Heine-Viert und gehen bei Dir zu Gaste. Siehe zu, daß Du Dein Wort lösest, denn so Du es nicht erfüllen kannst, magst Du Dir selbst die Folgen Deiner Prahlerei beimessen. Und nun ist es genug des Geschwätzes. Macht Euch mitsammen nach Hause."

„Ich erwarte Euch, Graf Rudolf! Ich erwarte Euch, Gräfin Elisabeth!" entgegnete gleichmüthig der Bauer und verließ sammt seinen Gefährten die Halle.

Draußen stand Kasper von Miltenberg. Er hatte die Halle verlassen, weil er nicht in Gegenwart des Grafen dem Bauer zu Leibe wollte, doch hatte er es sich vorgenommen, draußen das Versäumte einzubringen. Als nun aber das Auge des Bauern ihn traf, so ruhig, so

sicher, als ob ein Sieg ihm nimmer mißglücken könne, schlug er die seinigen unwillkührlich zu Boden und ließ ihn, ohne ein lautes Wort, ungehindert seines Weges ziehn. Als aber der Bauer den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, konnte der Junkherr doch einen leisen Fluch nicht unterdrücken.

Auch die Pagen, welche, gar sehr wider ihren Willen, das Schenken- und Truchseßamt hatten ausüben müssen, hatten sich vorgenommen, die dummen Bauerntölpel weidlich zu hänseln, als sie aber sahen, wie es dem von ihnen Allen gefürchteten Junkherrn erging, ließen auch sie die Flügel sinken, und glaubten den Bauer hinlänglich durch schweigende Verachtung zu bestrafen.

Im Burghofe war es todtstille. Durch die Dienerschaft war schon die Nachricht von dem Ausgange des Mahles bekannt geworden und weder der Voigt, noch sonst einer von den ersten Hausdienern ließ sich blicken, um die Gäste mit einem guten oder einem bösen Worte zu entlassen. Selbst der Pförtner, der sonst so leicht eine Verwünschung bei der Hand hatte, schob mit mürrischem Schweigen den Riegel zurück und ließ Alle hinaus.

Eine Zeitlang ging es im kurzen Trabe fort. Als man aber eine ziemliche Strecke von der Grafenburg entfernt war, umringten den Etheler seine Gefährten und thaten ihm ihr Erstaunen über seine kecke Rede kund. Er aber hörte kaum nach ihnen hin, sondern sagte unwirsch:

„Was wollt Ihr? Sollte ich länger gelassen diese Verhöhnung des Bauern dulden und sehen, wie sich der Edelmann über uns erhebt, als wären wir nichts denn jämmerliche Frohnknechte, da wir doch frei auf unserm Erbe sitzen, das uns von unsern Vätern überkommen ist, und makellos auf unsere Söhne übergehen soll, während er die Scholle, worauf er hauset, sich von der Huld des Erzbischofs und des Grafen von Stade zu Lehen erbitten mußte und den Seinen nichts hinterlassen kann, als die abgetragenen Franzen seines Grafenmantels? Hei! Was seid Ihr für Männer, habt Haus und Hof und Vieh

und Pflug, einen starken Arm und eine gute Waffe, ein reines Gewissen und eine klare Einsicht vom Leben, und doch befällt Euch eine Scheu, wenn Ihr vor Seiner Gestrengen steht, der an seinem kleinen Purpur hin- und herzerrt, als wollte er damit den ganzen Leib bedecken und der es gern Kaiserlicher Majestät nachthun möchte in seinem winzigen Schlosse? Geht, geht, und reitet Eurer Wege, Jeder nach seinem Gehöfte. Ich bin ärgerlich ob Eures Benehmens und habe keine Lust, mit Euch zu kurzweilen. Schämt Euch, Ihr Männer von Ditmarschen, und bei nächster Gelegenheit zeigt, daß es Euch besser um's Herz ist, als es jetzt zu sein scheint. Der Etheler wird sich dann gerne von Euch Lügen strafen lassen."

Und damit gab er seinem Pferde die Sporen, so heftig, daß es einen Satz machte, quer über den breiten Graben sprang, der längs der Straße floß, und unter den niederhängenden Zweigen der Bäume verschwand, die sich hier in großer Masse befanden. Die Andern ließen ihn ruhig ziehen, denn sie fürchteten die Ueberlegenheit seines Geistes, unter dessen Herrschaft sie unbewußt Alle standen und fühlten, daß er mit seinen Vorwürfen nicht ganz Unrecht habe. Die Gluth des Weines war bei jenen ernsten Worten rasch von ihnen gewichen, aber das Blut der Schaam machte die Wangen der heimkehrenden Ditmarscher erglühen.

Drittes Kapitel.

Auf Helgoland.

Da liegt der alte Fosetafelsen und um ihn rollt in weiten Bogen das prächtig wogende, laut aufdonnernde Meer.

Da liegt Helgoland! Aber nicht das winzige, vom Sturm verwitterte, vom Regen verwaschene Helgoland unserer Tage, das die Meereswogen unaufhaltsam bena-

gen, das jede Stunde der trotzigen Woge den unfreiwilligen Tribut zahlt, wenn sie ihn fordert. Es liegt da in seiner alten Pracht und Herrlichkeit, weithin seine rothen Wände erstreckend, die im Sonnenlicht aufglühen, das Haupt mit dem grünen Kranze bedeckt; vor ihm, weiß schimmernd, mit bunten Muscheln und blankem Gestein ausgeziert, das mächtige Vorland, das bis zur Düne sich erstreckte, denn noch waren nicht die Tage Ligurs gekommen, der mit wilder Gefräßigkeit die weiten Flächen verschlang, über welche jetzt der Kiel des Schiffers weithin segelt. *)

Auf dem Vorlande war ein bewegtes Leben. Die verschiedensten Gruppen hatten sich längs dem Strande gebildet. Hier lag um ein Feuer eine Schaar, die erst kürzlich von einem Streifzuge heimgekehrt, sich selbst das Mahl bereitete. Unfern von ihnen erklangen die Becher, oder klapperten die Würfel. Dazwischen erscholl ein wildes, phantastisches Lied, zu welchem die aufrauschende See den Grundaccord angab. Ein Haufen kräftiger Jünglinge spannte den Bogen, oder wog das kurze Schwerdt in starker Hand; sie übten sich im Kampfe mit den schärfsten Waffen und brachten aus dem Freudenspiele manche blutige Wunde heim. Die Alten saßen auf umgekehrten Booten oder Netzbojen und ließen sich von ihren Enkeln die jüngst erlebten Abentheuer erzählen, kopfschüttelnd und trauernd, in der Meinung, daß der alte Friesenmuth doch eigentlich mit ihnen zu Grabe gehe. Hart am Strande aber umringte muthiges Volk ein Schiff, das im Bau vollendet, von dem hohen Sande in das ihm zugeborne flüchtige Element hinabgelassen wurde.

„Wie heißt Ihr das Schiff, Meister?" fragte ein Friese seinen Nachbar, der dasselbe mit wohlgefälligen Blicken betrachtete, als es zum ersten Male auf der krystallhellen Fluth sich wiegte.

---

*) Siehe Heinrich Smidt, Seemannssagen und Schiffermährchen. 2. Ausgabe. Berlin 1849.

„Borg-Tor-Hamme denke ich, soll es heißen!" antwortete der Schiffsbaumeister. „Es soll eine Art Ehre sein für den Ritter, der von dem Festlande zu uns gekommen ist, und er soll's führen."

„Eine Art Ehre? Hm! Ich denke, es ist eine Ehre ganz und gar, wenn dergleichen für einen Mann gethan wird."

„Meint Ihr? Nun, ich thue es auch. Aber dann muß der Mann lange Zeit mit uns gelebt, und sein Arm muß für uns gekämpft haben. Das neue Schiff muß mit Blut getauft werden, und *sein* Blut muß es sein, wodurch es zu diesen Ehren kommt. Aber zum Dank dafür, daß er vielleicht mit uns kämpfen wird und aus Entzücken darüber, daß er sein Blut für uns vergießen könnte, das schönste Schiff, das dieser Strand seit Jahren gesehen . . . ."

„Grämt Euch nicht zu sehr darüber. Ingold Broder hat es so angeordnet und was der ein Mal will, ."

„Verdammt sei er! Und was bleibt mir? Habe ich nicht zehn Schiffe mit diesen meinen Händen erbaut und auf fünfen derselben den ersten sieghaften Streifzug gemacht? Was haben wir auf unserm Felsen, wenn uns der Ruhm mangelt? Ist Nummel Vließ nicht ein eben so guter Name für dieses Schiff, als Borg-Tor-Hamme? Ich will mich selbst fressen, wenn ich je auf meinem Helgen wieder einen Kiel lege und wenn jenes Fahrzeug seine Schuldigkeit thut, so springen bei'm ersten Aufstampfen die Kielbolzen aus und die Häringe spielen Versteckens zwischen den Kniehölzern."

„Das ist ein frommer Wunsch aus einem so heidnischen Munde. Sollte man nicht glauben, die alte Heidenzeit kehre wieder und Ihr wäret einer der alten Fo-seta-Priester, die mit Feuer und Schwerdt, mit Sturm und Fluth für den Dienst ihrer Göttin würgten? Bedenkt, Meister, wir sind fromme Leute geworden seitdem, und es könnte Euch schlimm bekommen, wenn Ihr anders lebtet, als nach der Lehre des Kreuzes."

„Denkt Ihr den alten Rummel Vließ noch zu narren? Thut's, wenn Ihr fühlen wollt, ob meine Faust härter ist, als Euer Hirnschädel. Pest! Da schreitet der Eindringling seiner Behausung zu. Ich muß ihm nur aus dem Wege gehen, sonst falle ich ihn noch rücklings auf offener Straße an."

„Ihr habt bei dem Ablaufen Eures Schiffes einen mächtigen Zug über den Durst gethan!" entgegnete Jener. „Begreife sonst nicht, was Euch so aufbringen kann gegen einen Mann, der uns zu einem kühnen Streiche seinen Arm leihen will."

„Kann sein, daß mein Kopf brennt. Will ihn kühlen in der See und dann ausschlafen. Aber . . ."

„Was für Aber habt Ihr? Euere Augen brennen."

„Es ist nichts. Hängt Euch nicht so an mich, Bursch, oder ich zerdrücke Euch, wie ich es mit so manchem Andern gemacht habe. Es wird ein Tag kommen, da man zu Foseta von dem Rummel Vließ reden und es bereuen soll, das an ihm gethan zu haben."

Der Schiffbauer und sein Gefährte entfernten sich und bald standen an jener Stelle der Ritter Borg-Tor-Hamme, sammt seinem geschwornen Waffenfreund Ingold Broder. Andere schlossen sich ihnen an.

„Da schleicht der Neidhart hin mit dem Wurm im Herzen!" sagte lachend der Letztere. „Er möchte Euch gerne an den Hals und ich stehe nicht dafür, daß es seiner Zeit einmal geschieht. Rummel Vließ ist ein störrisch Gemüth. Mögt' Euch vor ihm hüten."

„Das Geschmeiß unter meinen Füßen kümmert mich nicht," entgegnete verächtlich der Ritter. „Ich zertrete es."

„Seht zu, daß Ihr Euch keinen vergifteten Stachel in die Sohlen tretet; ich habe nichts damit zu schaffen. Das Schiff ist fertig und Euch die höchste Ehre erwiesen, die Ihr hier erlangen könnt. Wann segeln wir?"

„Morgen früh. Es ist mir nicht möglich, noch länger so unthätig fortzuleben. Das Fieber beginnt mich

wieder zu schütteln, und ich weiß nur Eines, wodurch ich es bannen kann: den Kampf."

„Der soll Euch werden vollauf. Hei! Wie es kernen wird, wenn wir mit unsern Dreschflegeln über die vollen Garben kommen. Es soll kein Schaupfennig bleiben im Lande und kein Goldgülden in den Truhen!"

„Raubt Ihr, ich fechte! Es ist Euere Art so, Ihr könnt nicht anders. Aber ich rathe Euch nochmals, Euere Gelüste und die meinigen nicht unter einander zu mengen, sie sind nicht verschiedener, als Tag und Nacht."

Ingold Broder sagte ernst: „Kappt Euern Hochmuth, Ritter. Er ist hier am Friesenstrande nichts nütze. Wir kümmern uns nicht um Euere Schloßgesessenschaft und halten dafür, das sei der beste Mann, der am tüchtigsten zuschlägt. Haltet Euern Vertrag, wie wir den unsrigen, sonst aber laßt uns ungehudelt, das ist für uns Beide das beste. Und nun dies, wie ich hoffe, für immer unter uns abgethan ist, denke ich, wir sehen nach den Zurüstungen an Bord, damit uns morgen nichts mangele."

Beide bestiegen das neue Schiff und überzeugten sich, daß es an nichts fehle. Als sie auf das Verdeck zurückkehrten, gewahrten sie einen Segler, der gegen die Insel heran brauste und von seiner Mastenspitze einen langen rothen Wimpel wehen hatte.

„Juchhei! Da giebts neue Beute, oder vielmehr eine alte Schuld wird gesühnt!" rief Ingold Broder jubelnd aus. „Wißt, Borg-Tor-Hamme, dieser rothe Wimpel bedeutet, daß sich am Bord des Schiffes ein Abgesandter befindet, der das Lösegeld für die gemachten Gefangenen bringt. Es werden die Summen fein für die Weiber, welche wir neulich auf dem Schwimmlande griffen und an die faste Wall gehen ließen. Hol's der Teufel, das Volk hält auf sich!"

„Sie halten pünktlich Wort!" sagte der Ritter.

„Für solche Dummheit sollte man ihnen eigentlich das Messer durch die Gurgel stoßen und ich würde es

diesem Narren, der da mit seinem Geldsack über Bord steigt, sogleich thun, wenn ich ihm seine Albernheit vorgehalten; aber unser Gesetz spricht die Gesandten heilig und wir müssen ihn unversehrt an den Ort bringen, von welchem aus wir ihn abgeholt haben. Habe es oft gesagt, Herr Borg-Tor-Hamme, es liegt viel Dummheit in den Gesetzen."

Unterdessen war jenes Schiff zu Lande gekommen und der Gesandte, der für die gefangenen Ditmarscher das Lösegeld brachte, ward zu den Häuptern der Friesen geführt.

„Hei! Hei!" rief Ingold Broder lebhaft. „Haben wir hier nicht einen von den Vögeln, die schon einmal in unserer Schlinge sich fingen? Für diese zwiefache Dummheit sollte man Dich an einem Spieß braten, wie ein einjährig Kalb."

„Das dürft Ihr nicht!" entgegnete Reimer Dulk ernst. „Ehe ich an Bord ging, haben mir die Eurigen zugeschworen, daß ich ungeschädigt davon kommen sollte, und dies Wort darf nicht gebrochen werden."

„Der Hund hat Recht!" brummte Ingold Broder für sich in den Bart. „Verdamme ihn Gott dafür!"

Reimer Dulk war indessen zu einem abgeplatteten Stein getreten und zählte die Münzen auf, die er in dem Säckel bei sich trug:

„Hier ist Euer Lösegeld. Ich bringe es selbst, damit ich gewiß bin, daß Ihr es richtig empfangt und keinerlei Streit über Verzögerung oder Verkürzung der Schuld von Euch erhoben werden kann. Nehmt und merkt es auf diesem Kerbstock an, daß ich meine Schuldigkeit gethan habe."

„Das habt Ihr, da ist Euer Merkzeichen und hier bringe ich Euch den Willkommen in einem guten Trunke dar; so ist dem Herkommen von beiden Seiten genügt und Ihr könnt noch heute nach dem Festlande übersetzen."

„Je eher, je besser. Und nun ich meine Pflicht,

nach Euerer eigenen Aussage erfüllt habe, gebt mir die Gefangenen heraus, die Ihr hier zurückgehalten habt."

„Die gehen mich nichts an!" entgegnete Ingold Broder mürrisch. „Ihr müßt Euch derohalben mit dem Ritter hier abfinden."

„Was?" rief Reimer Dulk aufbrausend. „Gebraucht Ihr Ausflüchte? Habe ich mich nicht Euerem Brauche gefügt und wollt Ihr mir nun vorenthalten, was mein ist? Die schwarze Pest über Euch, wenn Ihr auf solchen Verrath sinnt."

„Halte Deine Zunge im Zaum!" unterbrach ihn zornflammend der Friesenführer. „Dir ist wohl Dein Leben gesichert, aber keine Macht kann mich hindern, Dir Deinen Hirnschädel so weich zu dreschen, daß Du fortan keinen Streithengst von einer Feldmaus mehr zu unterscheiden vermagst. Laß mich überhaupt mit Deinen ungewaschenen Forderungen ungehudelt, wir haben nichts mit einander zu theilen. An den Ritter dort sollst Du Dich wenden, habe ich Dir gesagt und nun schier Dich zu dem Teufel und seinem Helfershelfer."

Damit entfernte sich Ingold Broder raschen Schrittes und Reimer Dulk rief dem Ritter zu:

„So muß ich denn hören, was Ihr zu meiner gerechten Forderung sagt und ob Ihr gewilligt seid, derselben zu willfahren. Ich hoffe, Ihr werdet mir eine gute Antwort geben."

Borg-Tor-Hamme maß den Bauer mit forschenden Blicken, dann wandte er sich zum Gehen und winkte ihm schweigend, zu folgen.

In einer der Strand-Behausungen, am Fuße des Felsens, halb versteckt von einem Vorsprunge desselben, saß Frau Maria und horchte den melodischen Klängen, welche Adalbert seiner Laute entlockte.

„Es ist genug, mein Sohn!" sprach sie nach einer Pause mit sanfter Stimme. „Deine Musik bewegt mich so tief, daß meine Augen stets mit Thränen gefüllt sind. Was mit solcher Innigkeit unwiderstehlich zum Herzen

dringt, das muß auch aus einem unverdorbenen Gemüthe kommen und daß Du Dir dies erhalten, dafür danke ich Gott aus der Fülle meines Herzens."

„Theure Mutter!" antwortete Adalbert und grüßte sie mit einem Blicke der innigsten Liebe. „Wenn Gutes in mir lebt, so danke ich es nur dem Andenken an Dich, das mich keinen Augenblick verlassen hat. Der Segen, den Du in der Stunde des Scheidens über Dein Kind aussprachst, hat auf meinem Haupte geruht, war mein treuer Schutz und ihm danke ich auch das Glück der Liebe, das jetzt meine ganze Seele füllt. Und wenn mich Gott strafen wollte, um einer unbekannten Missethat willen, die ich begangen haben könnte, wenn ich Dich verlieren müßte und meine Margarethe — Euch, die beiden einzigen Güter meines Lebens — nicht wiedersehen sollte, ganz unglücklich würde ich doch nicht werden. Die Erinnerung an Euch Beide erhielte mich aufrecht, und erhellte meine Traurigkeit mit ihrem milden Strahl."

„Und auch ich habe von Deinen Lippen den Trost vernommen, dessen mein Herz bedurfte und wonach es bisher vergebens schmachtete," entgegnete Frau Maria. „Aus Deinen Augen ist der Frieden in meine Seele gedrungen und ich ersehne nichts mehr. Ich könnte es selbst tragen, von Dir getrennt zu sein, in dem Bewußtsein, Dich fern von mir glücklich zu wissen. Und Du wirst es im Arme der Liebe werden, wirst Dir eine lebensvolle Zukunft gründen, während ich, dieser seligen Ueberzeugung voll, in der Stille meiner Zelle die letzte Stunde meines hart geprüften Daseins erwarte."

„Mutter! Diesen Entschluß wirst Du nicht fassen."

„Ich werde, Adalbert. Ich bin von jenem Unglückstage an, da ich den Mann kennen lernte, der mein ganzes Leben vergiftete, bis zu jener Stunde, da Du mir wiedergeschenkt wurdest, ohne Freude und ohne Frieden gewesen. Das ist der Fluch, womit mich Gott heimsuchte, weil ich meinen Vater verließ und von dem Teufel der Hoffahrt geblendet, mich vor mir selbst erniedrigte.

Heiße mich nicht schweigen, Adalbert. Ich kenne meinen Fehl und auch das ist ein Theil meiner Buße, ihn reuigen Herzens Dir gegenüber zu gestehen. Ich will nicht in der Glorie einer gemißhandelten Heldin vor Dir stehen, Du sollst wissen, daß ich ein armes sündiges Menschenkind bin, das durch Gottes Gnade entsühnt vor Dir sitzt und Du, mein Sohn, bist der Bote, der mir diesen Frieden verkündet hat. Der Herr der Heerschaaren spricht durch seine Geweihten und Deine Lautenklänge waren die Sprache, in welcher Er zu mir redete."

„Gott erhalte uns immerdar beisammen, theure Mutter," sprach Adalbert. „Das ist es, was ich von ihm erflehe."

„Das wird nicht geschehen," entgegnete sie mit mildem Ernst. „Meine Gegenwart würde ein stetes Hinderniß für Dein Glück sein. Nicht Dir, nicht Deiner Braut, das bin ich überzeugt; wohl aber allen Andern wäre ich im Wege und mein fortgesetzter Verkehr mit den Menschen würde die Ursache eines endlosen Hadern sein. Und nun dies unter uns abgethan ist, laß uns von Deiner Zukunft reden. Wir sind in Deines Vaters Gewalt. Unser Dasein ist ihm ein Dorn im Auge; ich hoffe, es wird mir gelingen, unsere Freiheit von ihm zu erbitten. Dann ziehen wir über See Deiner neuen Heimath zu. Vergiß in diesen stillen Wäldern, an diesen donnernden Strömen das sonnige Land der Reben und der Fülle, aber vergiß nie den heiligen Schatz, den Dir Dein Genius dort vertraute, und hüte ihn treu, denn er ist Dir gegeben, um damit zu wuchern und Du wirst einst Rechenschaft geben müssen, wie Du das Dir anvertraute Pfund verwaltet hast."

„Ich will es redlich verwenden."

„Das glaube ich Dir. Und da es leicht sein könnte, daß wir in dieser bewegten Zeit, die rings um uns her herrscht, nicht wieder ein so trauliches Gespräch führten, so sei diese ernste Sache hiermit ein für alle Mal abgethan."

Mutter und Sohn hielten sich fest umschlungen. Ihr Mund war stumm, aber in ihrem Innern sprach es laut, daß sie treu erfüllen wollten, was sie gegenseitig gelobt. Nach einer Pause entließ Maria den Sohn aus ihren Armen und sagte mit einem Händedruck:

„Ich höre die Tritte des Ritters. Es macht ihn immer wild, wenn er uns zusammen findet; sein argwöhnischer Sinn schöpft Verdacht aus jedem Worte. Geh, mein Sohn, und lasse, was ich Dir gesagt habe, fest in Dein Herz geschrieben sein."

Der Singemeister ging und bald darauf trat der Ritter in das Gemach:

„Das Lösegeld für Euch ist eingetroffen und die Friesen geben Euch frei."

Frau Maria erhob sich: „So will ich gleich von dieser Freiheit Gebrauch machen. Erlaubt, daß ich den Boten spreche, der mich in die Heimath führen soll."

„Ihr bleibt!" entgegnete der Ritter im entschiedenen Tone. „Noch ist Euere Abreise nicht festgesetzt und vielleicht hat es damit noch gute Weile. Die Friesen sind abgefunden, aber ich noch nicht."

„Was könntet Ihr fordern?"

„Erspart mir, Euch zu wiederholen, wie wir uns kennen lernten und wie das Spielwerk mir, um eines unsinnigen Beginnes halber, zu einer unerträglichen Last wurde."

Der Ritter hatte die Dame reizen wollen. Es gelang ihm nicht und er blickte voll getäuschter Erwartung auf Frau Maria, mit Hohn ihr zurufend:

„So schweigsam? Sonst pflegtet Ihr aufzubrausen und mich die ganze Fülle Eueres Zorns empfinden zu lassen, wenn ich mich beklagte, daß die Bauerntochter mein Weib geworden, und wie ich sie in den Staub zurück geworfen, weil ich mich in meinen Erwartungen getäuscht sah."

„Mein Mund ist stumm bei Euern Schmähungen," sprach Frau Maria und eine Thräne bebte an ihrer

Wimper. „Großes Unrecht habe ich begangen an meinem Vater, als ich Euch folgte, — o genug davon! Was mir Trauriges und Demüthigendes widerfährt und noch widerfahren wird, ich nehme es geduldig als eine Buße an, um jenes erste Verbrechen zu sühnen."

„Also hier ist das unschuldige Täubchen nicht mehr verwundbar?" spottete der Ritter. „So muß ich suchen ein anderes Mittel aufzufinden, Dich zu beugen. Du bist die Last meines Lebens, die ich von mir wälzen will, es koste, was es wolle. Entschlüpfst Du mir mit Deinen Gebeten und Seufzern, scheinheilige Schlange, so soll Dein Bastard-Bube . . . ."

„Gott hört Dich, und wird Dich um Deiner Lästerung willen finden!" antwortete Frau Maria. „Adalbert ist das Kind meiner Sünde, aber er ist auch der Sohn meiner Liebe und meines Herzens. Mit ihm fällt das letzte Blatt von meinem Lebensbaume; ich werde es sterben sehen und selbst sterbend darüber hin sinken. Du aber erscheinst mit dem Fluche des Kindermordes beladen vor dem unbestochenen Richter, Der alle Deine Thaten mit gerechter Waage wägt."

Borg-Tor-Hamme schwieg. Die Wahrheit dieser Worte war mit ihrer ganzen Schwere ihm auf sein versteintes Herz gefallen. Er sah vor sich nieder und suchte vergebens nach einem Ausdrucke des Hohnes und des Spottes, um diejenige zu demüthigen, die ihn so tief verwundet hatte.

Da trat Adalbert ein und stellte sich zwischen Beide. Frau Maria gewahrte ihn und fuhr erschreckt von ihrem Sitze auf:

„Wehe Dir, mein Sohn und wehe mir! Was thust Du, Adalbert? Er hat Dein Verderben beschlossen."

„Beruhige Dich, Mutter!" entgegnete der Jüngling sanft und führte Frau Maria nach ihrem Sitze zurück. „Die Stunde der Entscheidung ist gekommen und es muß enden, so oder so. Schwer hangen die finstern Wolken auf uns herab und drohen uns zu verschlingen, aber ich

besitze einen Talisman, der vielleicht stark genug ist, dies Ungewitter zu beschwören."

Der Ritter lachte laut auf. Adalbert wandte sich zu ihm: „Möchtet Ihr nur einen Augenblick mich ruhig anhören. Ich weiß, ich bin Euch verhaßt, und es mag schwer sein, aus einem verhaßten Munde zu hören, was man nicht hören will. Aber bezwingt Euch nur ein Mal; ich fordere das nicht blos um unsert-, sondern auch um Euretwillen, denn ich kann Euch Kunde geben von einem längst verlornen Gute, das Ihr bisher vergebens gesucht habt."

Borg-Tor-Hamme schwieg. Der Singemeister nahm dies Schweigen für eine Einwilligung und fuhr fort:

„Ich war eine Waise von Jugend auf. Einsam und traurig war die Lebensbahn, welche ich wandelte. Endlich drang durch die lange Nacht ein erquickender Sonnenstrahl; ich fand die Mutter und jauchzte auf in Entzücken. Bald darauf trat mir auch der Mann entgegen, der — rollt nicht so schrecklich mit den Augen, Herr Ritter! — Wenn in Euerm Herzen eine Stimme für mich sprach, wenn bei meinem Anblicke eine Saite des Gefühls in Euerem Innern erklang, sei sie noch so schwach, ich wäre mit freudigem Jubel zu Eueren Füßen gesunken. Es ist nicht geschehen, und ich bin viel zu stolz, um Euere Gunst zu betteln. Das Herz, das mich verwirft, verwerfe ich wieder."

„Ist das das verlorne Gut, was ich bisher vergebens gesucht habe?" lachte der Ritter.

„Ihr wißt wohl besser, was es ist," antwortete Adalbert. „Ihr haßt mich und die Mutter und möchtet uns gerne vernichten durch Euern Haß. Ihr möchtet uns gern verleugnen und würdet es thun, wenn nicht Dokumente vorhanden wären, die unser Recht auf Euch unwiderleglich beweisen . . . ."

Borg-Tor-Hamme wechselte die Farbe: „Was weißt Du von jenen Papieren?"

„Der ehrwürdige Bruno, der treue Diener meiner

Mutter, hatte Kunde davon und wußte sich ihrer zu bemächtigen. Das erfuhrt Ihr und ließet ihn den Tod trinken. Aber der Mord war vergebens geschehen, Ihr fandet jene Schriften nicht mehr; sie waren bereits mir anvertraut."

„Dir!" rief der Ritter.

„Dir?" fragte staunend Frau Maria.

„Sie sind in meinem Gewahrsam. Erfüllt unsere Forderung, Herr Borg-Tor-Hamme, und ich lege sie in Euere Hände."

„Wenn es wahrlich die Dokumente sind, die ich suche, so gebe ich mein Ritterwort, Euch ungekränkt zu entlassen und nie mehr nach Euch zu fragen, oder Euch zu hindern."

„So nehmt und überzeugt Euch."

Hastig ergriff der Ritter die dargereichten Dokumente und schlug sie auseinander. Die Mutter umschlang den Sohn:

„Was hast Du gethan? Was hast Du hingegeben? Du raubst Dir selbst Alles."

„Um was? Eine Herkunft, nach der ich nichts frage, einen Namen, der mir Grauen einflößt. Ich habe Dich und meine Margarethe, mein Saitenspiel und mein fröhliches Herz. Was bedarf ich mehr?"

„Sie sind's! Sie sind's!" rief der Ritter. „Ich halte Euch mein Wort, zieht, wohin Ihr immer wollt. Die Fessel, die mich so lange kettete, ist gebrochen und ich blicke mit minderem Groll auf ihre Trümmer. Geht, und mögen wir uns nie wieder begegnen."

Borg-Tor-Hamme entfernte sich. Frau Maria brach in Thränen aus: „Und diesen Mann habe ich geliebt!" sprach sie schluchzend und setzte fast unhörbar hinzu: „Liebe ihn wohl noch."

Adalbert küßte die Thränen von ihrer Wange: „Muth, meine theure Mutter. Der Bann ist gebrochen und Frieden wird uns verheißen für alle Zeit."

Sie hielten sich innig umfaßt.

Aber das heilige Schweigen, welches Mutter und Sohn umschwebte, wurde unterbrochen durch die lebenskräftige Erscheinung Reimer Dulks, der mit den Worten eintrat:

„Es ist Alles zur Abfahrt bereit! Die einsetzende Fluth und der frische Nordwest sind uns günstig, laßt uns nicht säumen, ehe die günstige Gelegenheit verstreicht."

Und schnell die Thränen trocknend, erhob sich Frau Maria und ging, auf den Arm des Bruders gestützt, an Bord des ihrer harrenden Schiffes.

Viertes Kapitel.

Bewegungen.

Heimgekehrt waren die bisher von den Seeräubern zurückbehaltenen Geiseln. Frau Maria zog sich im Vaterhause in ein einsames Kämmerlein zurück und sah den Tag über Niemand als ihren Sohn, der ihre gebeugte Seele mit seinen trostreichen Liedern erquickte. Manchmal trat auch Marten Dulk zu ihnen ein, aber stets trennten Vater und Tochter sich mit dem Gefühl einer stillen Trauer, denn Beide fühlten es, daß sie nach dem, was jetzt allgemein bekannt geworden war, nicht länger beisammen bleiben konnten. Der Lärmen in den nahen Karspeln wurde immer lauter und rücksichtsloser, die einzige Zuflucht war das heilige Kloster, wenn Frau Maria nicht dem barbarischen Gesetze verfallen sollte, das in jenen Zeiten in diesem Lande den Schuldigen mit unnachsichtlicher Strenge traf. Wohl war sie des Ritters rechtmäßiges Gemahl gewesen, aber Niemand wußte es, denn Adalbert hatte die Zeugnisse seiner ehrlichen Abkunft in die Hände seines unnatürlichen Vaters niedergelegt und dieser sie vernichtet. Die Masse aber urtheilt nach dem

Schein, sie wollte das unglückliche Weib schuldig wissen und sie mußte es sein.

Mutter und Sohn nahmen Abschied. Die trübe Stimmung Beider sagte, es sei für lange Zeit, wahrscheinlich für immer. Etheler dachte an die Heimkehr nach dem Heine-Viert; seine Tochter und Telse rüsteten sich zur Reise. Ihnen sollte sich Adalbert anschließen, um dem Vater seiner Geliebten näher bekannt zu werden. Frau Maria legte beim Scheiden die Hände auf das Haupt ihres Adalberts und streckte sie mit den Gebehrden stummer Bitte dem Etheler entgegen. Der aber ergriff rasch ihre Hand und sagte mit seiner klangreichen Stimme:

„Spart Euere Worte, Frau. Ich weiß, was Ihr sagen wollt und gelobe Euch im Voraus, alle Euere Wünsche zu erfüllen. Summe Gott! Wenn ich das fröhliche Gesicht meiner Dirne sehe, kann ich ja nicht anders, ich muß mich noch obenein bei Euch bedanken, denn ihr ganzes Wesen ist eitel Fröhlichkeit und der Trotzkopf, der mir oft das Blut in die Wangen jagte, ist ein fügsames, mildes Ding geworden — — Nun genug davon! Wir scheiden in Frieden und werden uns, denke ich, bald fröhlich wiedersehen."

So entfernten sich nun die Gastfreunde sammt und sonders, aber der fromme Wunsch des Hausvaters ging nicht in Erfüllung; eine schwere Wolke zog über Ditmarschen herauf und begann bald, sich furchtbar zu entladen.

Während Frau Maria von ihrem Sohne Abschied nahm, hatten sich, unfern von dem Gehöfte, unter dichten Bäumen Reimer Dulk und seine Telse zum Abschiede die Hand gereicht. Er sollte hinab zum Meeresstrand und Kunde bringen von den helgolander Seeräubern, die einen Zug gegen die faste Wall von Ditmarschen beabsichtigen.

„Lebe wohl, Reimer Dulk," sprach sie, ihm die Hand reichend. „Ich kehre mit dem Ohm zurück. Leichten Her-

zens sehe ich auch Dich ziehen und vertraue den Worten, die Du zu mir gesprochen hast."

„Und auch ich scheide mit fröhlichem Sinne. Etheler hat es gesagt, mein Vater hat es wiederholt und Beiden vertraue ich blind. Wenn die Burg, die unser Leiden, unsere Schmach und Schande gesehen hat, in Trümmern liegt, ist die Last von uns genommen, die uns noch schwer bedrückt und wir können wieder glücklich sein."

„Gott wird geben, daß dieser Tag bald komme."

„Er wird kommen, und auf den Trümmern der Böckelnburg sollst Du mit mir getraut werden."

„Noch manches Christenmenschen Blut wird fließen müssen, bis das geschehen kann."

„Sein Blut und ihr Blut vor Allem! Das Blut des stolzen Grafen und seines hochmüthigen Weibes, denn sonst wäre es kein gerechtes Gericht! Auf den Trümmern der Böckelnburg also? Darf ich das dem Vater Eddo sagen? Haben sie ihn auch seines geistlichen Amtes entsetzt, so soll doch kein Anderer uns trauen."

„Sprich mit ihm, Reimer Dulk! Wenn Du mich nicht verschmähst, nehme ich Deine Hand mit Freuden an und werde glücklich bei Dir sein. Werden wir es denn auch sein dürfen?"

„Wir werden es dürfen, Telse, denn wir werden es nicht eher wollen, bis unser Land aller Knechtschaft bar geworden ist. Nun gieb mir Deine Hand. Lebe wohl, Mädchen. Vor ausgemachter Sache werden wir uns wohl nicht wiedersehen. Und wenn sie unglücklich ausfällt . ."

„Was sagst Du, Reimer Dulk? Du, der unerschrockenste unter allen jungen Männern sprichst von Unglück?"

„Nicht für Alle, Telse. Damit hat es keine Noth bei solcher Einigkeit und so vielen starken Armen. Aber wenn es unglücklich ausfällt für uns; wenn ich im Kampfe falle . . ."

„Dann," unterbrach ihn Telse hastig, „dann falle

ich an Deiner Seite, wenn ich zuvor Deinen Tod gerächt habe, oder, wenn mir das nicht vergönnt ist, will ich daheim sitzen im Kämmerlein, mit dem schwarzen Peel auf dem geschornen Kopfe, denn ich betrachte mich dann als Deine Wittwe und will um Dich weinen, und für Deine Seele beten, bis ich durch Gottes Gnade mit Dir vereinigt werde. Das verspreche ich Dir bei Christi Wunden, der für uns Alle geblutet hat."

„Ich habe es von Dir erwartet. Und höre, Dirne. Wenn es sich so fügt, daß ich am Leben bleibe und Du müßtest unsern Sieg mit dem Tode bezahlen . . . . Lächle nicht, Telse. Gott fügt die Dinge wunderbar und man kann nicht wissen, wohinaus mancher Weg führt. Wenn Du stirbst, Mädchen! Nun, ich kann mich nicht in ein einsames Kämmerlein setzen und weinen, denn ich bin ein Mann und mein Leben gehört dem Ganzen an. Aber lieb habe ich nur einmal eine Dirne gehabt, das bist Du, und ich werde mich nicht verheirathen, wenn ich auch hundert Jahre alt würde. Du bist mir angetraut, wenn auch noch nicht durch die Hand des Priesters; darum soll uns auch der Tod nicht trennen, der sonst jedes Band löst."

Sie hielten sich innig umschlossen und trennten sich dann mit einem stillen Händedruck, auf verschiedenen Wegen ihrer Bestimmung entgegen eilend.

Es war den ganzen Tag hindurch sehr schweigsam auf dem ganzen Gehöfte.

Aber wenn auch kein lautes Geräusch sich bemerkbar machte hier auf dem Gehöfte und weiter auf- und abwärts im Lande, so siedete und brodelte es doch insgeheim, und Alle, die den Groll und die Zwietracht in der Stille nährten, bis sie zum vollen Ausbruche kommen und Verderben um sich her verbreiten konnten, trugen unermüdlich neuen Nahrungsstoff herbei und hielten den Zunder bereit, der den Verderben bringenden Funken hineinwerfen und zur hellen Flamme anfachen sollte. Die Verderberin aber, die dies nächtliche Werk so eifrig för-

derte, das war die mächtige Gewalt des Friedens und der Versöhnung, die alle die Ihrigen mit gleicher Liebe umfassen sollte, — das war die Kirche. Zwischen zwei rohen Kräften sah sie sich eingezwängt. Sie mußte jeden Augenblick fürchten, von den unaufhaltsam gegen einander Gedrängten erdrückt zu werden, oder sie mußte ihre ganze Kraft aufbieten, diese selbst zu zertrümmern. Der stolze, schwerdtgeborene Adel, mit dem stets wachsenden Reichthum und der immer weiter sich ausdehnenden Macht, stand dem eben so stolzen und kräftigen Bauernstamme gegenüber, der von dem Rechte, das er den Elementen abgetrotzt, auch nicht eines Strohhalms Breite missen wollte. Gegen den stählernen Helm flog der mit hundert Spitzen besäete Morgenstern; der glänzende Harnisch warf sich unerschrocken der blitzenden Art entgegen. Konnte es nicht geschehen, daß diese Beiden, die Kraft und Stärke ihres gemeinsamen, mit Kreuz und Kelch bewaffneten Gegners erkennend, sich vereinigten und so seine Herrschaft für immer bedrohten? Das sollte verhindert werden und darum stachelte der Pfaffe den Bauer mit so ausgesuchter List gegen die schloßgesessene Ritterschaft auf, daß an eine Aussöhnung immer weniger zu denken war. Jeder Anlaß, der sich zur Erreichung dieses Zweckes finden ließ, war ihnen hoch willkommen und gerade jetzt bot sich ein solcher dar. Mit Ungestüm warfen sie sich auf die ersehnte Beute, aber sie fanden diesmal heftigen Widerstand. Es war nur ein Gegner, der sich ihnen entgegen stellte, aber dieser waffnete sich mit Muth und Entschlossenheit; seine Waffe war das ungetrübte Gottvertrauen und sein Schild ein reines Gewissen. Durfte er auch das heilige Gewand nicht mehr tragen, und hatte die Bosheit seines Nachfolgers ihm das Vertrauen des größten Theiles der Gemeinde entrissen, so wirkte doch bei Vielen das Wort der Wahrheit noch unwiderstehlich und gerade die, denen man am meisten vertraute, vermochten sich demselben am wenigsten zu entziehen. So ward nun sein Untergang beschlossen.

Aber das Werk der Bosheit sollte zu Schanden werden, und dem verachteten Narren war es vorbehalten, seine Hand schirmend über den Verfolgten auszubreiten. Die katzenfreundliche Beschließerin, die nur zu bald ergründet, daß der Narr sie selbst am tollsten genärrt hatte, indem er ihr Zuneigung heuchelte, um sich in ihr Geheimniß zu stehlen, geiferte vor Zorn und wußte mit der ihr eigenthümlichen Schlauheit bald zu ergründen, daß der Narr die weissagende Norne in den Runensteinen gewesen war. Das durfte sie nun freilich nicht kundgeben, da der Narr nur durch sie den Besuch der Gräfin hätte erfahren können, und die Schmach des Verraths zuerst auf sie selbst zurückgefallen wäre. So stellte sie sich denn, als ob der Spott des Narren sie nicht kümmere; sie hielt vielmehr zu ihm, wie zu einem treuen Verbündeten und that ihm kund, wie er nochmals Zeuge eines seltsamen Zwiegesprächs zwischen der Gräfin und ihrem Schwager, dem Mönche, werden könne, wenn er sich wieder in den Schlupfwinkel begebe, worin er früher gesessen, als sie die alte Mutter Kaaren zu der Gräfin geführt habe. Das glaubte der Narr, und in der Hoffnung, den Seinigen einen guten Dienst leisten zu können, tappte er in die ihm gestellte Falle. Behaglich setzte er sich zurecht und lauerte von einem Augenblicke zum andern, es solle sich etwas ereignen. Aber vergebens. Das Gemach der Gräfin blieb dunkel, ein unheimlicher Verdacht stieg in ihm auf und schon wollte er in aller Stille entschlüpfen, da blitzte es vor ihm auf und heller Fackelschein umleuchtete ihn. Vor ihm stand vor Wuth bebend Graf Rudolf mit blankem Schwerdte und hob es auf, um ihn zu zerschmettern. Die Gräfin aber, die mit ihm eingetreten war, hielt den Arm des Grafen und sagte:

„Nimmer, edler Graf, wollt Ihr Euer tapferes Schwert so beflecken, daß Ihr es mit dem Blute eines solchen ehrlosen Verräthers röthet, der sich nicht entblödet, in die stillsten Gemächer meiner Wohnung zu treten,

die selbst Euer Fuß kaum ohne Urlaub betritt. Der grausamste Tod von den Händen des niedrigsten aller Menschen ist noch zu ehrenvoll für ihn und ich hoffe nicht, daß Ihr Euch mit ihm besudeln werdet."

„Ihr habt Recht, schöne Herrin!" entgegnete Graf Rudolf plötzlich kalt und warf das Schwerdt in die Scheide. „Es überlief mich nur einen Augenblick siedend heiß, daß dieser Schurke, dem ich — Aber genug! Schleppt ihn fort, und Derjenige von Euch, der diesen Verräther am ausgesuchtesten zu Tode quält, leistet mir den willkommensten Dienst."

Da jauchzten die Knappen und Reisige, die den Grafen begleiteten, laut auf und wollten sich auf die willkommene Beute stürzen. Aber angelockt von dem Schein der Fackel, flog die Elster des Grafen, die diesem gefolgt war, krächzend herbei und umflatterte den Narren mit lautem Flügelschlag, mit dem Schnabel nach den Fäusten hackend, die sich gegen diesen erhoben. Das nahm der Narr wahr, und während die Knappen den Vogel zu greifen trachteten, warf er sich zur Erde, kroch durch die Beine seiner Verfolger und gelangte bis zum Ausgange. Hier wandte er sich um, mit lauter Stimme rufend:

„Weh Dir, Rudolf! Den Freund stößt Du von Dir, und den Verräther hältst Du zurück!"

Dann aber verschwand er auf dem Gange, und mit allen Schlupfwinkeln vertraut, vermochten seine Verfolger ihn nicht aufzufinden. Der Narr der Böckelnburg war fort; die Narrheit blieb darin zurück.

„Dumm Hein will ich mich fortan nennen," sagte der Narr, als er am folgenden Tage in einem schlechten Webbeskittel und eine dunkle Kapuze auf dem Kopf, einen tüchtigen Dornstock in der Hand, fern von der Burg, durch den Wald schlenderte. „Mich verdrießt's nur, daß ich mir nicht schon früher diesen Namen beigelegt habe, sondern immer glaubte, meine Ehrlichkeit werde durchdringen und zu Ehren kommen. Ich bin roth geworden um Deinetwillen, Graf Rudolf, und habe mich

meiner Klugheit geschämt; darum will ich diese jetzt begraben, und aus dem kurzweiligen Narren soll ein dummer Bauernbursch werden, dessen Heimath der Wald und dessen Spielgenoß das unvernünftige Thier ist. Gebt Acht, Bestien! Hier kommt Einer, der es fortan mit Euch hält, und statt mit dem Becher aus dem Weinfaß, mit der hohlen Hand aus der Quelle schöpft. Ich will mir einen Stein suchen, der mir den Pfühl ersetzen soll, den ich daheim gelassen habe."

So schlenderte Dumm Hein, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Thräne im Auge, langsam seines Weges und ahnte nicht, was fern in den Marschen geschah, wo in den Gemeinden die Creaturen des Pater Hartwig eifrig bemüht waren, den Saamen der Zwietracht auszustreuen und Alles hervorzurufen, was die Menge schwächen oder auseinander sprengen konnte, damit offenbar werde die Macht des unsichtbaren Reiches auf Erden.

Am ärgsten aber von Allen trieb es der Pfaff, der an die Stelle des frommen Eddo getreten war und sich wider alles Recht des Eigenthums des alten Mannes bemächtigt hatte, wogegen die ganze Gemeinde sich erhob und die Sache zum Entscheid an des Landes Meenheit verwies. Vor diesem unbestochenen Richter, das sah der Pfaffe ein, mußte er verlieren. Darum wuchs sein Groll gegen alle Unschuldigen, und er suchte Jedes hervor, sie zu demüthigen, oder gar zu verderben. Wer aber die Menschen aufhetzen will, der muß sich an diejenigen von ihnen wenden, welche nichts haben zu beißen und zu brechen aus solchen Ursachen, weil sie das Ihrige verpraßt, oder nimmer Lust hatten, etwas Anderes zu thun, als sich von der Sonne bescheinen zu lassen in eitel Müßiggang. Unter den Weibern aber sind es die, welche in der Jugend ihre Freier mit schnippischen Worten abgewiesen, weil ihnen Keiner gut genug gewesen und die nun Jeden mit ihrem zahnlosen Munde anfletschen, dem in seiner Häuslichkeit wohlgebettet ward, während der Pfühl, auf welchen sie ihr Haupt niederlegen, von der

rächenden Gerechtigkeit mit Scorpionen gefüllt ist, deren Biß bis in's innerste Leben dringt. Und solche Bisse nennt man Gewissensbisse.

Eine solche Schaar hatte der Pfaff um sich versammelt und hielt ihnen eine erbauliche Predigt, worin er sie zur Ausdauer ermahnte und ihnen empfahl, mit Eifer auf dem Wege fortzuwandeln, den er ihnen vorgezeichnet, denn das sei der Weg, der geradesweges in den Himmel führe.

„Und so, meine Lämmer," schloß er, „geht nun mitsammen voll Freudigkeit die Bahn, die zum Paradieselein führt, wo man Euch Kleider von weißer Seide anlegen, mit köstlichen Speisen sättigen und mit duftenden Getränken erquicken wird. So lohnt der Herr Alle, die hier auf Erden in Demuth einhergeschritten und die Dornenkrone des Unglücks trugen. Jene aber, die hier in Wohlleben und Nichtsthun ihre Tage verbringen, und von dem Schweiße und Blute ihrer unglücklichen Brüder ein sündiges Leben fristen; oder die unter dem äußern Schein einer erheuchelten Frömmigkeit ein sündenvolles Leben verbergen und sich obenein erheben über Diejenigen, deren Schuhriemen aufzulösen sie viel zu unwerth sind, wird der Zorn des Herrn treffen, und er wird die Arme finden, die sich bewaffnen, um die Gottlosen mitten in ihren sündigen Schwelgereien niederzuschlagen."

Da brach das dumpfe Murren der Menge in ein lautes Geschrei aus, und eine Stimme rief:

„Die Arme sind gefunden!"

Ein Anderer aber sagte: „Und auch die Sünder, die von diesen Armen fallen sollen."

„Da brauchen sie nicht weit zu greifen! Wir haben sie in der größten Nähe!"

Ein widerwärtiges Gelächter erschallte.

„Ich weiß, wen Euere Worte bezeichnen sollen, meine christlich gesinnten Brüder und Schwestern!" sagte der Pfaffe und verdrehte die Augen zu einem Blicke heuchlerischer Demuth.

„Nun, das ist eben nicht schwer zu rathen!“ rief ein mißgestalteter Bursch dazwischen.

Der Pfaff that, als hörte er diese Worte nicht, sondern fuhr fort: „Aber seid Ihr auch überzeugt, daß Ihr wohlberathen wurdet? Wenn nun die von der Rache bewaffnete Hand sich gegen einen Unschuldigen erhöbe . . . .“

Ein lautschallendes Gelächter unterbrach ihn.

„Unschuldig! O ja! Das kennt man!“

„Einen faulen, schlottrigen Kerl, der, Gott weiß woher, sich in's Land gestohlen und einen Herrenhof an sich gerissen hat!“

„Der sich aufplustert und einherstolzirt wie ein Edelmann und vor dem armen Insten nicht den Hut rückt!“

„Der gar nicht hierher gehört; der ein Lügner und Betrüger ist, und doch in dem Rath der Achtundvierziger sitzt, und nicht anders thut, als ob er unser Aller Herr wäre.“

„Und der doch Gott danken sollte, wenn wir Alles, was wir wissen, gnädiglich vergäßen und nicht an das Tageslicht brächten.“

So tobte es weiter; der Pfaff aber faltete die Hände und murmelte vor sich hin: „Das geht gut! Wenn ich das Feuer in gleicher Weise zu schüren fortfahre, wird die gesegnete Flamme bald hell auflodern.“ Dann aber die Stimme wieder laut erhebend, sagte er:

„Ja, es sind Greuelthaten, die zum Himmel stinken, absonderlich aber die Entweihung des heiligen Gewandes . . . .“

„Ihr meint von der Dirne!“ unterbrach ihn die kreischende Stimme eines alten Weibes, der nur die Gelegenheit zur Sünde gemangelt hatte. „Die wird der Herr finden, die also gegen seine Gebote handeln. Geht wie eine Geistliche . . . .“

„Und hat sich doch im Lasterpfuhl gebadet!“

„Hat Schandthaten getrieben aller Art und ist wie eine fahrende Dirne umhergezogen.“

„Einen Mann für ihr Bett hat sie nie gehabt, aber wohl ein Kind für ihre Wiege."

„Einen Bankert, dem das Brandmal auf seiner Stirn sitzt, daß man es weithin leuchten sieht."

„Und der noch obenein mit Sang und Klang einherstolzirt, als ob er etwas ganz Besonderes wäre. Er geht uns aus dem Wege und rümpft die Nase, wenn unsereins ihm einen guten Tag, oder guten Weg bietet."

„Das leidet Ihr? Warum stellt Ihr ihm kein Bein und schlagt ihm sein Saitenspiel auf seinem eignen Schädel in Stücke?"

„Weil wir zu gut sind und zu nachsichtig! Weil wir als Christenmenschen handeln und nicht Gleiches mit Gleichem vergelten wollen."

„Aber es giebt überall eine Gränze und darüber dürfen wir nicht hinaus. So ist es auch genug mit unserer Nachsicht gegen diesen hochmüthigen Klimperer."

„Gegen ihn und gegen seine Mutter, die Bettel! Das vergeßt nicht! Auf sie haben wir's besonders abgesehen."

„Ja!" rief eine Dirne, der es nie hatte gelingen wollen, einen Freier an ihr Fenster zu ködern, und vor Aerger darüber im Laufe der Jahre immer weniger Haare behalten, aber desto mehr Runzeln empfangen hatte. „Ich weiß wohl, was ihr geziemt für die Unthaten, so sie begangen und welche Strafe das Karspel über sie verhängen muß; aber solche Worte sollen nimmer über meine Lippen kommen. Ich fürchte mich schon davor, sie auszusprechen."

„Will Euch zu Hülfe kommen, Jungfer!" unterbrach sie boshaft ein alter durchwetterter Deichläufer. „Ich frage nichts darnach, auszusprechen, was ich weiß, und wenn es noch zehn Mal toller wäre. Denke auch, es wird Euer Trommelfell nicht sprengen. Die Dirne, wißt Ihr, — die Dirne, die zu schanden wird mit einem Manne, muß drei Tage Buße thun vor der Kirchenthür, und jeder ehrbare Christ, sonder Ansehen der Person, hat

das Recht, sie mit dem Fuß zu treten und sie anzuspeien; dann aber wird eine tiefe Grube gegraben, sie wird lebendig hineingelegt und die Erde wird über ihren sündigen Leib geschüttet. Und so sollten wir es mit dieser Dirne auch machen."

„Ja! Ja! Das sollten wir!" erscholl es im Echo.

„Kinder, bedenkt mit Fleiß, was Ihr beginnt!" sprach heuchlerisch die Hände ausbreitend der Geistliche. „Es ist ein großes Ding, was Ihr beschließt und kann Euch mißrathen."

„Oho! Noch lange nicht! Was wir einmal wollen können wir auch zu Ende bringen."

„Ich aber meine," fuhr Jener fort und sah die erregte Menge mit einem lauernden Blicke an, „es wolle uns nicht geziemen, also zu thun. Wer sind wir denn, daß wir uns über Jene erheben wollen, die nun doch einmal sitzen an den Fleischtöpfen Aegyptens? Lasset uns lieber in Demuth Denen nahen, welche die Fülle haben, auf daß uns die Brosamen gespendet werden, die von ihren Tischen fallen."

Aber ein furchtbarer Lärmen erhob sich bei diesen Worten des Geistlichen. Dieser wollte weiter reden, aber seine Stimme wurde zehnfach übertäubt durch das Wuthgeschrei Derer, die ihn umgaben.

„Nicht einen Augenblick wollte ich mehr das Leben haben und bei lebendigem Leibe verhungern, ehe ich von solchem Volke auch nur eine Brodrinde annähme."

„Sie mögen an ihrem eigenen Brei ersticken! Und wenn ich zehn Tage nichts gegessen habe, will ich's mit Wollust ansehen, wie sie würgen und ihnen nicht zu Hülfe kommen, wenn ich auch nur den kleinen Finger deshalb zu krümmen brauchte."

„Den Teufel auch! Wenn sie würgen, so schnürt ihnen die Kehle noch etwas dichter zu, damit sie sich nicht so lange zu quälen brauchen."

„Und hängt ihnen den Löffel so hoch, daß ihnen all ihr Lebstage die Lust vergeht, ihre Hand darnach auszustrecken."

„So recht! Es ist manch ehrlich Ditmarscher Kind von ihnen herumgestoßen worden sein Lebelang, darum dächte ich, wir kehrten das Spiel einmal um, weil es gerade Zeit ist."

„Das wollen wir! Wollen's umkehren! Vorwärts nach dem Hause des Marten Dulk!"

„Vorwärts! Vorwärts!"

„Nun ist's vorläufig genug!" sprach der Geistliche vor sich hin und ging, die Hände reibend, abseits. „Meiner bedarf es jetzt nicht mehr! Wenn's wieder an der Zeit ist, soll es an mir nicht fehlen."

„Wo ist der Pfaff?" rief eine Stimme. „Warum geht der Pfaff seiner Wege?"

„Laßt 'n laufen! Was wir jetzt vorhaben, dazu können wir ihn doch nicht gebrauchen. Wenn wir fertig sind, wollen wir ihn rufen und er soll den Segen darüber sprechen."

„Ihr verliert die beste Zeit mit Geschwätz. Sollen sie Wind davon kriegen, damit wir das leere Nest finden? Seid schnell, oder laßt es ganz und gar bleiben. Wer mit dabei sein will der folge mir!"

„Wir Alle! Wir Alle!" rief es, und wie die Windsbraut daher fegt, stürmten sie fort. Aber schneller, als ihre von der Wuth beflügelte Sohle, flog mit Gedankenschnelle das Gerücht ihnen voran und erfüllte die gesammten Bewohner von Dulkenhof mit Grausen.

„Das Gott erbarm!" sagte handschlagend der Großknecht. „Was soll nur endlich daraus werden? Etwas Gutes doch nimmermehr."

„Hab's immer gesagt," antwortete die Feldmagd. „Das taugt nicht, wenn man schwarz sagt und weiß meint. Ist das Unglück 'mal geschehen, so muß man still sein und dahin gehen, wo Einen kein Mensch kennt, nicht aber sich mitten unter sie setzen und schreien: Da bin ich! Warum ist sie nicht geblieben, wo sie war? Ich denke, es sitzt sich im Stifte zu Itzehoe recht warm."

Eine andere Magd stürzte herbei: „Ach Gott! Ach

Gott! Sie kommen! Hört Ihr das Geschrei, was sie vollführen? Sie wollen sengen und brennen und es soll Keiner lebend davon kommen."

„Ach wir armen Geschöpfe! Sollen wir auch daran und sind doch unschuldig, wie ein neugebornes Kind. Das haben wir nun davon, daß wir so lange hier ausgehalten haben."

„Horch! Der Lärmen wächst! Weh' uns, wir sind verloren."

„Weh' uns! Weh' uns!"

„Ruhig, meine Kinder!" sprach Vater Eddo, zu der erschreckten Gruppe tretend: „Gott ist mit dem Schwachen und hilft ihm, wenn Menschenmacht nicht mehr helfen kann. Mäßigt Euer Geschrei! Denkt an Euern braven Herrn, der Euch stets Gutes gethan hat, so lange Ihr bei ihm seid. Jedes Mal, wenn Ihr aufschreit, fährt er zusammen und es zuckt ihm durch die Brust, als wühle darin ein zweischneidig Schwerdt. Und er hat doch ohnehin eine so schwere Last zu tragen."

Und das mußte wahr sein, denn kaum noch vermögend, sich aufrecht zu erhalten, saß er neben der Tochter, die er zu trösten versuchte. Aber es waren nur einzelne Worte, die über die zitternden Lippen traten.

Frau Maria faßte seine Hand und küßte sie: „Dank Dir, lieber Vater, Dein Trosteswort ist mir ein rührender Beweis Deiner Liebe; aber ich war schon ohnedies mit mir im Reinen. Meine Rechnung mit dem Himmel ist abgeschlossen und mein Herz ist voll Freudigkeit."

„Hörst Du sie toben, mein Kind?" fragte bebend der Vater.

„Laß sie toben. Es ist nicht ihr Werk, sondern Gottes Gebot, der mir noch diese Demüthigung auferlegt, damit ich völlig gereinigt eingehen soll zu seiner Herrlichkeit."

Eddo stürzte herein. Er suchte Fassung zu erheucheln, aber es wollte ihm nicht gelingen. Laut weinend sank er an die Brust des vielgeprüften Freundes und sagte schluchzend:

„Wir sterben mitsammen!"

Das wüthende Geschrei der wilden Racheschaar kam näher und erklang betäubend; dazwischen vernahm man das Wehklagen der Mägde und des greisen Knechtes, denn der Hof ward umzingelt und die tobende Menge schrie, daß die Flammen das sündige Gehöft verzehren und kein lebendes Geschöpf, ob Mensch oder Vieh, davon kommen sollte.

Aber aus dem Innern des Hauses, wo Vater, Tochter und Freund zusammen saßen, erscholl feierlicher Grabgesang.

Dazwischen erklang wild das Rachegeschrei der Weiber und das Schlachtlied, das die Männer anstimmten. Der Geistliche aber stand weit hinten, schwenkte das Crucifix und rief: „Kyrie eleyson!"

Als aber die Vorbereitungen getroffen waren, da sprengten auf ihren hohen Ditmarsischen Rossen zwei Männer daher, die jagten mitten in den tollgewordenen Haufen hinein und schrieen:

„Was treibt Ihr für Teufelswerk hier, während Euer Meister wie das Wetter über Euch kommt und Ihr merkt es nicht? Der Friese ist gelandet!"

„Der Friese! Der Friese!" rief wehklagend der Haufe.

„Ja, der Friese!" antwortete der zweite Reiter und gab seinem Pferde die Sporen. „Er will brandschatzen und plündern, sengen und brennen. Wer etwas zu retten hat, und wäre es auch nur das Leben, der eile, denn wir sind durchaus nicht gerüstet und sie sind uns dicht auf der Ferse."

Dahin jagten die Reiter und ihnen nach die tollgewordene Schaar, die nach allen Richtungen auseinander sprengte; denn der Friese war gefürchtet wie Keiner, und wer ihn zum geschwornen Feinde hatte, der durfte sich nimmer eines friedlichen Augenblickes erfreuen.

Fünftes Kapitel.

Die Friesen.

Die breitgebauchten Schiffe mit dem geflügelten Drachen am Galion, dem hohen Mast sammt dem weitausgestützten Segel und den doppelten Reihen von Ruderern, die das Fahrzeug bei Windstille durch die Fluth peitschten, lagen längs dem Strande. Nur Wenige von der Bemannung und diese höchst ungern, blieben zum Schirm für Topp und Kiel am Bord zurück, und unaufhaltsam enterte die Menge vom Deck zu Land, blind den nächsten Gehöften zueilend, plündernd, mordend und brennend, wenig auf das Wort der Führer achtend, die ihre Schaaren zu einem regelmäßigen Angriff vereinigen wollten.

Borg-Tor-Hamme lachte höhnisch: „Das sind Euere Helden! Wollt Ihr mir sagen, wie man mit solchem Volke eine Schlacht gewinnt?"

„Geht bis an den neunten Ring der Hölle!" rief Ingold Broder vor Zorn glühend, daß er sich durch die schlechte Mannszucht seiner regellosen Haufen eine solche Blöße gab, während er doch mit seinem strengen Regimente gegen den Ritter groß gethan hatte. „Glaubt Ihr, dies Volk ist gewohnt, auf den Lockvogel zu hören und zu tanzen, was dieser ihm vorpfeift? Der Friese ist sein eigner Spielmann und singt nur nach der Weise, die er selbst angiebt. Er will erst sein Kurzweil haben und denkt, zum Ernst kommt's früh genug."

„Bestien sind es, denen man einen Maulkorb vorhängen muß, damit sie sich nicht ganz und gar verbeißen!" rief der Ritter. „Ich will das Lehramt bei ihnen übernehmen statt Eurer und seid versichert, es soll mir besser gelingen."

„Hütet Euere prahlerische Zunge, Herr!" grollte der Friesenführer, „sonst könnte es Euch übel bekommen."

„Hütet die Euere selbst, oder ich stopfe Euch das

Maul mit Ditmarscher Brei!" rief Borg-Tor-Hamme und warf sich einem Friesen in den Weg, der mit Beute hoch beladen, dem Schiffe zueilte:

„Wohinaus, Gesell?"

„Was kümmert's Euch?" entgegnete dieser und suchte sich vorbeizudrängen.

„Du feiger Hund stiehlst und raubst, ehe Du noch Deine Keule gegen einen Mann erhoben, der Dir den Raub streitig macht? Den Augenblick wirfst Du das Gut von Dir und schließest Dich dem Zuge an, oder ich lehre Dich auf andere Weise dem Gebot Deines Führers gehorchen."

„Das versucht nur! Gebt mir sogleich Raum, oder ich renne Euch über den Haufen, daß Euch Hören und Sehen schwinden soll!"

Damit beugte er seinen Kopf vor und stemmte die Arme in die Seiten, nicht unähnlich dem wildwerdenden Stier, der sich zum gewaltigen Sprunge rüstet; aber Borg-Tor-Hamme war rasch zur Hand, umfaßte den Leib des Friesen und warf ihn so heftig zu Boden, daß die gemachten Beutestücke weit umherflogen und ihm das Blut aus Mund und Nase stürzte.

Aber schnell, wie das Wetter war der Bursch wieder auf den Beinen und rannte, das spitze Gürtelmesser vor sich hinhaltend, auf den Ritter ein, der unter höllischem Gelächter mit dem Schwerdte nach dem Friesen stieß und ihn durch und durch rannte:

„Das ist die Art, wie man mit Euresgleichen umgehen muß! Und wie es Diesem geschehen ist, so soll es Jedem gehen, der sich mir zu widersetzen wagt! Hollah, Ihr Männer! Hierher und mir nach!"

Mit diesen Worten eilte er einem Haufen Friesen entgegen, den der Sturz ihres Genossen herbeizog und brachte sie durch seine Donnerstimme zum Stehen.

„Er soll nicht davon! Ich will sonst das Leben nicht haben!" rief Ingold Broder wüthend. „Hollah! Kommst Du mir so? Ist das der Dank dafür, daß ich Dir solche

Schaar zugeführt habe, die muthig genug ist, die ganze Welt zu erobern? Das hast Du mir nicht umsonst gethan! Wo ich Dich packe, will ich Dich mit meinen Zähnen zerfleischen."

Der Schiffbauer Rummel Vließ trat heran: „Ist das der Mann, dem Ihr mein Schiff gegeben und mit seinem Namen getauft habt?"

„Und der mir diesen Dienst bezahlt, indem er einen Burschen erschlägt, der mir gesippt ist und den ich vor Allen lieb hatte. Armer Frerk! Aber Du sollst gerächt werden."

„Das soll er!" bekräftigte Rummel Vließ. „Laßt'n mir! Ihr könnt ihn Niemandem besser geben. Versprecht mir, daß ich mein Schiff wieder haben soll . . . ."

„Wollen den Ritter mitsammen erschlagen und Du sollst Dein Eigenthum wieder haben."

„Laßt mir den Hund allein. Werde ihn hetzen, bis er todtmüde hinsinkt. Er soll auf seinem Kopf fühlen, wie ich die Bolzen durch das Plankenwerk in die Spanten *) treibe!"

Und vorwärts eilten Beide, dem Ritter nach, der an der Spitze eines starken Haufens dem nahen Karspel zuschritt.

Aber hier war es unterdessen lebendig geworden. Als der erste Schrecken vorüber war, sammelten sich die Boolsmänner vor ihren Häusern, ihre Söhne und anderes junges Volk schaarte sich um sie und eine starke, dreifache Mauer starkbewehrter Männer stellte sich entschlossen den andrängenden Friesen entgegen.

Reimer Dulk brach mit mehreren seiner Genossen, die von binnenwärts her dem Strande zugeeilt waren, durch ein dichtes Gebüsch und deutete mit der Hand voraus:

„Dort ist unser Gehöft. Es ist dem Angriff am ehesten preisgegeben und am wenigsten beschützt. Wollt Ihr mir folgen, Jungens?"

*) Gerippe des Schiffs.

„Wollen's! Das ist der Ditmarscher Schuldigkeit und ihre Ehre, daß sie sich gegenseitig beistehen. Wir helfen Dir, die Friesen niederhalten; Du kommst uns gelegentlich zur Hülfe, wenn es dem Holsteiner nach einem Ritte über unsere Landmarken gelüstet."

„Das ist fest! Wenn die Söhne des Ditmarscher Bodens in solcher Art zusammenhalten, wird ihnen kein Machthaber etwas thun, er mag kommen, woher er will!"

„Hei! Hei!" rief einer von dem jungen Volke, der wie zum Spaß seine Art geschwungen und sie so tief in den Stamm einer Eiche getrieben hatte, daß er sie nicht wieder herausziehen konnte. „Säßest Du so tief in dem Nacken eines der friesischen Hunde, mir wäre es lieber. Heraus, verdammtes Eisen!"

„Will Dir helfen, Bruder!" entgegnete Reimer Dulk gleichmüthig und spaltete mit zwei Hieben oberhalb und unterhalb der Art seines Gefährten einen Keil aus dem Baum, daß jene Waffe zu Boden fiel. Die Jünglinge sahen einander an und der Besitzer der Art sagte aufathmend:

„Wenn Du Dich so heraushaust, so oft Du in der Klemme sitzest, kann es Dir nimmer fehlen."

„Habe ich doch einen solchen Hieb mein Lebstage nicht gesehen!" sprach ein Anderer. „Der Baum wird ein Wahrzeichen werden für das Land."

„Treibt keine Tollheiten!" unterbrach sie Reimer Dulk ernst. „Wie kann ein Wahrzeichen sein, was eines Mannes Art zu jeder Stunde vollbringen kann? Hei! Ging's nach Euerm Worte, so dauerte es nicht lange und das ganze Land wäre mit Wahrzeichen überschwemmt. Ihr gebehrt Euch, als wäre das Mark in den Knochen der Ditmarscher Jugend vertrocknet. Und da könnt Ihr doch sehen, daß nicht nur die Jungens, sondern auch die Dirnen die Nase aus der Belangthür *) stecken, wenn es

*) Seitenthür.

Noth thut. — Hollah! Wetterdirnen! Wohin denkt Ihr zu ziehen?"

„Es läuft noch Jungvieh draußen auf den Wiesen umher, das wollen wir beitreiben, ehe es zu spät wird!" entgegnete eine stämmige Magd. „Wenn sich erst eine Friesenfaust um das Horn eines Ochsen gekrallt hat, dreht sie es ihm aus, ehe sie es wieder fahren läßt. Spare Gott Dich gesund, Reimer Dulk! Wir sind für das Deinige bedacht, denn Du bist ein karscher *) Bursch und freiest Eine von den Unsrigen. Dir soll kein Huf aus Deinem Stalle verloren gehen."

Die Mägde zogen weiter und Reimer Dulk sprach vor sich hin: „Mein Seel', ich weiß nicht, was sie wollen? Ist's etwas Besonderes, daß ich einer Dirne Wort halte, weil ich ein Mal um sie gefreit, sie sei eines Hausmanns Tochter, oder die Dirne eines eignen Mannes? Wenn die Ehrlichkeit erst aus diesen Gehölzen und Schluchten entwichen ist, hat es auch ein Ende mit unserer Freiheit. Falschthum und Heuchelei schleppen eine Kette am Fuß. Jungens, gebt mir die Hand darauf, wir wollen ehrlich bleiben jetzt und allezeit."

„Das wollen wir!" gelobte unter schallendem Handschlage die kleine muthige Schaar.

„So recht, Kinder!" sprach ein alter Mann, der bewaffnet zur Gruppe trat. „Mit diesen Worten baut Ihr eine feste Mauer um das Land."

„Hilf Gott und Herr!" rief Reimer Dulk auffahrend. „Vater! Bist Du es? So krank verläßt Du das Haus?"

„Hast geglaubt, ich werde daheim am Feuer hocken, wenn sich hier draußen Alles gegen den Eindringling schlägt? So lange noch ein Funken Leben in diesem Körper ist, gehört er Jedem, dem er nützen kann. Führen kann ich Euch wohl nicht mehr wie ehedem, aber in Reihe und Glied halte ich Stand und soll ich in solchem Kampfe verbluten, so verlange ich es nicht besser."

*) Kräftig, muthig.

„Da kommen sie in hellen Haufen auf uns heran!“ rief einer der jungen Männer erregt. „Jetzt gilt es Stand halten.“

„So kommt, Kinder! Schließt Euch fest an einander!“ sagte der alte Mann. „Die Dulks sind immer voran gewesen, wenn es etwas auszufechten gab und ich meine, Reimer, Du wirst Deines Vaters Stelle vertreten.“

„Das denke ich, Vater, und es soll mir auch gelingen! Gebt Raum! Ich will meinen Kolben mitten in den Haufen hineinwerfen und ihn mir wiederholen! Ha! Ha! Der wurde nicht unnütz geworfen; er riß einen Kerl um, der uns ein gar grimmiges Gesicht schnitt. Duckt Euch, sie werfen wieder! Und nun frisch drauf!“

Und wie zwei einander gegenüberstehende Gewitter stießen die Haufen zusammen, sich im furchtbaren Schlachtendonner entladend.

Vor dem Hause des Marten Dulk standen die treuen Mägde und harrten auf den Ausgang des Kampfes. Eine junge Dirne, die sich eine Strecke weit fortgewagt hatte, kehrte athemlos zurück und meldete, daß die Friesen wichen.

„Spare der Herr unsere Jungens gesund! Es ist heißes Blut in ihnen und sie wollen keine Schande über uns kommen lassen. Dafür muß jede rechtschaffene Dirne ihren Freier doppelt so lieb haben. Sind Viele gefallen?“

„Zwei liegen abseits und der Athem ist heraus. Es sind Geestleute. Unsere Marschjungens sind noch frisch auf. Aber dem alten Herrn haben sie schlimm zugesetzt . . . .“

„Welchem alten Herrn?“

„Marten Dulk, meine ich, der auf diesem Hofe haushält. Er lehnte gegen einen Baum und winkte mir mit der Hand, daß ich schweigen sollte; aber ich bin doch hierher gelaufen, es zu sagen. Er hat's am Kopfe bekommen und muß sich verbluten.“

„Das soll er nicht!“ entgegnete entschlossen die Magd.

„Kommt, wir wollen ihn holen. Der alte Mann hat auch für uns gefochten und verdient dafür, auf seinem Bette zu sterben. Drei von Euch gehen mit, die Uebrigen sorgen für's Haus, und bringen es der Frau bei. Kommt!"

Dieser Weisung folgend, that jede der Mägde frohen Muthes ihre Schuldigkeit.

Mit ruhiger Fassung hatte Frau Maria die Trauerbotschaft empfangen:

„Es geht zu Ende mit diesem Hause. Die Barmherzigkeit des Himmels hat den Fluch gelöst und zeigt uns in der Ferne die Herrlichkeit seines Paradieses. Abermals öffnet sich die Gnadenpforte Einem derselben; ich sehe ihn mit wehmüthiger Bewegung scheiden und die Thräne in meinem Auge ist nicht die Thräne der Verzweiflung."

Und gefaßt ging sie dem Vater entgegen, der, von den mitleidigen Mägden geführt, geschwächt vom starken Blutverlust, halb bewußtlos auf sein Lager sank und unter stillen Thränen von der liebevollen Hand seines Kindes verbunden wurde.

Marten Dulk schlug nach einer geraumen Weile die Augen auf, die voll Dankbarkeit auf Frau Maria ruhten:

„Ich danke Dir, Tochter. Vermagst Du auch nicht den Tod aufzuhalten, der mit der kalten Hand nach meinem Herzen greift, so hast Du mir doch Linderung verschafft. Ich fühle es, Maria, die Trennungsstunde ist gekommen."

„Sie ist da, Vater! Ich lese es in Deinem gebrochenen Auge. Du wirst in Frieden dahin fahren. Möchte ich Dir bald nachfolgen."

„Von meinem Sohne habe ich Abschied genommen auf dem Schlachtfelde. Ich habe ihn gesegnet und ihm befohlen, sich nicht um mich zu kümmern, sondern treu bei den Seinigen auszuhalten. Er hat mir gehorcht. Wirst Du es auch thun, wenn ich Dich bitte, Deinen Schmerz zu bezwingen, sobald mein Auge bricht?"

„Ich gehorche Dir, Vater! Ich will ruhig sein.

Du hast das Glück gehabt, fechtend auf dem Boden zu sterben, der Dir zur Heimath geworden ist."

Es war eine geraume Weile still. Dann erhob der Greis sein Haupt und blickte die Tochter an:

„Höre, mein Kind! In diesem ernsten Augenblick kehrt mein Geist in die Zeit meiner Jugend und zu jenen heitern Thälern zurück, wo meine Wiege stand. Ich sehe alle bekannten Gestalten vor mir, und vergebe noch einmal aus der Fülle meines Herzens Denen, die meiner Vergebung bedürfen, hoffend, es werde Niemand zurückbleiben dort, der mir seinen Groll über das Grab hinausträgt."

„Das walte Gott!" betete Frau Maria.

„Ich habe meine Hand gegen einen Mann erhoben, der mein Fürst und Gebieter war, und ihm das Schwerdt in die Brust gestoßen dafür, daß er mit kaltem Hohne meines Lebens schönstes Glück vernichtete. Es war kein Meuchelmord, sondern ein ehrlicher Kampf, wenn auch ohne Zeugen. Das ist mein ganzes Verbrechen und ich hoffe, es durch jahrelanges Entsagen in der Verbannung verbüßt zu haben. Was ich dort verbrach, habe ich hier durch redliches Thun vergessen zu machen gesucht."

„Das habt Ihr," sprach Eddo, der eingetreten war und sich voll tiefen Schmerzes zu dem Leidenden herabbeugte. „Das habt Ihr! Ich bin dessen ein lebendiger Zeuge. Und wenn ich diesen Tag überlebe, trage ich Sorge, daß es Denen kund werde, die Euch mit unverdienter Schmach bedeckten. Diese Genugthuung sind wir Euch schuldig."

„Wie Ihr wollt! Mir schwinden die Kräfte. Es ist mir, als müßte ich jetzt einschlafen."

Er neigte sein Haupt und schloß die Augen. Eddo und Frau Maria harrten mit verhaltenem Athem auf seinen letzten Seufzer.

Draußen hatten die Dinge eine andere Wendung genommen. Die Friesen hatten sogleich ihre ganze Kraft entfaltet, und den unvorbereiteten Ditmarschern manchen

empfindlichen Verlust beigebracht. Aber auch die Kämpfer des Fosetafelsens verloren einige tüchtige Genossen und hatten keine weiteren Mannschaften, um die entstandenen Lücken auszufüllen, während den Ditmarschern aus näher und ferner gelegenen Ortschaften stets neue Kämpfer zugeführt wurden, die mit frischen Kräften in's Gefecht gingen. So ward nun bald die Linie der Friesen gesprengt und in mehreren Haufen gefochten. Ueberall aber strebte der Feind dem Strande zu und die Ditmarscher bemühten sich, ihm den Weg nach den Schiffen abzuschneiden. So geschah es, daß ein Trupp von mehreren Männern zurückgetrieben und auseinander gesprengt wurde; die meisten von ihnen wurden niedergemacht, während es Einigen von ihnen zu entkommen gelang.

Unter diesen Letztern war der Ritter Borg-Tor-Hamme. Er hatte gekämpft wie ein Held und wankte jetzt, barhäuptig, aus mehreren Wunden blutend, auf sein zerbrochenes Schwerdt sich stützend, längs den Knicken*) dem nahen Gehöfte zu. Er trat ein, ohne bemerkt zu werden, und befand sich bald einem Lager gegenüber, auf welchem ein Greis mit verbundenem Kopfe lag. Zu den Häupten desselben kniete ein Weib, die mit leisem Schluchzen die Hände zum Gebet erhob. Zu den Füßen stand ein sehr ergrauter Mann, das Gesicht von tiefem Gram gefurchtet und blickte auf den Schlummernden, wie man einen Freund anzublicken pflegt, von welchem man auf ewig scheiden soll.

Da schlug der verwundete Greis die Augen auf und sah den Ritter vor sich stehen.

„Hast gut getroffen!" sprach er nach einer Pause matt. „Es bedarf keines zweiten Stoßes."

„Ich werde fortan Niemand mehr besiegen," entgegnete Jener. „Mein letztes Herzblut strömt dahin. Du warst mein Letzter."

*) Lebendige Hecken.

Das Weib hatte sich erhoben und fuhr entsetzt bei dem Anblick des Ritters zurück:

„Weh' mir und Euch, wenn Ihr die Wahrheit sprecht! Habt Ihr diesen Greis, habt Ihr meinen Vater erschlagen?"

„Ich that es!"

„Fluch Euch! Fluch auf ewig Euch! Ihr habt alles Leid über dies unselige Haus gebracht."

„Wußte ich, daß es Euer Vater war? Er trat mir gewappnet in den Weg und ich schlug ihn nieder."

Eddo sah den Ritter ernst an und sagte mit tönender Stimme: „Ihr verderbtet die Tochter und mordetet dafür den Vater. Das ist die Strafe, die der Herr Euch sendet. Ihm aber ist es der Ruf der Erlösung von tausendfacher Pein! Erkennt den Finger Gottes, Borg-Tor-Hamme!"

Bei diesem Namen erhob sich Marten Dulk: „Wo ist der Mann, den Ihr so nennt? Ist's Der?" Und er stierte ihn mit einem Grabesblick an.

„Ich zahle meine Schuld!" entgegnete der Ritter. „Von dieser Wunde erstehe ich nicht wieder."

Marten Dulk sah den Feind seines Hauses einige Augenblicke unverwandt an, dann sagte er mit sterbender Stimme:

„Hätte ich Dich gefunden, als mein Arm kräftig war, ich würde Dein Blut vergossen haben. Jetzt schwindet alle irdische Leidenschaft! Gieb mir die Hand, ich vergebe Dir!"

Der Ritter nahm die letzte, ihm noch gebliebene Stärke zusammen, trat an das Lager und legte seine Hand in die des Bauern:

„Mich reut's, was ich gethan und wenn ich könnte, ich würde gutmachen. Ein heller Lichtstrahl dringt in mein Inneres. Ich weiß nicht, was es ist."

„Es ist ein Strahl der ewigen Gnade, der versöhnend in die Nacht Deines Daseins fällt!" sprach Frau Maria näher tretend. „Genosse meiner Sünde, ich ver-

gebe Dir das unendliche Weh, das Du über mich gebracht hast; es soll Dein ohnehin beschwertes Gewissen nicht drücken."

„Maria!" rief er mit einem unterdrückten Seufzer. Seine Zunge versagte ihm den Dienst.

„Vielfachen Groll hat Dein Herz genährt!" fuhr Frau Maria fort. „Am widernatürlichsten war der Haß gegen Deinen Sohn. Ist er nicht aus Deinem Herzen getilgt?"

„Er ist es! Wo er auch sei, ich rufe ihm meinen Gruß zu, ich lege in Gedanken meine Hand segnend auf sein Haupt. Schafft mir die Möglichkeit, und ich erkläre ihn zum rechtmäßigen Erben . . . ."

„Der irdischen Schätze bedarf er nicht. Er ist beglückt durch eine schuldlose Liebe und Gott hat ihn mit der kostbarsten Gabe beschenkt, er hat den Funken der Poesie in seine Brust gelegt. Ich will ihm das letzte Wort seines Vaters bringen; es wird die trübe Wolke verscheuchen, die so oft seine Stirn umschattete."

Und als Frau Maria diese Worte gesprochen hatte, wandte sie sich wieder ihrem Vater zu, dessen leises Röcheln sein nahes Ende verkündigte.

„Lebt Alle wohl! — Grüßt meinen Sohn! — Du, Maria! folge mir bald — in das Reich des Friedens."

Sein Auge schloß sich. Er war hinüber. Frau Maria blieb in ruhiger Fassung stehen. Eddo sank, zum Tode betrübt, neben der Leiche seines hinübergegangenen Freundes in die Kniee.

Da erhob sich draußen lauter Tumult. Verworrene Stimmen schallten durch einander. Tritte wurden hörbar.

„Er muß hier sein! Er muß! Nur mir nach!" rief ein Mann und gleich darauf stürzte Rummel Vließ, der Schiffbauer von Foseta, mit hochgeschwungener Art in die Dönse *).

*) Stube.

„Ich habe ihn! Ich habe ihn!" schrie er jauchzend. „Er soll nicht lebendig entkommen."

„Es bedarf Deiner nicht, um diesen Stamm zu fällen!" murmelte der Ritter vor sich hin und suchte vergeblich seinem Feinde den Stumpf des Schwerdtes, worauf er sich stützte, entgegen zu halten.

Rummel Vließ holte zu einem gewaltigen Schlage aus: „Du hast mich bestohlen um Alles und die Ehre an Dich gerissen, die mir gebührt, dafür will ich Dich niederschlagen."

Frau Maria warf sich zwischen die Beiden. „Ihr sollt nicht! Legt keine Hand an ihn!" rief sie, aber in diesem Augenblicke fiel die Art des Friesen nieder und sie sank lautlos zu den Füßen Borg-Tor-Hamme's.

„Verdammt ist das!" rief der Friese. „Wollte ihn treffen und habe ein Weib erschlagen, und obendrein ein geistliches! Ist mir, als ob ein Fieberfrost mich schüttelte. Fahre zur Hölle, oder zum Satan, Du Ehrenräuber! Du bist hin, auch ohne mich. Aber Deinen Namen will ich von dem Galion meines Schiffes tilgen, es soll Keiner wissen, daß er jemals daran gesessen hat."

Er eilte hinaus, nicht ohne noch einen scheuen Blick auf die von ihm Erschlagene geworfen zu haben. Der Ritter war in eine tiefe Ohnmacht gesunken, aus welcher er nie erwachen sollte.

Die Mägde stürzten herein, umringten wehklagend ihre Gebieterin, und die Altmagd rief:

„So hat sie denn auf diese Weise fortgemußt? Wir werden nimmer eine so gute Hausfrau bekommen; aber doch freut mich's, daß sie so gestorben ist, denn nun müssen die Weiber mit Schanden bestehen und der Pfaff muß mit langer Nase abziehen."

„Von welchem Pfaffen redest Du, meine Tochter?" fragte Eddo, sich langsam erhebend.

„Ach, ehrwürdiger Herr, verzeiht! Ich meine den Geistlichen, der hierher gesetzt ist an Eurer Statt und der gegen Alles, was zu diesem Hause gehört, stets ei-

nen bösen Groll hegte. Er stand draußen mit all' dem Volk, das ihm immer nachläuft und stieß gräßliche Drohungen aus. Da kommt er schon!"

„Er komme nur!" entgegnete Eddo ruhig.

Die Hausmägde flohen scheu bis in die fernsten Winkel der Dönse, als der Priester mit zornglühendem Angesicht über die Schwelle schritt, gefolgt von den helfernden Weibern, die darnach trachteten, ein von Kummer und Noth vielfach gequältes Herz verbluten zu machen.

„Was wollt Ihr?" fragte Eddo, einen Schritt vortretend.

„Weh' Dir, Ketzer, der Du hausest unter einem Dache mit den Sündern!" sprach der Priester strenge. „Ich komme mit diesen Gläubigen, auf eine Verbrecherin zu fahnden . . . ."

„Da ist sie!" unterbrach ihn Eddo, und deutete auf die Leiche. „Gott hat sie gerufen und ihre Leiden durch einen schnellen Tod beendigt. Was wollt Ihr noch?"

Der Priester blieb stumm bei dem Anblick der drei Leichen, die er vor sich sah.

„Die Rache ist des Herrn!" sprach Eddo. „Wehe Dem, der den Arm Gottes halten, oder ihn lenken will nach seinem Wohlgefallen. Hebet Euch weg von dieser Schwelle. Jede Schuld ist hier getilgt."

Und scheu wichen die eingedrungenen Weiber zurück. Der Priester folgte, geschlagen von der Macht der Umstände.

Sechstes Kapitel.

Sie rüsten das Mahl.

Aber auf dem Heine-Viert ging es munter zu. Die Kunde von der Friesenjagd war dorthin nicht gedrungen und längst waren die kecken Seeräuber an Bord ihre Schiffe getrieben, längst waren die, welche diese nicht

erreichen konnten, niedergemacht und längst verschwammen ihre Segel mit dem aufbrauenden Abendgewölk, ehe die geringste Kunde von dem Ueberfall zu den Ohren des Etheler gelangte.

Leicht beweglich tummelte sich der Hausmann in allen Räumen des Gehöftes umher, denn der Tag, da der Graf von Böckelnburg zum Schmause, sammt seiner stolzen Gemahlin bei ihm einkehren sollte, rückte heran und nah und fern war an die Gastfreunde des Hausmannes der Ruf ergangen, an selbem Tage sich auf dem Heine-Viert einzufinden und Kunde von Dem zu nehmen, was hier vorgehen solle. Die Boten kamen nach einander zurück und verkündigten, daß die Männer dem an sie ergangenen Rufe Folge leisten würden.

Margarethe und Adalbert hatten sich aus dem Gewirre zurückgezogen und das süße Geschwätz der Liebe flog von Mund zu Mund.

„Und magst Du es mir noch ein Mal erzählen von dem geheiligten Platze mit dem Wunderbaume, der die Höhen dieses Landes beschattet?" fragte Adalbert schmeichelnd.

„Helfe uns Gott, Adalbert," sagte Margarethe lächelnd. „Deine Gedanken reichen nicht über die Dauer eines Tages. Habe ich es Dir nicht gestern genau gesagt? Brutcamp nennen wir es, denn ein treues Brautpaar hat auf jenem Felde den bösen Versuchungen widerstanden, die der Teufel über sie gebracht, und sie haben ihre Treue mit dem Tode bezahlt. Ihnen zum Angedenken ist der Stein auf ihr Grab gewälzt und der Baum gepflanzt worden, der so köstlich gedeiht und im Vorsommer so wunderbar blüht, als ob er mit tausend Lichtern besteckt wäre, wie der Christbaum zur Winterszeit. Wenn aber ein Brautpaar den künftigen Ehestand recht glücklich beginnen will, geht es dorthin und betet an dem Grabe Derer, die um ihrer Treue willen gestorben sind."

„Und ihr Flehen wird erhört?"

„Wenn sie selbst schuldlosen Herzens sind, sonst aber

trifft sie der Tod auf der Stelle. Die Sündigen verlassen den Brutcamp nicht lebend."

„Ich führe Dich dahin!" rief Adalbert, die Geliebte in seine Arme schließend. „Wann beginnen wir unsere Wallfahrt?"

„Der Vater rüstet sich zu einem großen Feste!" entgegnete Margarethe. „Er wird nicht wollen, daß wir dabei fehlen. Warten wir also, bis es vorüber."

„Geht Ihr vielmehr heute, und kehrt für einen Tag in Albersdorf bei unserer dortigen Gesippe ein!" sagte Etheler hinzutretend. „Der Schmaus, der hier stattfinden soll, würde Euch nur den Magen verderben. Ich werde mit der Telse allein schon fertig, Gredel. Brauchst Dich also nicht zu sorgen, daß den Gästen ihr Recht nicht zu Theil wird, weil Du fehlst. Geht, Kinder, und bleibt ein paar Tage außerhalb."

Die Tochter sah besorgt auf den Vater; dieser aber küßte sie heitern Blickes und sagte:

„Sorge und fürchte nichts, sondern überlasse Alles Deinem Vater, der es wohl mit Dir meint."

„Ja, Margarethe! Laß uns dem besten der Väter gehorchen," sprach Adalbert, die Geliebte an sich ziehend.

„Recht, Singemeister!" fiel Etheler, gut gelaunt, Jenem in die Rede. „Wüßte auch nicht, was ich mit Dir bei meinem Gastmahle anfangen sollte, da Du viel zu schwach bist, ein tüchtig Ditmarsisch Trinkhorn zu heben und in einem Zuge zu leeren. Es wird auch dabei gesungen werden, aber nach andern Weisen, als Dir in der Kehle stecken, und auf andern Instrumenten, als worauf Du gewohnt bist zu klimpern. Geht, Kinder, und bringt mir fröhliche Kunde von unsern dortigen Freunden heim."

„Wir gehorchen Dir, Vater, und gehen vor Abend."

„Dafür wird Euch der Geist des Brutcamps auch einen schönen Traum schicken, wie er mir gethan, als ich in meiner Junggesellenzeit mit Deiner Mutter dahin wanderte," sagte Etheler fröhlich und ging dem Hause zu,

wo einl ebhaftes Treiben und Hanthieren war, und mitten im Gewühl die Telse, dreifach mehr schaffend wie Jede, und doch noch die Andern übersehend, die es ihr selten zu Dank machten.

„Hier geht's ja zu, als ob Gredels Hochzeit und die Deinige an einem Tage sein sollten, und dieser Tag wäre morgen!" rief der Hausmann mitten in das fröhliche Treiben hinein. „Das mag ich leiden. Aber komm doch einen Augenblick zu mir."

„Was schafft Ihr, Ohm?" fragte Telse und ging an seiner Seite die Diehle entlang.

„Wollte Dir nur sagen, daß ich die Gredel sammt dem Singemeister zum Brutcamp nach Albersdorf geschickt habe, damit sie mir nicht im Wege stehen morgen."

„Das hätte ich Euch auch gerathen, wenn Ihr mich gefragt hättet. Von Eueren Gästen ist die Zusage da, außer von Dulkenhof."

„Die bringt Dir Dein Reimer selbst. Gelt, Dirne, das ist Dir doch zum liebsten? Hast Du Alles bereitet, wie ich es Dir gesagt?"

„Alles, Ohm! Es wird nichts mangeln, aber Euer Wort muß doch das Beste dazu thun."

„Ich denke, es soll zur gehörigen Zeit nicht fehlen. Geschieht's doch nicht um meinetwillen, sondern für Alle und für das Land, worauf unsere Kinder und Enkelkinder in gleicher Freiheit wohnen sollen. Glaubtest mich mit Deiner Prunkhalle, mit Deinen Gold- und Silber-Geschirren zu Boden zu schmettern! Hollah, Graf von Ditmarschen! Du sollst sehen, daß auch der Bauer seinen Tisch aufzuzieren weiß und so, wie Du es nimmer vermagst."

Da trat Reimer Dulk zu ihnen. Sein Gesicht war ernst. Wie eine Wetterwolke lag es auf seiner Stirn.

Telse hatte ihn zuerst gesehen und war erschreckt über seinen Anblick: „Um Gott, hier giebt es ein Unglück! Reimer Dulk, wo kommst Du her und was ist geschehen?"

Der Jüngling warf sich in die Arme seiner Braut

und sagte mit mühsam verhaltenen Thränen: „Es ist Alles verloren! Alles!"

Sie hielten sich fest umschlossen. Telse wagte nicht zu fragen, von welchem Verlust er rede.

Etheler hatte einige Augenblicke dem Schmerze freien Lauf gelassen, jetzt trennte er Beide und zwischen sie tretend, sagte er ernst zu Reimer: „Komm! Komm! Das ist nicht Manneswerk, sich wie ein zahnloses Weib zu gebahren und mit den Weibern zu heulen. Giebst Deiner künftigen Hausfrau einen schlechten Vorschmack von den Tagen Eures Leides."

„Ihr habt Recht, Etheler!" entgegnete Jener, sich mühsam Fassung erringend und ich schäme mich fast vor mir selber. Aber es soll Einer sehen, was ich gesehen habe und dann ruhig bleiben."

„Was hast Du denn gesehen?" sprach Etheler. „Du begreifst, daß wir hier von nichts wissen."

Wenn Ihr wieder nach Dulkenhof kommt, müßt Ihr mit meinem Handschlage zufrieden sein."

„Ist der Alte hinüber?"

„Er ist mit seiner Tochter gegangen! Beide sehen nun von Oben auf uns herunter."

Telse schrie laut auf. Etheler aber sagte erschreckt: „Mann, was sprichst Du? Beide hinüber? Denke daran, daß wir nichts wissen und berichte, was geschehen."

Und Reimer Dulk erzählte, was sich längs dem Strande begeben, von dem ersten Augenblicke an, da die Seeräuber gelandet, bis dahin, wo er, aus dem blutigen Kampfe siegreich heimkehrend, die Seinigen als Leichen wiedergefunden.

„Nun habe ich nichts mehr, als nur Dich, Telse!" schloß er. „Auf Dich ist all' meine Hoffnung gesetzt; in Deine Hand lege ich das Schicksal meiner künftigen Tage."

„Du kannst es, Reimer Dulk. Ich will nimmer von Dir lassen in guten Tagen, wie in bösen."

„Das walte Gott!" sprach Etheler gerührt. „Ich

beklage Dich, Sohn, und beklage mich selbst, denn der Alte war ein treuer Freund und hat mir die beschworne Gastfreundschaft stets redlich gehalten. Mir thut's leid, daß ich ihm nicht die letzte Ehre erweisen kann, da andere Pflichten mich hier zurückhalten, aber Dich sende ich augenblicklich zurück und gebe Dir die Telse mit, damit Ihr gemeinschaftlich Euere Todten beerdigt und Euere Schuldigkeit thut für Haus und Hof. Dann aber, mein Junge, wenn diese Sorge von Dir genommen ist, komme zurück, denn es giebt Arbeit vollauf."

„Ich werde nicht fehlen!" sprach Reimer Dulk scheidend. „Komm, Telse! Was ich Dir schulde, zahle ich in Zukunft; erst gehört mein Arm dem Vaterlande und sei versichert, er soll nicht lässig ruhen."

Als der Abend heraufdämmerte und das Gredel mit dem Adalbert, so wie Reimer Dulk mit der Telse schon weit vom Heine-Viert entfernt waren, trafen daselbst andere Gäste ein, die der Hausmann zu dem morgenden Feste geladen hatte. Es waren kräftige, markige Gestalten, Hausleute und Familienväter wie er, die ein Herz hatten für die Ehre und Freiheit ihres Vaterlandes und entschlossen waren, sie mit ihrem letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Und während die Alten sich um den schweren Eichentisch niederließen, den Ernst der Zeiten erwägend und die Mittel prüfend, die man ergreifen müsse, ihm kräftig zu begegnen, sammelten sich im Hofe ihre Söhne und Töchter, die ebenfalls zum morgenden Ehrentage, zum Theil aus weiter Ferne, herbeigekommen waren, und ergötzten sich mit heitern Gesängen und lustigen Spielen. Als aber der letzte matte Strahl der Dämmerung hinter den Bäumen verschwand, und das auf dem Heerde lodernde Feuer hinausleuchtete in die Abendnebel, trat der Etheler mitten unter das junge Volk und rief laut:

„Zur Ruh', Kinder! Zur Ruh'! Es ist genug gelacht heute Abend! Spart Euch das Uebrige für morgen auf. Gute Nacht!"

„Gute Nacht, Vater Etheler! Gute Nacht!" rief es von allen Seiten und man zerstreute sich, die Jungen hierhin, die Mädchen dorthin. Es ward einsam und still auf dem ganzen Gehöfte.

Mit dem ersten Sonnenblick des Tages, an welchem man die hohen Gäste von der Böckelnburg auf dem einfachen Hofe des Landmannes erwartete, wurde es dort lebendig. Ein tiefblauer Himmel lachte auf Feld und Wald herab und ein Sommertag war angebrochen, wie er zu einem Festtage nicht schöner gewünscht werden konnte. Mit ihren Festkleidern angethan kamen Alle herbei, Junge und Alte, und begrüßten sich frohen Muthes mit ehrlichem Worte und schallendem Handschlage, aber sonst ward kein Scherz, keine Ausgelassenheit laut, kein Lied erklang, denn Alle waren in gespannter Erwartung Dessen, was die nächsten Stunden bringen würden, Keiner konnte wissen, welchen Ausgang, ob ein guter oder böser, ihnen bevorstände.

Da kam die Mittagsstunde heran und entlang des Weges sprengten die von dem Hausmann aufgestellten Boten mit dem Rufe: „Sie kommen! Sie kommen!"

Die Männer stellten sich auf dem weiten, sauber gefegten Gehöfte in doppelter Reihe auf; der Hausherr trat an die Spitze.

Und nicht lange dauerte es, da konnte man den Zug gewahren, der sich von der Böckelnburg heran bewegte.

An der Spitze desselben ritt auf einem mit reichem Geschirr und kostbaren Decken geschmückten Saumroß die Gräfin Elisabeth, welche sich, nicht ohne Mühe, von ihrem Gemahl hatte bereden lassen, mit ihm dies Abentheuer zu bestehen. Sie saß hoch aufrecht und nahm eine Haltung an, so stolz und vornehm, daß es schien, sie sei öffentlich nie anders als mit Krone und Scepter geschmückt einhergeschritten, und schon in der Wiege sei sie zur Herrscherin erkoren. Darum blickte sie auch von ihrem Sattel, wie von einem Throne, auf alle Andern mit größter Geringschätzung herab, als wären sie es nicht werth, von der Hufe ihres Rosses berührt zu werden.

Ihr zur Linken, aber etwas rückwärts, ritt ihr Gemahl, Graf Rudolf von Böckelnburg, der sich den Herrn der beiden Ditmarschen nannte. Er trug ein Wamms von rothem gerissenen Sammet, mit reicher Silberstickerei. Auf seinem Haupte wiegte sich ein dunkles Barret, mit wallenden weißen Federn, die durch eine Agraffe von dem köstlichsten Gestein gehalten wurde. Sein schwarzer seidener Mantel flatterte hinter ihm im Winde.

Hinter dem Grafen ritt auf einem weißen Zelter ein Edelknappe, der trug ein rothseidenes Banner vor sich, darauf war zu schauen ein geharnischter silberner Reiter auf goldenem Pferde. Dies war das Wappen der Ditmarscher, so lange diese in ihrer Freiheit lebten und daß der Graf es sich von einem Knappen nachtragen ließ, sollte das Zeichen der Landeshoheit sein, die er über einen Theil dieser Landschaft ausübte und über den andern in Kurzem mit aller Strenge auszuüben willens war. Hinter dem Bannerträger ritten mitsammen der Junkherr von Miltenberg und der Ritter von Windbergen, der, seit er sich von dem letzten schrecklichen Schlage erholt, dem Junkherrn, so oft es sich nur thun ließ, zur Seite hielt, und jedes Mittel der Ueberredung, jede List hervorsuchte, um wieder in den Besitz dessen zu gelangen, was er verloren hatte. Aber Junkherr Kasper war viel zu schlau und reizte seinen Gegner immer mehr, indem er ihm scheinbar zu Willen handeln wollte und doch gleich darauf weit aus der gezogenen Bahn glitt.

Hinter diesen Edelleuten folgten nun Knappen und Pagen in großer Zahl, Alle reich bekleidet mit vielfarbigen Gewändern, schillernd und prunkend mit Stickereien und Geschmeide, silbernes und goldenes, ächtes und unächtes, denn der Graf hatte Alles hervorgesucht, um durch sein glänzendes Auftreten die schmucklose Einfachheit seines bäuerlichen Wirthes noch mehr zu beschämen und zum Widerstande aufzustacheln.

Als der Zug vor dem Gehöfte des Heine-Viert anlangte, eilten die Kavaliere der Gräfin sofort herbei, um

ihrer Gebieterin bei'm Absteigen behülflich zu sein. Der Graf aber, der sich mit zierlicher Gewandtheit vom Pferde schwang, kam ihnen zuvor, hob seine Gemahlin aus dem Sattel und bot ihr den Arm, sie nach dem weitgeöffneten Heckthor führend.

Hier trat Etheler, mit seinem schlichten Webbesrock*) bekleidet, dem erlauchten Paare entgegen. Er verneigte sich vor der Dame, bot dem Grafen, zum großen Erstaunen der Junkherrn die Hand und sagte treuherzig:

„Dank Euch, Herr Graf, und besonders Euch, Frau Gräfin, daß Ihr fein Wort haltet und nicht das Versprechen vergeßt, das Ihr dem Bauer gegeben habt. Daß Ihr auf dem Heine-Viert willkommen seid, mögt Ihr denken."

„Ich danke für den Willkomm und weiß nicht, wie Ihr zweifeln mochtet, ob ich meine Zusage halten würde!" entgegnete der Graf mit lauter Stimme. „Ich habe stets mein Wort gehalten, Männer von Ditmarschen, und ich betheuere Euch, daß es auch ferner so sein wird. Darum seht Ihr mich hier, damit ich schaue, wie der Bauer sein Wort löse, das er mir im Uebermuthe gegeben. Denn lösen soll er es, so mir Gott helfe, es sei denn, daß er in unser Aller Gegenwart seine Uebereilung bekenne und sich freiwillig der Strafe unterwerfe, die wir ihm auferlegen. Dann, aber nicht eher, wollen wir Gnade vor Recht ergehen lassen und uns mit einer leichten Buße begnügen."

Die Landleute, welche rings herumstanden, und es waren eben nicht schlechte Männer darunter, horchten bei diesen stolzen Worten des Grafen hoch auf und an ihren Mienen sah man es deutlich, daß sie ihnen schlecht behagten. Den Etheler verließ der Gleichmuth nicht und ohne alle Erregtheit sagte er:

„Das Mahl ist hergerichtet und wartet Eurer!"

*) Gewebter Rock.

Dann aber schritt er, den Herrschaften voran, der großen Hauptthür zu, als wollte er ihnen den Weg zeigen. Alle folgten in nicht geringer Spannung.

Aber wie wenig auch der Unbedeutendste in dem Gefolge der Böckelnburger erwartet haben mochte, waren sie bei dem Eintritt in das Haus doch so erstaunt, daß sie, trotz der Gegenwart ihrer Gebieter, einen leisen Ausruf der Ueberraschung nicht zu unterdrücken vermochten. Da war auch nicht das Geringste geschehen, um die Wohnung des Landmanns nur auf die einfachste Weise zu schmücken. Die Wände der großen Diehle, welche bei dem Bauer dasselbe, was die Halle in der Grafenburg ist, waren nackt und kahl. In dem Hintergrunde derselben brannte das große Heerdfeuer, von geschäftigen Mägden umringt. Zu beiden Seiten der Diehle, von wo aus man zu den Stallungen und den Vorrathskammern gelangte, standen die jungen Männer mit ländlichen Geräthschaften in den Händen. In der Mitte des Raumes aber befand sich ein großer hölzerner Tisch mit einem weißlinnenen Tuche bedeckt, und darauf das einfache Geschirr, wie es zu jenen Tagen in der Wohnung des Landmannes gebräuchlich war. Statt der sammetgepolsterten Sessel waren zwei Sitze für das herrschaftliche Paar hingestellt, denen man eigentlich nicht ansehen konnte, nach welcher Form sie gebaut waren und aus welchem Stoffe sie bestanden, denn sie hatten ein unförmliches Ansehen und waren von oben bis unten mit weißem Linnen bedeckt.

Diesen Sitzen gegenüber stand ein hölzerner Sessel für den Hausherrn. Sonst war für Niemanden an der Herrentafel ein Platz angeordnet. Das Gefolge der gräflichen Gäste ward von den Schaffnern *) in die große Dönse gewiesen.

Als darauf die Gräfin Elisabeth nur zögernd, fast mit Widerwillen, sich auf den für sie bestimmten Sitz an

*) Ordner.

der Seite ihres Gemahls niedergelassen hatte, nahm auch Etheler seinen Platz ein. Auf seinen Wink erschienen mehrere junge Dirnen, sauber angethan nach Landessitte, mit den Speisen, während eine gleiche Anzahl junger Burschen hervortrat, die das Schenkenamt verwalteten.

Die Gräfin rührte nichts von Allem an, was ihr dargeboten wurde. Sie sah ernst vor sich hin und nur manchmal glitt ihr Auge in dem Kreise umher und dann fuhr sie mit der Hand über die Stirn, als könne sie sich nicht erklären, wie es zugegangen, daß sie hierher gekommen. Graf Rudolf aber, dem während des scharfen Morgenrittes der Appetit gekommen war, ließ sich den leckern Imbiß und den edlen Trunk gefallen und war längere Zeit schweigsam. Dann aber, den staunenden Blick bemerkend, womit die Gräfin ihn beobachtete, besann er sich plötzlich, schob Schüssel und Becher weit von sich und sagte mit steigender Gluth:

„Nun, Bauer! Welche Worte hast Du zur Hand, um den Uebermuth zu entschuldigen, womit Du mich und meine Gemahlin hierher geladen und uns mit den frechsten Lügen hintergangen hast? Ist hier auch nur das Geringste, was mit der Halle der Böckelnburg die entfernteste Aehnlichkeit hat? Ist Deine irdene Schüssel in Vergleich zu der silbernen Schaale zu stellen, worin Dir das Mahl aufgetragen wurde? Ist dies Trinkhorn nur im Entferntesten dem gleich, aus welchem Du Deinen Durst gelöscht hast? Wo ist der Troß der aufwartenden Diener in bunten Gewändern? Wo sind die klingenden Hörner und Schalmeien? Wo unten im Hofe das lebendige Tummeln der Rosse und das Bellen der Rüden? Wenn Du glaubst, daß Du für Deine Frechheit ungestraft ausgehst, so irrst Du. Weil ich aber auch selbst gegen Deines Gleichen die Gerechtigkeit nicht verleugnen mag, die ein Ritter üben soll allezeit und für Jedermann, so gestatte ich Dir, zu Deiner Vertheidigung das Wort zu nehmen. Besinne Dich wohl, was Du sprechen willst, und dann rede."

Etheler erhob sich und stand dem zürnenden Grafen in unerschrockener Haltung gegenüber:

„Du spottest meiner, Graf Rudolf, oder Du willst nicht sehen, was Du mit Händen greifen kannst. Sieh Becher und Schüssel an. Aus welchem Stoffe bestehen sie? Sie sind aus dem Boden geformt, der mein Eigenthum ist, den ich diesen öden Waldstrecken durch die Kraft meines Armes abgewonnen und mir zinsbar gemacht habe. Deine Schaale und Dein Becher sind von einem Metall, das aus einem fernen Lande erst hierher geschafft werden muß; Du hast Dein gutes Geld dafür gegeben und Dich ärmer gemacht um des glänzenden Schimmers wegen. Auf Deinem Tische liegt ein bunter Teppich, aber Du weißt nicht, wer ihn gewebt und welche Thränen des Kummers der Weber in langen Nächten darauf hat fallen lassen. Schau her! Dies weiße Linnentüchlein haben die Meinigen unter Scherzen und Lachen am Webestuhl gefertigt und als es auf der Bleiche lag, haben sie es unter fortwährendem Liederklang sorgfältig begossen, und die Sonne schien hell und freundlich darauf; darum leuchtet es auch weiß und unschuldig, wie frisch gefallener Schnee. Du hast mich auf einem Stuhl sitzen lassen, mit seltsamen Schnörkeleien und Schnitzwerk bedeckt und mit seidenem Flitter behängt. Du sitzest nur auf einem Sack. Aber schau hinein, Graf Rudolf! Er ist voll gediegenen Goldes. Das Gold der Arbeit und des Fleißes füllt ihn an: das goldgelbe Korn, das wir durch die Kraft unserer Hände dem starren Boden abgewinnen und um deswillen Du freie Männer zwingen willst, daß sie ihren Nacken darunter beugen, und ihn Dir auf Dein Schloß tragen sollen."

„Das sollt Ihr!" murmelte der Graf zähneknirschend vor sich hin. Etheler aber merkte nicht darauf und fuhr fort:

„Du prahlst mit einem großen Dienertroß, den Du in bunte Lappen gesteckt und mit großer Mühe abgerichtet hast, damit er bei'm Mahl und bei'm Zechgelage Deiner

und Deiner Gäste gewärtig sei, was er gezwungen thut mit seinen äußern Gliedmaßen, während es in seinem Kopfe summt und brummt, und er darnach tichtet und trachtet ohne Unterlaß, wie er Dich am sichersten betrüge. So hast Du mich und meine Landesgenossen bedienen lassen, Graf von Ditmarschen! Aber hinter Deinem Sitze und dem Deines Weibes stehen unsere Söhne und Töchter, die aus Liebe für das Haus und aus Ehrerbietung für den Gast ihrer Aeltern freiwillig des Rechtes der angebornen Freiheit sich begeben für diese Stunde, um Euch dienstbar zu sein, wodurch wir Euch gleichstellen dem deutschen Kaiser, der am Tage der Krönung und an andern hohen Festen von den edelsten und freiesten Söhnen des Landes bedient wird."

Der Graf schlug ein lautes Gelächter auf; aber es war nicht das Gelächter der ungebundenen Fröhlichkeit, sondern der verbissenen Wuth, der Bauer aber sagte mit erhobener Stimme:

„Lache nicht, Graf Rudolf! Du bleibst nicht Sieger in diesem Streite. Sprichst Du von Deinen Hörnern und Schalmeien und rühmst ihren hellen Klang, ihre liebliche Melodie, welche ihres Gleichen nicht habe? Und doch hast Du es bisher verschmäht zu hören, nach welcher Melodie und auf welchen Instrumenten der Ditmarscher sich vernehmen läßt. Hollah, Ihr Männer! Tretet vor!"

Auf seinen Wink erschienen, durch die Belangthüren *) eintretend, die früher aufgebotenen Männer, kräftige, markige Gestalten, die Herrenleute der reichsten Gehöfte im Lande. Sie waren sämmtlich mit Sensen und anderm wehrbaren Geräthe versehen, das schlugen sie mit aller Macht aneinander, daß es einen Lärmen gab, der die Ohren betäubte, und dazwischen erscholl ein kräftiger Männergesang, der begann:

*) Seitenthüren.

„Der Bauer kommt aus Wald und Moor,
Und pocht an eines Schlosses Thor:
O Junkherr! Junkherr, sieh' Dich vor!"

„Von Alters her sind wir bekannt!
Schläft Ditmarsch-Vater unter'm Sand,
Ist Ditmarsch-Sohn noch bei der Hand."

Etheler aber ließ den Gesang verhallen und rief dann zu dem Grafen hinüber:

„Sage mir, Graf von Ditmarschen, ob einer von Deinen Spielleuten einen solchen Ton anschlagen kann und einen solchen Laut in der Kehle hat? Mit diesen Instrumenten kann man nicht nur einen Tanz aufspielen, sondern zugleich einen Kampf bestehen gegen den Tapfersten und Besten. Sie werden von den geprüften Armen freier Männer geführt, welche sie wohl zu handhaben wissen. Wenn sie sich einem Feinde nahen und er hört nicht auf den Ton, welchen sie so eben aufspielen, so drehen sie das Instrument um und jagen damit den Feind zum Lande hinaus. Das können Deine Hornbläser und Pfeifer nicht, Graf Rudolf, und darum ist meine Musik besser als die Deine, welches allmänniglich bekunden muß, sobald der Tag gekommen ist, da man sie weit über die Marken dieses Gehöftes hinaus hören wird."

Graf Rudolf stand regungslos, die Hand krampfhaft um den Griff des Schwerdtes, im Angesicht Todtenblässe, die Lippen fest verschlossen. Die Gräfin aber sprach vor sich hin: „Unerhört!" Weiter vermochte sie nichts zu sagen, denn von all dem Unerwarteten, was sie hatte vernehmen müssen, war sie so tief ergriffen, daß sie kaum sich aufrecht zu erhalten vermochte. Der Bauer aber hatte das Wort gehört, welches ihr entschlüpft war und entgegnete mit fester Stimme:

„Unerhört, sagt Ihr, Frau Gräfin? Seit wann und wo in allen Landen, so weit der Himmel blau, ist es unerhört, daß ein Mann sich vertheidigt, und das Recht für sich zu gewinnen sucht, wenn es ihm gebührt? Und

ich habe mir dies Recht erstritten gegen Eueren Gemahl. Ich habe ihm obgesiegt bis auf einen Punkt und der soll jetzt gelöst werden."

Und mit diesen Worten wandte Etheler sich wieder an den Grafen, der unwillkührlich einen Schritt weiter vortrat:

„Du rühmst Dich Deiner Rüden und Deiner Rosse, Graf Rudolf, die mit lautem Bellen und fröhlichem Wiehern Deinen Burghof beleben und bedenkst nicht, daß sie nur schaden, aber nicht nützen, denn Du gebrauchst sie zu nichts weiter, als um müßig darauf zu lungern, und auf Waidwerk auszuziehen, unbekümmert darum, ob Deine Lust die keimende Saat des kleinen Mannes vernichtet, oder nicht. Du tödtest den Hirsch und den Eber, aber Du sorgst nicht, daß für das Wild, das Du mit Deinem Jagdspieße fällst, ein anderes nützlich Gethier erstehe, welches zum Nutzen und Frommen der Bedürftigen heranwachse, damit es diese kleide und tränke. Das aber kannst Du auf meinem Hofe sehen und auch des Lärmens ist dabei kein Ende."

Als Etheler diese Worte gesprochen hatte, ward es auf dem Hofe lebendig und ein Geräusch entstand, daß Keiner sein eigenes Wort verstehen mochte, wie viel weniger ein fremdes. Die Tauben flatterten girrend vom Schlage, gackernd und krähend schoß der Hahn, sammt einem unabsehbaren Hühnervolk vom Wiem*); die Kälber und Rinder stürzten blökend aus den Ställen, hinterdrein der Hengst, das Mutterpferd und die neckischen Füllen.

Die Vorgänge auf der großen Diehle hatten von Anfang an die Aufmerksamkeit der Herren vom Gefolge erregt, die in der großen Dönse hauseten und der Junkherr flüsterte dem Ritter von Windbergen zu:

„Was sagt Ihr zu dem Reigen, den der Bauer uns

*) Sitz der Hühner.

aufspielt? Soll mich das Wetter erschlagen, wenn ich ihn nicht nach meiner Pfeife tanzen lasse."

Der Ritter aber achtete nicht auf den kriegerischen Sinn seines Nachbarn, sondern sagte seufzend:

„Wenn der Gesell an die Würfel zu bringen wäre, ich könnte vielleicht jetzt zu meinem Schaden kommen."

„Aber ich müßte nicht mein letztes Glück haben, Ritter Gotthold! Hundert Goldgulden, wißt Ihr!" bemerkte mit spöttischem Lächeln der Junkherr, dann aber wurde er von dem Bauer unterbrochen, der mit seiner Donnerstimme rief:

„Das sind meine Rüden und das ist ihr Gebell! Sagt mir nun, ob ich mein Wort gelöst habe?"

Aber Zorn und Ingrimm machten es dem Grafen unmöglich, auch nur ein Wort zu sprechen. Er nahm den Arm seiner Gemahlin, führte sie zu den Rossen, welche seine Leute bereit hielten und das ganze Gefolge eilte ihm nach. Wenig achtete er seines Wirthes, der ihm folgte, wie er ihm bei'm Einreiten vorangegangen war. Als er aber fest im Sattel saß, erhob er sich und dräuend die Hand ausstreckend, rief er:

„Das habt Ihr mir gethan und mich dadurch beschimpft, nicht aus Uebereilung, sondern mit Besonnenheit aus reinem Bauern-Hochmuth. Dafür will ich Euch an's Leben und mehr als das, an Euere Ehre! Es soll kein Friede sein im Lande und ich will mein Haupt nicht niederlegen zum ruhigen Schlummer im gewohnten Bette, bis ich Euch gezüchtigt habe, wie noch nie ein Mensch gezüchtigt worden ist, und der niedrigste Rüdenwärter sich besinnen wird, ob er Euern Gruß erwiedern soll, oder nicht. Das ist geschworen und ich werde es halten, darauf mögt Ihr bauen."

Der Graf schaute so grimmig drein und sein Gefolge sah fragend auf ihn hin, als erwarte es nur den Befehl, um Alles niederzuschlagen und Feuer zu werfen in die Tenne des aufrührerischen Bauern. Aber ein Blick auf die große Anzahl starker Männer, die mit Aexten, Sensen,

Pflugscharen und anderm Geräth umherstanden, gab kund, daß gerade jetzt kein günstiger Augenblick vorhanden sei, um die ausgestoßenen Drohungen zu erfüllen. Darum drängte der Graf den sehnlichen Wunsch seines Herzens, auf der Stelle Rache zu nehmen, zurück und sprengte mit verhängten Zügeln, unter drohenden Gebehrden davon und seine ganze Meute hinter ihm drein.

Als nun aber der Letzte des Gefolges verschwunden war, sammelte Etheler die Freunde um sich und sagte:

„Ihr wißt nun, was uns bevorsteht. Jetzt ist Graf Rudolf nicht nur unser Tyrann, er ist auch unser unversöhnlichster Feind. Die Schmach, welche ihm heute von uns zugefügt worden ist, vergißt er in seinem ganzen Leben nicht, es sei denn, er hätte sie mit unserm Blute abgewaschen. Es gilt nun, die Freiheit für immer zu erringen, oder einer endlosen Knechtschaft anheim zu fallen. Wozu sind wir entschlossen?"

Die Männer schlugen mit den Beilen und Sensen zusammen, daß es weithin erklang, und riefen wie aus einem Munde:

„Zur Freiheit!"

„Freiheit, Freiheit!" erscholl es weit umher.

„Sie wird uns werden, wenn wir mit redlichem Eifer um sie werben. So wie ich jetzt mit stolzen, höhnenden Worten den Grafen aus diesem Hof getrieben und ihn dahin gebracht habe, daß er uns den Rücken zeigte, so müssen wir ihn gemeinsam aus dem Lande treiben, und kein Tyrann soll wieder darin zurückkehren, so lange noch ein Ditmarscher Bauer die Pflugschar in den Boden drücken kann."

„Das ist es!" erwiederte einer der Männer. „Wollen ihnen zeigen, diesen hochgebornen Herren, daß wir ihnen ebenbürtig sind im Kampf und daß die Tapfern eben so gut auf der Lehmdiehle, als in der Steinhalle hausen. Wir sind einig."

„Ja! Ja! Wir sind einig!" rief es durch den gan-

zen Kreis und die Männer bekräftigten dieses Wort mit einem schallenden Handschlage.

„Für jetzt bedarf es keiner weiteren Worte mehr, darum wollen wir scheiden!" sprach Etheler. „Gehe Jeder zu den Seinigen zurück und bestelle sein Haus, denn wenn er dasselbe jetzt wieder verläßt, weiß er nicht, ob er jemals in dasselbe zurückkehrt. Aber von heute ab den achten Tag gerechnet, wollen wir uns wieder versammeln. Wo ist es Euch genehm, daß wir uns treffen?"

Da wurden nun Vorschläge aller Art gemacht und Keiner war Allen recht. Bei dem Einen fehlte es hier, bei dem Andern dort. Da rief plötzlich eine Stimme:

„Am Kudener See!"

Gegen diesen Ort hatte Niemand etwas Erhebliches einzuwenden und nach einigen Worten, die rasch hinüber und herüber flogen, ward der Versammlungsort festgesetzt.

Etheler fuhr fort: „Am Kudener See also. Das ist in der Nähe der Böckelnburg, und der stolze Graf mag es immerhin erfahren, daß wir ihn nimmer fürchten. Dort also kommen wir zur bestimmten Zeit, bei'm Einbruche der Nacht zusammen und rathschlagen mit einander, was uns in der gegenwärtigen ernsten Zeit zu thun obliegt. Sagt's Eueren Freunden und Nachbarn, die jetzt nicht hier sind, damit wir ihres Beistandes in der entscheidenden Stunde nicht entbehren. Denkt auch — Jeder für sich selbst — reiflich nach, was zu thun ist, damit wir die Zeit nicht mit Rathschlagen verlieren, sondern gleich zum Werke schreiten."

„Das wollen wir!" sagte einer der Nachbarn des Heine-Viert. „Und wenn zum Ende des Sommers der Weizen unter unserer Sichel fällt, sollen auch die Köpfe unserer Tyrannen fallen."

Alle stimmten jauchzend ein.

„So sei es!" sprach Etheler mit erhobener Stimme und entließ mit freundlichem Gruße die Männer, die in großer Aufregung von dem Hofe schritten, Jeder seinen

Weg. Etheler aber ging in's Haus und zog sich in seine stille Kammer zurück, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas besonders Wichtiges mit sich zu überlegen hatte.

Siebentes Kapitel.

Auf dem Brautcamp.

Auf einem der Steine des Brautcamps, die in einem Halbkreise um den Wunderbaum lagen und deren mittlerer ein Opferaltar aus der heidnischen Zeit war, saß die zusammengedrückte Gestalt des Narren, die Hände auf die Kniee gestützt und sah trübselig vor sich hin. Hier war es, wo er fast immer zu treffen war, seit er aus der Böckelnburg geflüchtet. Er trug noch das alte Wamms und die verwitterte Kappe, die ihn damals unkenntlich gemacht, als er der Wuth des Grafen entfloh, und so oft er Verrath fürchtete, oder den Spähern, die nach ihm ausgesandt wurden, um ihn zu fangen, entweichen wollte, schlüpfte er in die damals noch vorhandenen künstlichen Höhlen und Gruben, welche die Priester ihrer Zeit im nahen tiefen Dickicht angelegt hatten. Allmählich vergaß man im Drange der Begebenheiten auf der Herrenburg des flüchtig gewordenen Narren und dieser wählte, was ihm Anfangs als Schlupfwinkel gedient hatte, zur dauernden Wohnung. In den umliegenden Dörfern wußte er sich nach und nach Freunde zu erwerben, und durch Kurzweil aller Art, durch gute Rathschläge in Liebes- und andern Angelegenheiten bei dem jungen, und durch scharfe Einfälle und ernste Aufreizungen bei dem alten Volke gewann er sich den nöthigen Unterhalt. Absonderlich aber hatte er sich unter den alten Weibern vielfache Freunde erworben, und von ihnen erfuhr er die Geheimnisse der Einzelnen in den Dörfern, die er im hohen Grade nutzbringend für sich zu machen wußte.

So saß er nun da auf dem Steine und summte

die Melodie eines alten Liedes vor sich hin, das er in frühern bessern Tagen wohl oft dem Grafen hatte vorsingen müssen. Plötzlich schlug er ein Schnippchen und den Gesang abbrechend, sagte er vor sich hin:

„Hol's Pater Hartwig! oder auch der Teufel, welches am Ende ganz einerlei ist. Ich will mit solchen Schelmenliedern nichts mehr zu thun haben, sondern nur von Mord und Todtschlag, von Blut und Brand schwatzen, wie es jetzt im Lande Gebrauch ist. Damit erwirbt man sich Freunde, und die schmalen Bissen, die ich jetzt habe, werden zu vollen Schüsseln. Mit der Narrheit war es nichts, aber mit der Vernunft ist es noch viel weniger. Damals peitschten mich der Pförtner und der Rüdenmeister, jetzt thut's die liebe Noth! Damals hackte die verdammte Elster mit ihrem scharfen Schnabel nach mir, jetzt nagt der Hunger in meinen Eingeweiden und es ist nicht schwer zu sagen, welcher Schmerz der heftigste sei. Wenn ich nicht die alten Weiber zur Hand hätte, die mir allen Liebesjammer und alle Herzensnoth anvertrauten, die unter dem jungen Volke herrschen und sich von mir ausforschen ließen, wie dieser Kummer ein Ende nehmen kann, so wäre es geradezu zum Verhungern. Nun bin ich ein Zauberer, der Alles weiß, und der immer den besten Rath giebt. Das hat mir schon oft eine Mahlzeit erwerben helfen und niemals Gewissensbisse verursacht, denn ich habe nie Böses gerathen und meine Predigten waren besser als die unserer Geistlichen im Lande, denn es war darin von nichts als Frieden und Versöhnung die Rede und der Schluß war immer der Hinweis auf eine fröhliche Hochzeit. Das schadet Keinem und giebt dem Niedergeschlagenen fröhliche Gedanken."

Er schwieg einige Augenblicke still, dann spähte er umher und machte einen Satz:

„Da regt sich etwas. Ich komme mir vor wie Noah, der zur Zeit der Sündfluth mit seiner Arche auf einer Bergspitze festgerathen war. Das ist eine von den Tauben, die ich losgelassen und mir wird's recht sein, wenn sie

ein Oelblatt für mich mitbringt. Richtig! Es ist Mutter Kaaren! Die ist bei aller ihrer Dummheit noch die Klügste von Allen."

Mit einem Sprunge war er von dem Steine herab und stand vor der langsam herantrippelnden Alten:

„Nun, Kaaren, was bringst Du? Wärst Du eine Stunde früher gekommen, hättest Du eine Predigt hören können, wie solche nicht sauberer zu Deinen Ohren dringen kann. Es ließ sich vieles daraus mit zu Hause nehmen und ich wäre zufrieden gewesen, wenn Du mir die reichliche Gabe mit einer magern Brotrinde bezahlt hättest. Ich bin leer, wie die Vorrathskammer auf der Burg des gestrengen Ritters von Windbergen."

„Brod und Fleisch kann ich Euch nicht bringen; aber dieses Töpfchen Milch habe ich für Euch beiseite gebracht und eine fröhliche Botschaft dazu."

„Gieb her Deine Milch, Kaaren! Gieb her! Ich will sie fröhlicher leeren, als sonst das Methhorn des Grafen und Deine Botschaft dazu verzehren als angenehmen Imbiß. Was hast Du mir zu verkünden?"

„Da ist im Kruge zu Albersdorf ein junges Paar angekommen," sagte die Alte. „Schmuck und frisch ist es anzuschauen und trägt sich überaus sauber. Sie ist ein Landeskind und hat am Peel *) eine Schaumünze bei der andern. Ihr Schatz aber trägt sich nicht wie unser junges Volk und man sieht's seinem ganzen Wesen an, daß er nicht von hier ist."

„Und wer hat's Dir gesagt, daß sie sein Schatz ist, Alte?" fragte der Narr, ihr den leeren Milchtopf zurückreichend.

„Nun," entgegnete Kaaren und lächelte auf ihre Weise pfiffig. „Viel kann ich mit meinen Augen nicht mehr anfangen, aber soviel können sie wohl noch unterscheiden, ob zwei junge Leute, die mitsammen wandern, ein Liebespaar sind, oder nicht."

„Gott segne Dir Deine Weisheit, Kaaren! Haben sie mir hier einen Besuch zugedacht?"

*) Kopfputz.

„Das haben sie und ich soll sie herbringen. Es sind feine Leute, darum seid darauf bedacht, ihnen so viele angenehme Dinge zu sagen, als nur immer möglich."

„Sie sollen eine Last überkommen, woran sie ihr Lebstage zu schleppen haben; darauf verlaß Dich. Wenn's recht dunkel geworden ist, soll sich meine Weisheit im hellsten Lichte zeigen."

Und als der Abend kam und die Dämmerung durch die dichtbelaubten Aeste des Wunderbaumes fuhr, kamen Arm in Arm Adalbert und Margarethe des Weges von Albersdorf und hielten am Eingange zum Brautcamp ihre Schritte an:

„Du zögerst, Margarethe?" fragte Adalbert. „Hast Du Furcht, der Sitte Deiner Heimath zu genügen?"

„Du sprichst kindisch. Wie käme des Etheler Tochter zur Furcht? Ich habe mich niemals geschrömt*) und hab's mit dem Vater gehalten, der mir immer gesagt hat, wenn's hart hergeht, soll man stets voll Grone**) sein, und vor keiner Well***) zurückweichen. Aber man kann sich nicht immer so bezwingen. Es ist mir zu Muthe, als wenn der Wind Abends über das Feld streicht und es fliegt wie ein Schauer über den Leib. Darum gehe ich Dir aber doch voran, wohin Du nur willst."

„Das ist mir lieb, daß Du so vörig†) bist, mein liebes Herz," sprach Adalbert freundlich.

„Was war das für ein Wort? Du lernst nicht nur unsere Landessprache verstehen, Du fängst auch schon an, sie zu sprechen. Ich höre zwar Alles gern, was Du mir sagst, aber wenn es so geschieht, ist mir's doch zehn Mal lieber. Und was wird der Vater erst für eine Freude darüber haben! Schau, Adalbert! Es hat mir das Blut in's Gesicht getrieben und macht mir das Herz schlagen;

*) Gefürchtet.
**) Voll des kühnsten Muthes.
***) Uebermacht.
†) Muthig, tapfer.

da wäre ich gerade in der Stimmung, unser Werk zu beginnen. Aber nun ich so dastehe und den Stein vor mir sehe, weiß ich kaum, ob's auch recht ist, so keck die Zukunft erforschen zu wollen."

„Du liebe Zweiflerin! Beruhige Dein Gewissen. Es ist die erste Spur von Poesie, die ich auf diesem Boden treffe, auf welchem die wilden Leidenschaften der Menschen bisher noch allein herrschten. Der Poesie aber darfst Du glauben und was sie Dir sagt, das darfst Du thun, denn sie ist stets wahr und gut, weil sie von oben stammt. Die reinste Wahrheit und die ächte Religion sind wie die wahrhafte Liebe von ihrem goldenen Schimmer umstrahlt."

„Ich wußte schon vorher, wie es kommen würde, wenn Du mit mir spräche st," entgegnete Margarethe. „Es ist noch nie ein Wort gewechselt zwischen uns in streitigen Dingen, außer Du hast den Sieg davon getragen. So laß uns denn näher gehen und unerschrocken fragen, welche Zukunft uns bevorsteht."

Wie war's eine so ganz andere Nacht, als jene, da die Gräfin mit ihrer Beschließerin den Weg nach dem Runensteine nahm. Damals stand pechschwarzes Gewölk am Himmel, der Sturm fuhr über die Haide und die Eulen schlugen unheimlich mit den Flügeln. Jetzt lachte der Himmel wie ein Glücklicher und schmückte sich mit silbernen Sternlein; die Luft war friedlich und still; sie wußte nichts zu sagen, sondern wollte nur horchen, was Andere sagen würden. Kein Nachtgevögel strich mit scheuem Flügelschlag um den Bann des lieblichen Camps, aber oben in den Zweigen des Wunderbaumes ließ sich ein Vöglein hören, das sang so gar herzig und wehmüthig, daß Einem die Augen übergingen und man nicht anders konnte, als weinen.

„Willkommen, Du lieber kleiner befiederter Freund!" rief Adalbert in freudiger Ueberraschung. „Zwar sehe ich Dich nicht in diesem Dunkel, aber ich höre Dein liebliches Flöten und verstehe den Gruß, den Du mir

bringst! Wie kommst Du in diese Wildniß? Welcher Orkan hat Dich hierher verstürmt und ist es die Sehnsucht nach der fernen Heimath, die diese Töne der Wehmuth Deiner Brust entlockt?"

„Ach, Adalbert!" begann Margarethe fast furchtsam. „Was redest Du da, als sprächst Du zu einem unvernünftigen Gethier, das so in die Luft hinausschreit, wie die Andern thun? Wann hast Du jemals gehört, daß so ein Vogel singt und pfeift? Das ist nicht gedenkbar, denn solche gewaltige Musik hätte nicht Raum in einer so kleinen Kehle. Der Geist ist's, der diesen Platz bewacht und der die armen Liebesleute schützt, die ihn darum bitten und es aufrichtig meinen mit ihrer Liebe. Und das muß wohl dieser Geist von uns glauben, da er so soerke *) zu uns spricht in einer Sprache, die wir wohl nicht verstehen, die aber tief in's Herz dringt. Es ist, als ob ein Engel uns bewrittet **)."

„Du liebes Herz!" entgegnete Adalbert und küßte sanft das scheue Mädchen. „Wie wäre ich ein Dichter, wenn ich den Pulsschlag der Poesie nicht fühlte, wie er durch den Körper zuckt und ihn zum neuen Leben aufruft? Wie sollte sie nicht weilen an einem Orte, wie dieser, wo ihr täglich die reinsten Opfer gebracht werden und jeden Abend ihr neu gehuldigt wird? Ja, Liebchen! Ich glaube an die Poesie, wie ich an Deine Liebe und an mein Dasein glaube! Aber, wenn sie uns auch nahe ist, sie spricht nicht zu uns in den Tönen eines Vogels. Wenn die Poesie mit Dir flüstert, so klingt das nicht in Dich hinein, es klingt aus Dir heraus, und was Du mit dem äußern Ohr vernimmst, das ist nur der Wiederhall von dem, was in Dir selber lebendig geworden ist."

„Wie das nur so wunderbar klingt! Ich weiß nicht, wie mir ist, wenn Du solcherlei zu mir sprichst. Nicht

*) Lieblich.
**) Selig begrüßt.

verstehe ich, wie Du es meinst, und doch kann ich es leiden und es rührt mich, daß ich weinen möchte. So sage mir doch, Adalbert, was es ist, wenn nicht der Schutzgeist, der diesen Platz bewacht, und der uns mit süßen Tönen willkommen heißt. Hörst Du? Da ruft er wieder."

„Das ist ein Vöglein, wie es in meiner Heimath wohnt, wo es mit dem Lenze kommt und mit ihm scheidet. Eine Nachtigall ist es, Liebchen, und ein Sturm muß sie mitleidslos entführt haben aus den duftenden Büschen am sonnigen Rhein in diese finstere Waldnacht. Darum klagt sie jetzt auch doppelt traurig und diese Klagetöne dringen tief in die Seele."

„Nun, Du liebe Nachtigall, so danke ich Dir schön, daß Du so freundlich bist und meinen Adalbert begrüßest mit Tönen, die ihm gar lieb und werth sind, weil sie aus der Heimath kommen. Weiß nicht, wie mir ist, aber ich könnte weinen und doch springt mein Herz hoch vor Freuden. Wenn mein Adalbert singt, ist's schon wunderbar, was für eine Gewalt er über mich ausübt. Er hat meinen Stolz gebeugt und meinen Uebermuth und ich bin geworden wie ein Kind, daß der Vater darüber staunt und meine alte Fey*) vor Verwunderung die Hände zusammenschlägt. Herzliebe Nachtigall, wie ist mir doch so selig bei Deinem Gesange und wie würde mir erst sein in der Gegend, wo Deine Heimath ist, und wo Du unter steten Blüthen hausest."

Sie blieb stehen und blickte horchend zu dem Baume empor, als müsse ihr von dort eine Antwort werden, und so fest bildete sie es sich ein, daß sie nur unmerklich zusammen schrak, als nun eine menschliche Stimme oben in den Zweigen laut wurde, und sie vernahm:

---

*) Base, Tante.

„Zum Rhein! Zum Rhein!
Zieht's Vögelein!
Zieht's Vögelein!
O holdes liebes Mägdelein,
Zieh' mit dem Sänger hintendrein!"

„Um Gott, was ist das?" sprach Margarethe und Adalbert, der auf das liebliche Geschwätz seiner Braut mit Freudigkeit gehorcht hatte, fuhr bei dieser seltsamen Begebenheit fast zusammen. Die Stimme im Baume aber ließ sich nicht stören.

„Zum Rhein! Zum Rhein!
Zum goldnen Wein!
Zum goldnen Wein!
O lieber, herz'ger Sänger mein!
Ich möchte wohl der Dritte sein."

„Was wird das?" rief Adalbert, sich von seinem Staunen erholend. „Welches Menschenkind, dem ich bekannt bin, ist da oben in den dunklen Zweigen versteckt und treibt sein Spiel mit mir? Komm hervor aus Deiner Verborgenheit und was Du mir zu sagen hast, das sage mir gerade in's Gesicht."

„Das will ich!" fuhr die Stimme fort, „und denke, wir werden uns nicht mit allzu bösen Worten begrüßen. Ach, Singemeister, was ist geschehen, seitdem wir Beide von der Böckelnburg fort sind, und was wird dort noch geschehen, ehe wir sie mitsammen wiedersehen im Feuerschmuck, oder im Festschmuck. Ich kann nicht in Euer Gesicht schauen, Singemeister, aber ich weiß, daß Ihr vor Ungeduld brennt, zu erfahren, wer ich bin, und die Freude will ich Euch nicht länger vorenthalten."

Und als diese Worte gesprochen worden, raschelte und knisterte es oben in den Zweigen. Eine dunkle Gestalt fuhr an dem Stamm herab; Margarethe schrie laut auf und der Narr plumpte zu den Füßen des Singemeisters nieder.

„Wer bist Du, Mann? Und was hast Du um diese nächtliche Stunde an diesem Orte zu suchen?" fragte Adal-

bert, unwillkührlich einen Schritt zurücktretend und sein Mägdelein an sich ziehend. „Gieb Antwort, die ich fordern kann nach der Billigkeit."

„Fordern könnt Ihr, Billiges und Unbilliges, und gewährt soll Euch werden, Mögliches und Unmögliches. Ach, das ist mein Kummer gewesen allezeit, daß mich später Keiner wieder gekannt, mit dem ich früher in Freud und Leid zusammen gekommen bin. Ihr habt hinsichtlich meiner das Gedächtniß verloren ganz und gar und ich habe Euch doch bei dem ersten Laut, den Ihr gesprochen, wieder gekannt."

Adalbert hatte seine Hände auf die Schultern des Narren gelegt; er zog ihn näher an sich und schaute ihm gerade in's Gesicht.

„Was muß ich sehen? Seid Ihr es denn wirklich und wahrhaftig? Wie kommt Ihr hierher, und in einer solchen abgerissenen Tracht? Ach, lieber Narr, Euch scheint es eben nicht zum besten zu gehen und Ihr lebt schlechtere Tage, als vordem."

„Das will ich meinen!" entgegnete der Narr trübselig. „Und es wird auch wohl so bleiben bis an mein Ende. Daß ich aber Euch so unerwartet begegnen muß, ist mir eine große Freude."

„Ihr habt mir Gutes gethan in der Grafenburg und mit Herzlichkeit zu dem Fremdling gesprochen. Das werde ich Euch nicht vergessen, und möcht's Euch besser lohnen, als mit einem kahlen Vergelt's Gott. Schau, Margarethe, daß ist der kurzweilige Narr des Grafen Rudolf, von dem ich Dir oft erzählt habe, welche Schwänke er kann und wie ich der Einzige war, der bei ihm in Gnaden stand. Schau, Du Schalk, das ist Margarethe, des Etheler Tochter vom Heine-Viert, die wird mein Weib. Und ehe wir ziehen in des Vaters Haus, hat dieser erlaubt, daß ich mit ihr in meine Heimath reise, damit sie schaue die Stätte, wo ich geboren bin, und sich spiegele im sonnigen Rhein. Damit weißt Du Alles, was mir geschehen ist, seit wir uns nicht gesehen haben,

und nun sei auch Du ein gescheuter Bursch und sage mir, was Dich vertrieben hat von dem stolzen Herrensitze."

Das that der Narr und schwatzte Alles aus vom Anfang bis zum Ende, was er gethan. Und er sagte es so klar und einfach, so drollig und doch hinwiederum mit so tiefem Schmerze, daß Margarethe einige Male unwillkührlich aufseufzte und Adalbert ihm still die Hand drückte. Als er nun aber die Geschichte seiner letzten Flucht beendet, setzte er hinzu:

„So lebe ich nun hier wie ein flüchtig Waldthier in den tiefen Höhlen unter den Runensteinen. Ich helfe den Geistern prophezeihen, und da ich Vieles kenne und von vielen Andern Nachrichten erhalte, ehe sie hierher kommen, so gebe ich Jedem sein bescheiden Theil und prophezeihe dem Bösen Böses, dem Guten Gutes, dem Habsüchtigen Armuth, dem Demüthigen Reichthum. Und somit übe ich Gerechtigkeit, mehr als manches Menschenkind, welches auf Erden dazu berufen ist, der Menschheit Gerechtigkeit zu predigen. Wenn aber ein Brautpaar kam, dann habe ich sorgsam hingehorcht, woher sie stammen und was ihre eigentlichen Herzensgedanken waren. Darnach richtete ich meine Wahrsagung ein und ich weiß, sie hat manches Mal absonderliches Staunen erregt."

„Und habt Ihr Euch nicht der Sünde gefürchtet?" fragte Margarethe, nicht wenig erzürnt, daß ihre Idee, die sie sich von diesem geweihten Raum gemacht hatte, auf eine solche Weise zu schanden werden sollte.

„Ich glaube nicht, daß ich einige Sünde gethan, allerschönste Jungfrau!" fuhr der Narr fort. „Kein Mensch hat den Betrug gemerkt, und männiglich ist — die stolze Gräfin Elisabeth ausgenommen — mit meinen Prophezeihungen zufrieden gewesen. Hatten auch insgesammt volle Ursache dazu, und werden der Stunde, da sie hier gewesen sind, mit Freudigkeit gedenken ihr Lebelang. Was nun aber Euch, liebreizendes Kind, und Eueren Liebsten, den frommen Liedermann betrifft, so kann ich Euch nichts prophezeihen, da Alles, was ich sagte, für Euch nur

Worte eines Narren wären. So geht denn in Frieden Eueren Weg, und wenn Ihr kommt an die Ufer Eueres Rheins, mein lieber Singemeister, so erinnert Euch des gutmüthigen Tropfes in der Narrenkappe, der stets dieser Stunde eingedenk sein und Euch unverändert in Sinn und Gemüth tragen wird."

Damit wandte er sich zur Seite, aber Adalbert ließ ihn mit nichten ziehen, sondern sagte mit Lebhaftigkeit: „Nicht also. Das kommt mir nicht in den Sinn, Dich hülflos zu lassen, während mir geholfen ist, wie nur im Mährlein dem beglückten Sänger kann geholfen werden. Nimm die Hand, die ich Dir biete und schlage ein, wir wollen eine Strecke Weges mitsammen gehen. So lange ich noch hier bin, halten wir Haus, wie es sich schickt, und wenn ich mit meinem jungen Weiblein nach dem herrlichen Süden reise, dann sollst Du uns begleiten. Dort, denke ich, wo der Himmel heller lacht und die Blumen lichter blühen, wo ein anderes Meer gegen andere Ufer rauscht, — denn bis nach Welschland denken wir unsere Wanderung auszudehnen, — wird wohl Ruhe und Frieden in Dein Gemüth kommen. Kehren wir dann endlich heim, so sei nur getrost und härme Dich nicht, es findet sich ichtwo ein Platz, wo Du Dein Haupt in Frieden hinlegen und Dich vergangener Tage in stiller Wehmuth erinnern kannst."

„Ach!" rief der Narr, und die hellen Thränen stürzten ihm über die Backen. „Was seid Ihr für ein Herenmeister, daß Ihr eine solche Veränderung mit wenig Worten in mir hervorbringt. Meine Krankheit, die mich so lange plagte, ist vorbei und ich bin genesen. Ja! Nach dem Rhein! Nach Welschland! Ich will neben Euerem Wägelein herlaufen wie ein treuer Hund, und des Nachts neben den Pferden auf der Streu von dem Glücke des kommenden Tages träumen. Nun bleibe ich nicht länger bei Euch, denn ich muß mit meinen Gedanken allein verkehren. Aber wenn die Stunde des Aufbruchs gekommen ist, sollt Ihr mich früh genug gewahr werden."

Damit eilte er davon und Adalbert trat mit seiner Braut in seltsamer Stimmung den Heimweg an.

Achtes Kapitel.

Es wird getagt.

Da hatte Keiner, der dem Mahle auf dem Heine-Viert beiwohnte, vergessen, daß am achten Tage gerathschlagt werden sollte, und wer bei jenem Schmause nicht gewesen, der erfuhr es von seinen Freunden und Genossen, die es nach allen Seiten ausbreiteten, soviel nur in ihren Kräften stand. Das Eine aber hatten sie sich gegenseitig versprochen, und die Hand darauf gegeben, die Zeit und den Ort ihrer Versammlung geheim zu halten. Nicht, als hätten sie sich gefürchtet vor dem Grafen und seinen Junkherrn und deren reisigen Knappen und Söldnern, wenn diese plötzlich, wie ein Wetter, losgebrochen wären, sondern weil sie ungestört miteinander sich besprechen wollten, was dem Lande und ihnen selbst am dienlichsten sei, und nichts dazwischen träte, was dies verhindern könnte.

Während der Zeit sah man nirgends eine Veränderung. Jedermann verrichtete in der gewohnten Weise sein Tagewerk, und wenn die Sonne hinabgesunken war in das Meer, zog sich männiglich in sein Haus zurück. Was dort, innerhalb der Wände, am verschwiegenen Heerde von vertrauten Freunden und Nachbarn mitsammen gesprochen und redlich erwogen ist, hat freilich Niemand erfahren.

Als aber der achte Tag vorüber war, und die Nacht allmählig hereinbrach, wurde es unter den dichtverschlungenen Baumgruppen, die an dem abschüssigen Ufer des Kudensee standen, lebendig. Die Luft war still. Der Himmel klar. Die Sterne blitzten hell und strahlten aus dem See zurück. Kein noch so leiser Windeshauch kräu-

selte diesen kristallenen Spiegel. Fern am Horizonte schwamm, wie ein einsamer Nachen auf blauer Fluth, die Sichel des Mondes.

Je mehr es aber dunkelte, desto lebhafter wurde es an diesen sonst so schweigsamen Ufern. Heran zogen von nahe und fern die Männer aus den entferntern Karspeln, ihre Hauptleute an der Spitze, und Wer genau hinsah auf die einzelnen Gruppen, erkannte bald, daß Keiner von Allen ausblieb, dessen Stimme in den Gemeinden von einigem Werthe war. Zwar fehlte unter der Menge der wackere Marten Dulk, der ein Muster gewesen war den Gemeinden, so lange er unter ihnen lebte, und die einzige Uebereilung seines Lebens mit tiefem Kummer bezahlt, ja mit seinem Tode ausgeglichen hatte. Aber an der Spitze einer jugendlich-kräftigen Schaar erschien dessen Sohn, der lebensfrische Reimer Dulk, der bei dem Volke etwas galt, denn Jeder wußte, daß er einst auf seinem Rücken das Joch der Knechtschaft für alle Uebrigen getragen und einen Eid geschworen hatte, er werde die Schande, die ihm widerfahren, wett machen, indem er sie mit dem Blute des Böckelnburger von sich abwasche. Darum ward er überall, wo er sich blicken ließ, mit freudigem Zurufe begrüßt, und mancher Ehrenmann bot ihm vertrauten Gruß und heimlich Gespräch. Und aus den verschiedenen Döften und Karspeln kamen sie herbei: Jarrens Dülf mit den Seinigen, und Karsten Polk, Beide voll Eifer für die gute Sache und wohlbetraute Männer im Rathe der Achtundvierziger. Auch Hulken Freeß, mit seinem schlauen Freunde Hein Elfs, der auf der äußersten Kante*) der Büsum-Insel haushielt, und die kurze, gedrungene Gestalt des riesenstarken Hans Detlefs, der auf der Sandföerter Pünt**) sein Haus erbaut hatte, so daß es weit in's Land hinein und weit auf den Strom hinaus von allem Volke konnte ge-

*) Ufergränze.
**) Aeußerste Spitze. Eigentlich Vorgebirge (point).

sehen werden. Vor Allem aber fehlte der alte Vater Eddo nicht, dessen Körper gebeugt war durch die Last der Jahre und des vielfältigen Leides, das er erfahren, der aber einen stets jugendlichen Sinn behielt und dessen Geist kräftig war und lebendig, als stehe er in den besten Jahren seines Lebens.

Alle diese Männer bildeten einzelne Gruppen, die sich mitsammen unterhielten und ihre Gedanken und Meinungen austauschten, und sich erzählten, was sie daheim für die gemeinsame Sache gewirkt hatten. Einzeln thaten sich auch wohl zwei Gemeinden oder drei zusammen, und es forderte Einer den Andern auf, damit er seine Meinung sagen möchte, wie man sich am Ehesten der Tyrannen erwehre, und sich von der Knechtschaft losmache, komme sie nun herüber vom Erzstifte Bremen, oder aus dem Lande der Holsten, die auch nicht übel Lust hatten, in diese reichen Niederungen hinabzusteigen und ihre Gränzmarken auszudehnen bis an die Westsee.

Aber das Alles war nicht das Rechte. Was hier gesprochen wurde, verhallte einzeln und die Gesammtheit hatte keinen Nutzen davon. Als nun aber der Etheler in die Versammlung trat, nahm Alles einen andern Schick an und es kam Ordnung in die bis dahin unruhig bewegten Massen. Es wurde der Vorschlag gemacht, daß jede einzelne Gemeinde ihren besten Mann wähle. Diese Erwählten sollten dann berathen und wenn sie etwas ausgemacht hätten, sollte es von den einzelnen Männern des Rathes sogleich an die Gemeinden zum Beschließen gelangen. Das ward angenommen, und die Gemeinden schaarten sich zusammen, um ihren Vertrauensmann zu wählen. Dabei zündeten sie ein Feuer an, die feurige Lohe schlug zum Himmel und beleuchtete ein wunderlich Bild, das eigentlich überall dasselbe und doch nach allen Richtungen hin jedesmal anders und jedesmal neu war. Am kühnsten jedoch trat es hervor, als die einzeln gewählten Männer an einem Platz zusammentraten, wo sie von jeder Genossame gesehen werden konnten, einen großen

Halbkreis bildend, in der Mitte desselben ein helles Gluthfeuer und dahinten das alte Freiheitsbanner der Ditmarscher, im rothen Felde den goldenen Reiter auf einem silbernen Pferde, wie es der stolze Böckelnburger wagte, sich vortragen zu lassen und wie es noch jetzt in dem Wappenschilde Derer von Schleswig-Holstein prangt. Aber der Reiter setzt zu einem gewaltigen Sprunge an und will das Nesselblatt und den Löwen mit sich fortreißen. Möge der kühne Sprung gelingen.

Der Hausmann vom Heine-Viert nahm das Wort und sagte, wie die Berathung begonnen habe, wie er hoffe, es sei zum Heil des Landes geschehen, und wie er Jedermann auffordere, ohne Rückhalt seines Herzens Meinung zu offenbaren.

Da wurden nun Stimmen über Stimmen laut, so daß man für Augenblicke sein eigenes Wort nicht zu hören vermochte. Wenn man aber diese Stimmen sammelte, dann war es, dem Sinne nach, nur eine einzige. Seit Menschengedenken war eine solche Einigkeit nicht im Lande gewesen, denn Jeder wollte die wachsende Tyrannei eines erzbischöflichen Voigtes nicht länger dulden, sondern ihn mit Gewalt der Waffen über die Marken hinaustreiben. Die festen Schlösser wollten sie niederbrennen und selbst die ausgebrannten Trümmer noch zusammenstürzen, denn von diesen Zeichen der Schmach sollte auch nicht ein Stein auf dem andern bleiben. Als dies beschlossen war, gingen die einzelnen Männer des Rathes zu ihren Gemeinden, und das laute Freudengeschrei, welches sich bald nachher an allen Ecken und Enden erhob, bewies genugsam, daß ihre eigene Herzensmeinung ausgesprochen ward.

So war nun diese Angelegenheit zu einem gemeinsamen Beschlusse erhoben worden und es kam nun darauf an, zu ermitteln, wann die Ausführung des Werkes beginnen sollte.

„Bedenkt es mit Fleiß, Ihr Männer!" sagte Etheler. „Was wir hier beschließen, ist von der größten Wichtig-

keit und ein übereiltes, zur That gewordenes Wort nicht wieder zurückzunehmen. Gebt Acht, Ihr Männer von Ditmarschen, wie ich die Frage an Euch stelle. Wann wollt Ihr, daß wir das beschlossene Werk vollbringen?"

Reimer Dulk, der sich eifrig mit den feurigsten Genossen seiner Jugend besprochen hatte und von ihnen zum Vertreter im engern Rath gewählt worden, rief mit lauter Stimme:

„Laß es uns gleich thun. Jeder Aufschub, in welchen wir willigen, ist eine Schmach mehr, die wir nicht beklagen dürfen, denn wir häufen sie auf uns selbst. Laßt uns, wenn wir mit dem anbrechenden Morgen die Tagefahrt zu Ende führen, sogleich die Waffen ergreifen, so ist es mit einem kühnen Schlage gethan und wir sind der alten Feinde ledig. Daß dann fernerhin keine neuen in das Land kommen sollen, dafür wollen wir sorgen."

Diese Worte des jungen, tapfern Mannes wurden von mehreren Seiten günstig aufgenommen. Bei den Alten und Besonnenen erregten sie bedenkliches Schweigen.

„Das ist gut gesprochen!" rief Jarrens Dülf. „Warum wollen wir auf lange hinausschieben, was wir jetzt rasch zu Ende führen könnten? Gleich Morgen werfen wir uns auf die Vesten."

„Ja! Morgen! Morgen!" rief eine große Anzahl von Stimmen. „Von hier aus beginnt der Zug."

„Rasch beschlossen und rasch ausgeführt, hat stets gute Arbeit geliefert!" betheuerte Jarrens Dülf. „Wie steht es auf den Inseln? Könnt Ihr uns von dort aus schnell zur Hülfe eilen?"

„Die Länge des Weges verkürzt unser junges Volk durch desto größere Eile!" antwortete Hein Elfs. „Um unsertwillen darf es auch noch nicht um eine Stunde verschoben werden."

Diese Aeußerung des Büsummers wurde mit großem Beifall aufgenommen. Sie ward fast Ursache, daß man den Vorschlag Reimer Dulks zum Beschlusse erhob. Nur mit Mühe gelang es dem persönlichen Ansehen des Haus-

manns vom Heine-Viert, sich Gehör zu verschaffen. Er trat in die Mitte des Halbkreises und sprach mit markiger Stimme:

„Hört mich, Männer von Ditmarschen! Seid Ihr so blind vor Eifer, daß Ihr geradezu in's helle Feuer rennt, unbekümmert, ob Ihr mächtig genug seid, es zu löschen, oder ob es Euch ganz und gar verbrennt? In diesem Augenblicke ist die Aufregung unter den schloßgesessenen Herren und namentlich auf der Böckelnburg groß. Das Gastmahl, welches ich dem Grafen auf meiner großen Diehle vorgesetzt, liegt ihm schwer im Magen und er wird es nicht so bald verdauen. Er hat sich ohne Zweifel gewaffnet bis an die Zähne und die Eingänge seines Schlosses sind verrammelt, wie er nur irgend kann und weiß. Auf den Thürmen stehen spähende Wächter, und daß sie unsere Versammlung hier am See nicht ahnen, daß sie den Schein unserer Feuer nicht gewahren, giebt uns nur den Beweis, daß auf gedungene Knechte kein Verlaß ist. Außerdem aber wird Graf Rudolf rüsten; er hat schon gerüstet und ein Ausfall steht uns nahe bevor, den wir zurückschlagen müssen. Rücken wir jetzt mit unsern Handwaffen, ohne alle weitere Vorbereitung gegen die Böckelnburg an; schaffen wir keine Sturmleitern und Mauerbrecher herbei, so richten wir nichts gegen diese Mauern aus, von welchen herab sie uns mit Feuerbränden und siedendem Wasser begrüßen, sondern wir haben auch noch zu fürchten, daß sie unterdessen mit bewaffneten Haufen in unsere unbeschützten Döfte einfallen, unsere Häuser niederbrennen, unsere Heerden wegtreiben oder tödten, unsere Weiber und Kinder verderben. Darum ist mein wohlmeinender Rath, und ich bitte Euch, um Eurer selbst willen, dringend, daß Ihr diesem Gehör gebt: Schiebt den Angriff auf! Das allein ist vermögend, uns vor Unheil zu schützen, das sonst ohne alle Gnade über uns hereinbricht."

Diese gewichtigen Worte des eben so tapfern, als besonnenen Mannes, der das volle Vertrauen der Dit-

marscher in einem seltenen Grade besaß, brachten einen großen Eindruck auf die Menge hervor. Die Ruhigen schlossen sich ihm sofort an und eilten von Haufen zu Haufen, um die Schwankenden für sich zu gewinnen. Endlich gelang es den Besonnenen, ihrer Ansicht Raum zu verschaffen; es wurde in jedem einzelnen Döft abgestimmt und die „Landes-Meenheit*)" beschloß, den Angriff zu verschieben.

So ward diese erste Frage durch einen allgemeinen vollgültigen Beschluß erledigt. Man kam zur zweiten, die einen gleichen Sturm in der Versammlung hervorrief. Da war die Böckelnburg, das ebenso gehaßte als gefürchtete Bollwerk der Tyrannei im Lande, und außer dieser noch die Schlösser von Windbergen, Miltenberg und Borg-Tor-Hamme. War auch der Miltenberg nicht besonders wohnlich und durch die Wüstheit seines Besitzers voll kahler Wände, so waren die Mauern noch fest genug, um von einer Schaar entschlossener Männer auf längere Zeit vertheidigt zu werden. Ein Gleiches war der Fall mit Borg-Tor-Hamme. War der Ritter gleich in dem letzten Friesen-Ueberfall durch den Verrath seiner eigenen Genossen gefallen, so waren in seiner Heimath noch entschlossene Gesellen genug, die schon dazu thun würden, daß sich dem Bauer nicht ohne Schwerdtstreich die Thore öffneten. Und außerdem war der Tod des gefürchteten Ritters noch nicht allgemein bekannt.

Das Geschrei wurde sehr laut, als die Frage gestellt war, und Einer betäubte den Andern. Die schloßgesessenen Herren waren Allen gleich verhaßt, und es war bei Niemandem zweifelhaft, daß sie, sammt ihren Burgen, der jungen Freiheit zum Opfer fallen sollten. Aber mit welchem beginnen?

Die kampfesmuthige Jugend wollte sich auf den stärksten Feind zuerst werfen und Reimer Dulk war auch hier der Wortführer seiner gleichgesinnten Freunde.

---

*) Die Urwählerschaft.

„Laßt uns die Böckelnburg in Trümmer legen!" rief er muthvoll aus. „Laßt uns diesen Sitz unseres gefährlichsten Feindes brechen, so fallen die andern nachher von selbst. Mit einem geringen Gegner anbinden, und bald hierhin, bald dorthin schweifen, läßt glauben, man habe Furcht vor dem eigentlich starken Feinde."

Die Ansicht fand vielfachen Beifall und die Freunde Reimer Dulks wollten sie zur allgemeinen Anerkenntniß bringen, als der schlaue Hulken Freeß mitten in den Kreis trat.

„Nicht also!" rief er. „Was der wackere Sohn unseres verstorbenen Freundes so eben gesagt hat, ist ein tapferes Wort, das nicht ungehört vor dem Ohre des Ditmarschers verhallt; aber es ist nicht so unantastbar, daß nicht noch etwas dagegen aufzubringen wäre. Er hat gesagt, nur der Feige sucht seinen stärkeren Gegner so lange als möglich zu umgehen. Dem ist nicht so. Nur dem übersprudelnden Jugendmuth kann man es vergeben, daß er sich solcher Worte bedient. Nicht Feigheit ist es, wenn wir uns den mächtigsten Feind bis zuletzt aufsparen, sondern Klugheit, die dem Manne erlaubt ist. Kann der Hund den Stier zum Stehen bringen, wenn die kleinen Kläffer um ihn her bellen, und ihn mehr hindern als nützen? Wenn wir die Böckelnburg zuerst angriffen, müßten wir unaufhörlich bewaffnete Boten aussenden nach links und rechts, damit wir nicht unversehens und hinterrücks angegriffen würden. Also zuerst die kleinen Raubnester vertilgt und dann vereint dem Hauptfeinde entgegen, so ist es geziemend für einen Streiter, der nicht tollkühn in den Tag hineinrast."

Ein ansehnlicher Theil der Versammlung stimmte diesem Ausspruche bei. Hulken Freeß galt für einen klugen, verständigen Mann, der schon oft bei den Karspel-Versammlungen und in dem Rathe der Achtundvierziger den Ausschlag gegeben hatte. So waren auch jetzt Viele, denen seine Worte wohl gefielen und verlangten, daß diese zum Beschluß erhoben werden sollten.

Aber da waren noch Andere in dem Kreise der Vertrauensmänner, die wollten von einer solchen Theilung nichts wissen. Ihnen strömte das Blut heiß durch die Adern; sie konnten nicht früh genug dem Feinde mit den Waffen in der Hand entgegentreten und dieser That gegenüber galt ihnen alles Andere für klein und unbedeutend. Als ihr Wortführer schwang sich Jarrens Dülf auf und rief überlaut:

„Ich begreife die Männer nicht, die ich vor mir sehe und verstehe nicht die Worte, die aus ihrem Munde gehen. Was streiten wir darüber, ob erst diese Burg angegriffen werden soll, oder jene? Ein solches Wortgefecht ist nichts als eitel Zeitverschwendung, und es verräth wenig Muth, wenn man statt tüchtig loszuschlagen, erst ängstlich überlegt, ob man so oder so mit einigen Stößen weniger abkomme. Wenn es nach meinem Sinne geht — und einen andern Gedanken kann, nach meiner Meinung, ein wahrhafter Ditmarscher gar nicht fassen — müssen an einem Tage zugleich im ganzen Lande, von der Stöer bis zur Westsee, alle Zwingherrschaften fallen, und ein rechter Mann muß dahin streben, daß dies eher heute als morgen geschieht."

Mit wechselnden Empfindungen waren diese letzten Worte von der Versammlung gehört worden. Am schwersten fiel jedoch der Verdruß über den jugendlichen Uebermuth in die Waage, den die Parthei Reimer Dulks an den Tag legte. Der besonnene Theil der Versammlung fühlte sich hiervon am meisten verletzt und der Unmuth ließ sich aus den Reihen derselben fast drohend vernehmen. Andere wandten sich verletzt ab und wollten nicht forttagen in einer Versammlung, wo Einzelne sich gegen ihre Genossame solche Kränkungen herausnahmen. Die jungen Hitzköpfe aber, die in unbedachtsamer Eile diese Worte gesprochen hatten, verharrten jetzt in hartnäckigem Schweigen.

Fast wäre die Versammlung, die mit so großen Erwartungen begann, um einiger unbedacht herausgeschleu-

derter Worte willen unverrichteter Sache auseinander gegangen, und Wer kann sagen, was dann das Loos des Landes Ditmarschen gewesen wäre, auf lange Jahre hinaus? Alles hing jetzt von einem glücklichen Gedanken ab und von dem Geschick der Führer, diesen zur That werden zu lassen. Und siehe, es war Einer in dem Kreise, der hatte Beides: den Gedanken und die That, und das war der Etheler. Er war in dem verworrenen Menschenknäuel bald hier, bald dort, so rasch und so unerwartet, daß es fast schien, er verstehe die schwarze Kunst, sich zu vervielfältigen und an mehreren Orten zugleich zu sein. Ihm war Geschick und Ausdauer gegeben, die Ungeduldigen zu halten und die Starrköpfigen zu einem nachgiebigen Worte zu bewegen. Er brachte wieder Ordnung in die aufgelöste, verworrene Masse und hatte bald durch die Macht seiner Beredtsamkeit Alle auf seine Seite gezogen.

Als sie darauf wieder in einem geordneten Halbkreise um ihn herstanden, sagte er in fliegender Eile:

„Nun denn, so seid Ihr wieder vernünftig, und man kann ein ernstes Wort zu Euch reden. Unser Feind soll fallen, darüber sind wir einig, das haben wir fest bei uns beschlossen. Aber den Beschluß, wie es geschehen soll, den kann die Meenheit des Landes nicht fassen, der muß einem besondern Rathe übertragen werden. Diesen Rath aber bilden Euere Aeltesten, denen das Wohl und Weh des Landes überhaupt vertraut ist. Was sie in dieser Angelegenheit beschließen, das erkennen wir als zu Recht bestehend an und führen es aus. Dies ist ein Ausspruch nach dem Gesetze, dem sich jeder redliche Ditmarscher fügen muß. Wer es aber nicht thut, der ist ein Rebell und wird in der Landes-Versammlung nicht weiter geduldet. Das ist meine Meinung und wer mir beistimmt, soll gepriesen sein als ein Vertheidiger des Gesetzes, dem allein wir fortan unterthan sein wollen. Sprecht Euch nun offen aus."

Und von allen Seiten ward dem klugen Etheler bei-

gepflichtet. Die Aeltesten traten alsbald zusammen und nahmen Abrede, wann und wo sie weiter rathschlagen wollten. Die Uebrigen aber zerstreuten sich nach allen Richtungen hin; ihr Gesang verhallte in der Ferne. Die Feuer erloschen und als der erste Strahl des jungen Morgens die Spitze der Bäume röthete, lagen die Ufer des Kudensee's in tiefster Ruhe vereinsamt da.

Aber wenige Augenblicke darauf schwärmten Bewaffnete aus dem Gebüsch hervor. Nicht ohne alle Kunde war man auf dem Grafenschlosse von der Tagefahrt der Bauern geblieben; nur war diese zu spät dorthin gekommen, und als die Boten ausgesandt wurden, welche die Verwegenheit rächen sollten, daß man solches Beginnen fast in der Nähe des Schloßbannes wagte, hatten sich die Gemeinden bereits entfernt und den Knappen blieb nichts weiter übrig, als diese Botschaft ihrem Herrn heim zu bringen. Aber hier auf dem Schlosse herrschte schon seit lange ein finsterer Geist. Aller Scherz und aller Frohsinn schienen von dort verbannt und der Graf sehnte sich oft insgeheim nach den frischen Einfällen seines Narren, den er in einer Zornesaufwallung verjagt hatte. Es standen — das wußte Jedermann und richtete sich darauf ein — dem Lande schwere Tage bevor und Alle hatten Ursache vollauf, die Lage der Dinge in die ernsteste Erwägung zu ziehen. Gleich dem Edelmanne blieb auch der Bauer nicht müßig. Die Landes-Aeltesten übersahen bald, was sie zu bieten hatten, und was sie dagegen bedrohte; sie fühlten, daß sie für jetzt dem offenen Kampfe mit einer geordneten Schaar von solcher Macht, wie sie die schloßgesessene Ritterschaft zusammen gebracht hätte, nicht Trotz bieten konnten, und beschlossen, anders zu Werke zu gehen.

Ihre Versammlungen waren geheim. In einer derselben sprach Etheler die gewichtigen Worte: „Wenn man seinen Feind nicht mit der Kraft eines Stiers über den Haufen rennen kann, so muß man ihn mit der Schlauheit einer Katze zu fangen suchen. Das ist besser, als

seiner rohen Uebermacht erliegen!" Und als er auf diese Weise seines Herzens Meinung offenbart hatte, legte er einen Plan vor, wie er den Kampf gegen die Gewalt zu führen gedenke.

Die Gemeinde-Aeltesten hörten ihren klugen Führer mit großer Aufmerksamkeit an; dann aber fielen sie ihm mit lautem Jubel bei und es war eitel Freude unter ihnen, denn sie sahen ihren Feind schon besiegt am Boden liegen. Damit dieser aber nicht vor der Zeit etwas davon erführe, beschlossen sie, ihren Plan mit großer Vorsicht zu bewahren und Niemandem kund zu thun, was vielleicht schon die nächste Zukunft bringen werde. Zugleich aber sollte Jeder zu den Seinigen gehen und diese mit Fleiß unterrichten, was sie zu thun hätten bis zum entscheidenden Augenblicke.

Das merkte Jedermann sich mit großem Fleiße und wie ihnen gesagt worden, so beschlossen sie zu thun. Die Bauern waren nachgiebig und freundlich gegen Alle, die nur irgendwie zu den schloßgesessenen Herren in einer Beziehung standen. Wenn ein Bote des Voigtes kam, um bei dem kleinen Manne anzutreiben, daß dies oder jenes, welches er vom schuldigen Zehnten, sei es an Korn, oder an Vieh, oder an Obst, oder was sonst, der Herrschaft noch nicht gezinst, nun endlich bezahlt werden möchte, so konnte er sich furchtlos innerhalb des Heckthors aufstellen. Der Bauer unterstand sich mit nichten, wie dies wohl früher geschehen, des Voigtes Diener mit Scheltworten, oder gar unter Androhung von Schlägen, wegzuscheuchen, sondern er hörte ihn ruhig an, nöthigte ihn, in's Haus zu treten, schob ihm die Methkanne zu, oder zapfte eins vom Dünnbier, je nachdem er es hatte, und bat dann, noch eine kurze Geduld zu haben. Bald werde das Fehlende beisammen sein, und wenn es nicht zu haben sei im Lande, so müsse es von außerhalb herbei und solle man jenseits der Elbe in den fetten Niederungen der Hadeler Marschen, wo keinerlei Mißwachs stattgefunden, Hülfe und Beistand suchen. Auch reife ja die

neue Aerndte mächtig glücklich heran, dann helfe der Reiche dem Armen mit fort, die alte Schuld werde zusammt der neuen getilgt und von der ganzen Schatzung solle kein Weizenkorn in Rückstand bleiben.

Und dies Wort ist erfüllt worden. Noch bis auf diese Stunde weiß man im Lande davon zu erzählen, daß es geschehen ist. Aber vor der Zeit hatte kein Mensch einen Begriff davon, wie es sich begeben solle.

Neuntes Kapitel.

Nach dem Rhein.

Etheler hatte die Telse vor sich rufen lassen. Sie erschien, rüstig und allert wie immer.

„Da bin ich, Ohm. Braucht's viele Zeit zu dem, was Ihr mir zu sagen habt, so will ich erst die Mägde mit dem Essen für das Volk in's Feld senden. Es macht warm draußen, und wenn der Knecht schaffen soll, darf ihm nicht die Zunge an dem Gaumen kleben."

„Bleibt Dir Zeit überlei dazu. Was ich Dir zu sagen habe, ist kurz. Habe es nicht eher wollen, bis auf den letzten Augenblick und der ist jetzt. Siehe zu, daß das Haus morgen früh ein ruhiges Ansehen hat und daß Keiner auf die Arbeit hinauszieht, ehe ich es ihm besonders geheißen."

„Verstehe ich das recht?"

„Denke, ich spreche deutlich. Auch mache in der großen Dönse so viel Ordnung, daß sie mit Ehren einige Gäste aufnehmen kann, und schaffe, daß Du etwas bei der Hand hast, diesen zum Imbiß vorzusetzen."

„Soll pünktlich geschehen. Habt Ihr sonst noch etwas?"

„Und Du fragst nicht einmal: Warum?"

„Wozu frommt mir's? Ihr werdet dabei Euere eigenen Gedanken haben und wenn Ihr sie offenbaren wollt, wird's auch an mich kommen."

„Es kommt an Dich zuerst, Telse. Du bist hier geheimt und mir schon oft eine treue Rathgeberin gewesen. Ich denke, dem Gredel einen Mann zu geben."

„Den Singemeister? Ich weiß es. Hoffe, daß Gutes aus einer Heirath entsteht, die nicht natürlich ist. Ungleiches paßt nicht."

„Hier ist nichts Ungleiches. Habe Alles sorgfältig geprüft und muß darum nachgeben. Meinst, daß es mir leicht geworden ist, mein Kind auf solche Weise von mir zu thun, wo ich sie selten oder nie sehe, und so es hier oder da geschieht, ist sie mir stets fremder? Aber wenn die Vernunft spricht, muß das Herz schweigen. Weiß nicht, wie es gekommen, aber das Gredel ist keine Bauerndirne geworden und nun sie den Liedermann in Sinn und Gedanken trägt, ist sie vollends eine Andere, und wird es täglich mehr."

„Ich begreife das, Ohm."

„Was der Mensch auf Erden sich wünschen kann, ich habe es erhalten; nur dies Eine nicht. Habe, als mir ein Sohn versagt wurde, einen tüchtigen Eidam gewünscht, der die Zügel in die Hand nahm, wenn ich die Augen schloß. Es sollte nicht sein, und es ist vielleicht gut, denn Wem Alles nach seinem Kopfe geht, Der wird leicht übermüthig. So will ich denn der Sache ein Ende machen: Morgen ist Hochzeit."

„Ohm! Was sagt Ihr?"

„Daß morgen die Hochzeit ist. Alles ist in der Stille dazu vorbereitet, und das Gredel, dem ich es eben gesagt, sitzt in ihrer Kammer und weint. Höre mich genau an, Telse. Es steht unserm Lande etwas Großes bevor. Wir beginnen unser Werk frohen Muthes, aber der Ausgang steht in Gottes Hand. Soll ich Die untergehen lassen, die nichts damit zu thun haben und gerettet werden können? Der Adalbert hat kein Herz für unsere Sache; er kann es nicht haben, denn sie ist ihm fremd, und für eine angekünstelte Begeisterung sage ich schönen Dank. Was hülfe es auch, wenn er sich mit

seinem Saitenspiel den Gräflichen gegenüberstellte und mein Kind würde Wittwe in der Blüthe des Lebens? Lasse mir meinen Willen, Dirne. Ist es nicht genug des Schmerzes für mich, daß ich sie auf solche Weise verliere? Laßt mich wenigstens, so viel ich kann, für ihr Glück sorgen."

„Ihr habt immer Recht, Ohm Etheler! Was seid Ihr doch für ein Mann, sowohl für das Land, als für das Haus!"

„Still, Dirne! Ich habe Dich nicht rufen lassen, um von Dir solche Albernheiten zu hören. Daß ich mein Kind nicht ziehen lassen werde, ohne sie gegen Noth zu schützen, kannst Du Dir denken. Grund und Boden kann ich ihr nicht mitgeben, aber sonst soll es ihr nicht mangeln. Auch ist's nur eine Reise und sie kommt mir aus der Ferne wieder. Will sie dann im Vaterlande leben, gut, das Heine-Viert ist hinreichend groß für sie und die Ihrigen. Will sie nicht, so ist dieser Boden reich genug, sie zu nähren, sei sie, wo sie wolle."

„Welch ein Herz hat dieser Mann!" sprach Telse vor sich hin.

„Ich habe mein Testament gemacht und Dir will ich's anvertrauen. Dein Bräutigam ist jetzt Herr von Dulkenhof; das Ding ernährt seinen Mann. Nun hat er von seiner Mutter wegen zwei Vettern, die wohnen zu Wöhrden, wenn ich nicht irre, und haben's nicht sonderlich. Wenn er mir folgen will, greift er bei seinen Lebzeiten nach dem Gotteslohn und läßt die Beiden gegen mäßigen Zins dort wirthschaften."

„Und legen wir die Hände in den Schooß, Ohm?"

„Denke doch nicht. Du trittst hier an des Gredel Statt und bist die Erbin vom Heine-Viert. Gelt, Dirne, Ihr werdet nicht über Arbeit klagen, wenn Ihr so fortfahren wollt, wie ich begonnen habe."

„Was sagt Ihr, Ohm! Nein! Das ist nichts. Ihr werdet's im Ernst nicht wollen, und wenn Ihr's wolltet, könnte ich es nicht annehmen. Ich, die Erbin vom Heine-

Viert! Wie das klingt! Hättet es mir nicht sagen sollen, Ohm."

„Schröme Dich*), Dirne, daß Du Dich gebahrst, wie ein verzogenes Kind. Hast je gehört, daß es anders war, als ich es gesagt? Wenn unser Land frei und glücklich ist und die Dirne wohnt weit weg von hier, denkst Du, ich fühlte nicht die Sehnsucht, sie aufzusuchen? Dann liege ich auf den Landstraßen umher und, Summe Gott! ein Hausmann, der nicht daheim bleibt, ist ein schlechter Wirthschafter. So habe ich es denn eingerichtet, daß Ihr zu Maitag ein Gewisses zahlt und dafür das Herrenrecht erwerbt am Heine-Viert."

Etheler vermochte nicht weiter zu sprechen. Das Opfer, welches er der Liebe seines Kindes brachte, war so groß, daß er es wohl bringen, aber nicht darüber sprechen konnte.

Telse ergriff mit überströmenden Augen seine Hand und drückte sie an ihre Lippen: „Tausend, tausend Dank, Ohm, weil es doch nun einmal so sein soll, und Ihr werdet es mindestens nicht bereuen, was uns betrifft. Aber für Euch fürchte ich. Wie könnt Ihr's überbringen und wie war es Euch möglich, solchen Beschluß zu fassen?"

„Wollte ich es Dir auch sagen, Du würdest mich doch nicht verstehen. Wenn aber nach vielen Jahren Dein einzig Kind vor Dir steht, und bittet von Dir, was Dir sauer, oder fast unmöglich wird, zu gewähren, dann denke an den Ohm Etheler. Und nun siehe zu, daß morgen zu guter Zeit Alles in Ordnung ist."

Mit diesen Worten schob er die Telse sanft von sich und diese entfernte sich langsam. Sie war tief erschüttert und es dauerte lange, ehe sie der mächtigen Bewegung in ihrem Innern Herr wurde.

Als am andern Morgen die Wohnung mit einfachem Laubgewinde geschmückt war, als die wenigen Männer

*) Schäme Dich.

eintraten, die als Zeugen geladen waren, und mit ihnen Eddo, priesterlich geschmückt, um die heilige Handlung zu vollziehen, erschien Telse ruhig und gefaßt und nur ein zeitweises Aufleuchten ihres Auges gab Kunde von der Erregtheit in ihrem Herzen. Keiner merkte ihr etwas an und still drückte sie die Hand des Geistlichen an ihre Lippen, als dieser sie bei'm Eintritt begrüßend sagte:

„Sie haben mir das heilige Gewand genommen und mir den Altar verboten, wo ich das Wort des Herrn verkündete immerdar, aber es geschah ohne Urtheil und Recht, und ich halte mich nicht berufen, ihrem Gebote zu folgen und dort zu fehlen, wo die Freunde meiner bedürfen. Und wie ich jetzt zwei Glückliche mitsammen vereinigen will zum ewigen Bunde, so will ich auch Deiner gewärtig sein, liebe Tochter, wenn der Tag anbricht, der Deinem Glücke geweiht ist."

„Amen, das werde wahr!" sprach Telse demüthig und eilte dann ihrem Freunde entgegen, der gerade jetzt durch das Heckthor kam.

Wer das Heine-Viert kannte und seine Bewohner; wem der Einfluß bekannt war, den der Eigner desselben im Lande ausübte und wie treu dieser am Herkommen hing, stets darauf bedacht, daß Alles so geschehe, wie es von Väter Zeiten her üblich gewesen und wie es des Landes Ehre und des Landes Sitte erforderte, der hätte nimmer geglaubt, daß auf diesem Gehöfte die Hochzeit eines Knechtes, oder einer Magd könne gefeiert werden, wobei es so still zugehe, daß nicht einmal die nächsten Nachbarn etwas davon erführen. Und nun war es sogar die Tochter des Hauses, das einzige Kind des reichen Etheler, die vor dem Priester stand mit dem Geliebten ihres Herzens, ohne daß Sang und Klang erscholl vor dem Hause, und die Gäste herbeiströmten von nahe und fern. Da fehlten die Brautjungfern, welche die Braut suchten, die sich vor ihnen verborgen hatte und nur schwer

finden ließ; da fehlten die Kistenschlütersch*) und das junge Volk, welches die Brautkisten von dem Hause des Schwiegervaters in das des Bräutigams fahren mußten. Da mangelte es der Schaffner mit den vollen Schüsseln und der Schenker mit den bis zum Rande gefüllten Schenkkannen. Und Alles, was sonst eine Hochzeit glorreich machte zu jenen Tagen, daran fehlte es hier überall. Und doch wäre die Braut würdig gewesen des lautesten Trompetens, das nur ihre Tugend und Sittsamkeit verkündigt haben würde, doch hätte dem Bräutigam der beste Schaffnergruß gebührt, und auch dieser hätte nicht über sein Verdienst hinausgeragt und keinem Hause im Lande wären verdienter alle äußern Ehren zu Theil geworden, als diesem, welches zur Zeit aller und jeder mangelte.

Dem Etheler sah es Keiner an, was es ihn kostete, solches Opfer zu bringen, und als die alten Freunde des Hauses sich ihm langsam und mit bedenklichen Gesichtern nahten, war er es, der sie tröstete, statt sie ihn. Die Brautleute aber waren voll Wonne und Seligkeit, sie waren so völlig sich selbst genug, daß sie das Fehlende nicht einmal vermißten, und als Eddo sie zum letzten Male gesegnet, als die Freunde mit wohlmeinenden Grüßen sich entfernten, als der Vater seine Tochter mit stummen Thränen stürmisch an sein Herz drückte, und sie dann mit ihrem Geliebten allein ließ, da jauchzten ihre Herzen laut auf und obgleich die Lippen geschlossen blieben, sprach doch die helle Gluth der Wangen und der feuchte Blick des Auges laut von ihrer Seligkeit.

„Deine Freunde entfernten sich still," sagte Adalbert. „Ich habe es wohl bemerkt. Unsere Hochzeit ist so ganz anders, als es hier zu Lande üblich ist, und das fällt schwer auf ihr Herz. Hat es Dich nicht auch bekümmert?"

„Seit ich die Deine bin, ist mein ganzer Sinn ver-

*) Beschließerin, welche die Schlüssel zu allen Kisten und Kasten als Festschmuck trägt, und sie dann der Braut bei ihrem Abzuge feierlich übergiebt.

wandelt. Ich bin froh, daß mein Vater dies erkannt hat, und nach meinem Willen es so still einrichtete, als nur möglich. Ich habe Dich, Adalbert! Was will ich sonst? Eine Bauerndirne bin ich nicht mehr; zu etwas Anderm sollst Du mich erst bilden. Bis dahin muß ich so unbemerkt bleiben, wie es nur immer geschehen kann. Ach, wie wird mir erst sein, wenn ich Dich ganz verstehen, ganz fassen kann, mein süßer Freund! Ich fürchte, Du wirst lange mit Deiner Margarethe Geduld haben müssen."

„Bleibe, wie Du bist, ein einfaches Kind der Natur, mit den Augen voll Unschuld, mit dem offenen Herzen für das Schöne und dem lebendigen Gefühl für alles Edle und Große, so wirst Du ein Muster sein für Alle, die Dir nacheifern wollen. Aber noch haben wir Einiges für unsere Reise zu rüsten und dürfen das nimmer versäumen."

Sie begaben sich an's Werk. Nach einiger Zeit kam auch Vater Etheler, gab mancherlei Rathschläge, theilte ihnen mit, was ihm auf dem Herzen lag; wiederholte, wie er Alles eingerichtet habe für die Zukunft, um ihnen ein sorgenfreies Loos zu sichern und ging dann mit den Worten hinaus, daß sie sich morgen bei guter Zeit wiedersehen würden. Wer aber genau hingehört hätte, dem wäre es nicht entgangen, daß die Stimme des Vaters bebte, als er sein Kind in der Obhut des Mannes zurückließ, dem fortan das Schicksal desselben anvertraut war.

Es ward still auf dem Heine-Viert und nur Telse vernahm es, als weit nach Mitternacht Pferdegetrappel hörbar wurde, das bald darauf immer ferner und ferner verhallte.

Am andern Morgen, als die jungen Eheleute in seliger Verschämtheit reisefertig in der Dönse standen und des Vaters harrten, um Abschied zu nehmen, trat Telse herzu, reichte ihnen die Hand und sagte:

„Geht mit Gott! Der Vater ist nicht hier. Ihm wäre der Abschied schwer geworden und hätte ihn viel-

leicht bewältigt; das aber, weißt Du, kann er nicht dulden, und darum ist er nach Mitternacht zu Pferde gestiegen, kommt auch erst hierher zurück, wenn Ihr schon weit weg seid. Er läßt Euch durch mich zum letzten Male schön grüßen und so oft Ihr könnt, sollt Ihr Botschaft senden, damit er weiß, wo Ihr zu finden seid. Margarethe, Du weißt, wie lieb der Vater Dich hat! Bewahre sein Andenken treu in Deinem Gedächtniß und lasse ihn nur Glückliches von Dir vernehmen. Nun aber säumt nicht länger. Euere Pferde stampfen schon ungeduldig den Boden und Ihr wißt, Vater Etheler kann es nicht leiden, wenn man ohne Noth sein Tagewerk verschiebt. Nun, nun, Margarethe! Du mußt Dich fassen und nicht so heftig weinen, sonst thust Du Deinem Manne weh, der glauben könnte, Du gingest ungern mit ihm, und es ist doch Dein eigener Wille gewesen. Beruhige Dich, liebes Herz, und vergiß nicht, daß es in Deine eigene Hand gelegt ist, wenn Du wieder hierher zurückkehren willst."

„Ach! Es greift mit einem Male so tief in meine Brust, und eine Stimme scheint mir zuzuflüstern, es könnte vielleicht nie geschehen. Der Vater hat mir einmal erzählt, daß dort, jenseits der Berge, die Geister den Menschen so verstricken, daß er nimmer von jenen lichten Fluren scheiden könne, und der fernen kalten Heimath ganz vergesse. Ach, Adalbert, wird es mit mir auch so sein?"

Adalbert entgegnete nichts. Er schloß sein Weib still bewegt in seine Arme. Telse aber sagte:

„Wenn es geschieht, so ist ja unser Aller Wunsch erreicht, denn Du bist glücklich. Nur das Unglück vergißt nicht. Aber Ihr müßt wirklich fort! Ich darf es nicht zugeben, daß Ihr länger zögert."

Willenlos ließ sich Margarethe hinausführen und auf den Wagen heben. Ihr Auge war so von Thränen umflort, daß sie die Gegenstände um sich her nicht erkannte. Ihre Zunge versagte ihr den Dienst. Aber ihr pochendes Herz, der krampfhafte Druck ihrer Hand, spra-

chen lauter, als der beredteste Mund es vermocht hätte.

„Lebt wohl!" rief Telse, sich den Armen der Jungfrau entziehend, und dem harrenden Knechte mit der Hand bedeutend. Dieser verstand den stummen Wink und jagte davon, in den wallenden Morgennebel hinein. Als sie die Gränzmarken des Heine-Viert hinter sich hatten, warf sich Margarethe an ihres Gatten Brust und rief schluchzend:

„Jetzt habe ich nichts, als Dich allein."

Sie saßen Hand in Hand schweigend neben einander. Allmählig legte sich des jungen Weibes Aufregung und sie lächelte ihren Gatten durch Thränen selig an. Dieser aber hatte sich schon einige Male nach allen Seiten hin umgesehen und bedeutete dem Knecht, nicht weiter zu fahren.

Margarethe sah ihn fragend an.

„Du vergißt, liebes Herz," entgegnete Adalbert, „daß wir noch eine Verpflichtung zu lösen haben. Ein Reisegefährte wartet unserer und es wäre Unrecht, ihn zurückzulassen."

„Ach! Das Männlein vom Brautcamp."

„Ihn meine ich. Er war der Erste, der sich freundlich meiner annahm und der nachher volles Vertrauen zu mir gehabt hat. Er ist unglücklich gewesen zeitlebens und darum hat mein Herz sich ihm zugewendet. Jetzt ist er heimathlos. Das Volk, dem er eigentlich angehört, will nichts von ihm wissen, denn er trieb, nach ihrer Meinung, eine unehrbare Hanthierung, und die Burg ist ihm auch verschlossen, weil er gegen die Herrin derselben sich vermaß. Alles, was er liebte, hat ihn verstoßen, darum habe ich den Unglücklichen an mein Herz genommen."

„Du hast wohlgethan, Adalbert. Was könntest Du unternehmen, das mir nicht gefiele. Er soll mit uns reisen."

„Das war meine Meinung. Er ist ein kluger, gewandter Bursche, der uns in vielen Beziehungen von

Nutzen sein wird. Und auch ihm wird dort wohl werden, er wird eine Heimath finden, wo sie uns lächelt und glücklich sein."

„Er soll es werden. Wenn eines Menschen fester Wille dazu ausreicht, das Glück eines Andern zu schaffen, so werden wir vereint es gründen."

„Ich hoffe es. Und gelingt es nicht ganz, so wird er unser redliches Streben sehen und schon das muß ihm tröstlich sein. Aber siehst Du? Dort kommt über jenen Camp in voller Hast ein Mann gelaufen! Er schießt einen Purzelbaum und winkt mit Händen und Füßen zugleich! — Ein närrischer Kauz, über den man lachen muß, wenn man ihn nur zu Gesichte bekommt. Gelt, Margarethe! Wir fangen an, uns einen Haushalt einzurichten, wie die Schloßgesessenen, da wir uns gleich einen solchen Gesellen beilegen."

„Und wenn wir es den Schloßgesessenen gleich thäten, so wäre Keiner, der uns darum schelten dürfte, denn Du würdest Dich zeigen in Deiner Herrlichkeit und in der Kraft Deines Geistes, als den besten unter ihnen ebenbürtig."

„Hei, Hei! Margarethe! Was thust Du? Willst mich mit Schmeicheleien fangen? Du Schlaue! Wirfst ein neues Netz aus zu vielen. Habe Erbarmen mit dem Sänger, der schon so vielfach von Deinem Liebreiz umstrickt ist, daß er sich nicht aus diesen Banden loswinden kann."

„Möchtest Du losgebunden sein?" fragte Margarethe.

„Nimmer, nimmer!" entgegnete Adalbert und schloß das schöne Weib in seine Arme. Der Knecht, der gleich Anfangs gedacht hatte, es würde nicht so schnell weiter gehen, war vom Wagen gesprungen, und ging pfeifend längs dem grünen Gehaag, das am Wege duftete, auf und ab.

Unterdessen war das laufende Männlein, das Niemand anders war, als der von der Böckelnburg vertriebene Narr des Grafen Rudolf, herangekommen und hielt sich, fast athemlos, an das Geländer des Wagens:

„Uf! Das kommt von der Eile! Ich konnte nicht schnell genug laufen, um aus der Welt herauszukommen und stehe nun da, mit verhaltenem Athem, nicht im Stande, mich rück- oder vorwärts zu bewegen. Es geht meiner Lunge, wie meinem Witze, sie sind in's Stocken gerathen."

„Sei uns willkommen," sprach Adalbert, ihm die Hand reichend, „und wenn Du Dich erholt hast, wollen wir weiter reisen."

„Das ist sogleich geschehen," sprach der Narr und saß mit einem Sprunge neben ihm in dem Wagen. „Fahre nur zu, Hein! Was ich noch zu sagen hätte, kann ich mit größerer Gemächlichkeit hier auskramen."

„Und was willst Du uns sagen?" fragte Margarethe lächelnd. „Ich denke, Du sinnst auf einen Schelmenstreich, womit Du den Einlaß bei uns zu zahlen gedenkst."

„Mein Seel nicht, junges Weibchen!" entgegnete der Narr. „Ich bin zu klug geworden, um nicht zu wissen, daß eines Narren tolle Streiche in einer neuen Ehe vom Uebel sind, dieweil das junge Volk genug damit zu thun hat, der eigenen Narrheiten Herr zu werden. Aber da ich gestern nicht nach dem Heine-Viert habe kommen können, auch schon ein gar weiser Mann seinen Hochzeitssermon dort gehalten, so habe ich mir das, was ich etwa zu sagen hätte, aufgespart und werde es bei einer schicklichen Gelegenheit anbringen."

„Ich bin begierig."

„Habt nicht Ursache, Herr Singemeister; denn wenn ich fertig bin, ist's zerstoben wie die Spreu vor dem Winde, sintemal Jeder weiß, eines Narren Rede ist keine Rede. So sagen wenigstens alle Leute und Ihr sagt es mit ihnen, denn Ihr denkt in Euerem Sinn, daß Ihr Wunders vernünftige Geschöpfe Gottes seid und habt Euch doch geirrt. Das will ich Euch an den Fingern herzählen, daß Ihr's greifen könnt, aber Ihr müßt wohl Acht geben. Ihr Beide seid Euch mächtig gut und habt

Euch haben wollen, es mochte kosten, was es wolle. Da hat das Herrgottlein ein Einsehen gehabt und Ihr habt Euch bekommen. Nun sollte man meinen, der Himmel sei bei Euch voll Sonnenschein und es müßte sein ein Jubiliren und ein Lachen von früh bis spät, so lange nur ein Auge aufsteht. Hat sich was! Statt zu lachen, hat das Weibchen da geflennt wie ein altes Weib, als ob ihr das größte Unglück geschehen wäre. Und jetzt, wo sie im bequemen Wägelein, mit Allem versehen, was sie nur wünschen kann, in die weite Welt hinausfährt, alle Tage und Stunden etwas Neues und Schönes hören und sehen wird, läßt sie noch immer den Kopf hängen und an den Wimpern blitzen die hellen Thränen. Ist das keine Narrethei?"

„Du magst in Deiner Weise wohl Recht haben, mein guter Narr," sprach Margarethe nachdenklich.

„Eure Weise und meine Weise sind hier ganz dasselbe," fuhr Jener fort, und sieht keine um ein Haarbreit anders aus. Aber erlaßt mir den Sermon. Ich bin nicht vorbereitet darauf und heute Abend in der Herberge gehts vielleicht besser. Wir fahren über vaterländischen Boden, worin wir wurzeln mit Leib und Seele, und der ein Theil ist unseres Selbst. Darum können wir auch nicht fröhlich und guter Dinge sein, sintemal wir uns selbst von den Hufen der Pferde das Gesicht zerstampfen lassen. So handelt ein Kind gegen seine Mutter, die es in ihrem Schooße trägt immerdar, und nur auf kurze Zeit entläßt, daß es umherspringe zwischen Wiege und Grab. Und diese kurze Weile, wo es doch aus der Erde heraus ist, ganz und gar, nennt es sein Erdenleben und thut der lieben Altmutter alles gebrannte Herzeleid an, indem er auf ihr herumstrampelt und sie verleugnet zu gleicher Zeit. Wahrlich! Von allen Creaturen, die auf der Welt umherlaufen, ist der Mensch die wildeste und grausamste."

Er senkte den Kopf und sprach nicht weiter. Auch die Andern waren nicht gestimmt, das Gespräch fortzu-

setzen; es hatte Jeder mit seinen eigenen Gedanken genug zu schaffen. Der Tag ward heiß und langsam karrte der Wagen durch den tiefen Sand über die hohe Ebene der Geest. Keiner von den Reisenden nahm Notiz von den oft reizenden Fernsichten, welche sich von den Höhen auf das umliegende Land darboten. Es war überschwellend voll in ihrem Innern; sie konnten nichts mehr von dem aufnehmen, was außen umher vorging.

Als der Abend herein dämmerte, nahmen sie Herberge, und bestimmten, mit dem frühesten Morgen weiter zu fahren. Bei dem gemeinsamen Mahl war der Narr ausgelassen lustig. Er wußte allerlei Schelmenliedchen und kurzweilige Geschichten, wie er sie Zeit seines Lebens zu anderer Leute Ergötzlichkeit ersonnen und war nicht karg damit, so daß Adalbert ganz seine Ernsthaftigkeit fahren ließ und auch Margarethe sich selbst zuflüsterte, nimmer hätte sie gedacht, noch heute so ausgelassen lustig zu sein. Als aber die Nacht sich tiefer und tiefer herabsenkte, zog sich der Narr zurück und versprach, morgen bei'm ersten Grauen des Tages auch zuerst reisefertig zu sein.

Und das war er in der That. Als die Wirthin den Morgentrunk gebracht und verkündet hatte, daß Alles zur Abfahrt bereit sei, meldete der Knecht, der Narr habe ihn schon vor einer Stunde geweckt und ihm gesagt, er werde vorauf gehen in der Morgenkühle; sie möchten nur hinter ihm drein kommen, wie bald es beliebig.

Das geschah nun alsogleich und als die Sonne bereits hoch über die Spitze der Waldbäume weg in die niedrigen Büsche schien und die Thauperlen von den Wiesenblümchen küßte, sahen sie den Narren auf einem herrlichen Rasenplatze stehen, wie er sich behaglich in der Sonne dehnte, und ihnen winkte, näher zu kommen. Das thaten sie, um der Annehmlichkeit des Ortes willen und als sie den Gefährten ob seiner Ruhelosigkeit schalten und ihm seinen Mangel an Gesetztheit verwiesen, sagte er:

„Was wollt Ihr? Das ist mein Narrenrecht und Keiner darf mich deshalb schelten. Ich wäre nicht ich, wenn ich anders thäte. Aber wißt Ihr, lieben Kinder, warum ich mich gerade hier niederließ? Dies Hügelein, mit so frischem Grün bewachsen, mit der plätschernden Quelle am Fuße und der hohen Eiche auf dem Kopfe, ist die Gränze von Ditmarschen. Einen Ruck weiter und wir sind in dem Lande der Holsten. Darum dächte ich, es könnte Euch nicht unlieb sein, hier einen Augenblick zu rasten."

Das war es ihnen mitnichten, vielmehr dankte Margarethe dem Gefährten dafür, daß er sie darauf aufmerksam gemacht habe, weil sie nun noch einmal im Anschaun des theuren Vaterlandes schwelgen könne, ehe sie es vielleicht für immer verlasse. Adalbert aber hatte einen Labetrunk aus dem Wägelein geholt und reichte mit aufmunternden Worten die Becher umher.

Der Narr nahm den seinigen, schlürfte einige Tropfen, dann faltete er die Hände darüber und sagte:

„Das ist ein feiner Trunk und zu einem guten Tropfen geziemt es sich, ein gutes Wort zu sprechen. Dies sei mir um so eher von Euch vergönnt, als es ein Valettrunk *) ist."

„Wie wollt Ihr, daß wir dies verstehen sollen?" fragte Adalbert rasch. „Seid Ihr denn nicht unser Reisegefährte?"

„Ich war es bis zu diesem Augenblicke, und werde es nicht fürder sein!" antwortete der Narr. „Nein, seht mich nicht so fragend an und schüttelt mit dem Kopfe, sondern runzelt die Stirn, soviel Ihr könnt, und scheltet mich so hart, wie Ihr immer mögt, ich will es tragen. Besser noch, Ihr laßt Euch von dem Knechte einen Theil seines Lenkseils geben und schlagt mir damit den Rücken wund, denn ich habe es genugsam verdient."

„So laßt nun doch endlich diese Faseleien!" unter-

*) Abschiedstrunk.

brach ihn ungeduldig Adalbert, „und sagt uns gerade heraus, was das bedeuten soll?"

„Dies soll bedeuten, wie ich nicht weiter kann und wenn es mich das Leben kostete. Ueber diesen Hügel wegzuschreiten, ist meine Kraft nicht ausreichend. Ich war vorhin bis zu jener Baumgruppe gegangen, und mußte schnell wieder zurück, weil mir die Sohlen brannten. Scheltet nur mit mir, und thut mir alles gebrannte Herzeleid an, Ihr müßt doch zu der Ueberzeugung kommen, daß man einen Narren nicht zur Vernunft zurückbringen kann. Ja, ich bin ein Narr gewesen, ich bin es noch und es ist mein Fluch, daß ich es bleiben muß bis an mein Lebensende. Seht, Kindelein, so lange ich denken kann, habe ich nichts erfahren, als Trübsal, und was ich nur unternahm, es schlug mir zum Nachtheil aus. Was ich Andern Gutes gethan, das haben sie nicht beachtet und mir zum Dank dafür manchen Schabernack gespielt. Die ich am tiefsten in mein Herz schloß, haben es am grausamsten zerfleischt. Und doch liebe ich sie, doch fühle ich, wo der Augenblick des Scheidens gekommen ist, daß ich nimmer von ihnen lassen kann. Selbst ein verdammter Vogel, der oft mit seinem Schnabel nach mir gehackt und mich blutig gebissen hat, flattert jetzt in Gedanken vor meinen Augen herum und krächzt mir zu, daß ich ihn nicht verlassen soll; er möchte mich noch mehr beißen. Und Ihr, die beiden Einzigen, die mir Liebes und Gutes erzeigt haben, Ihr müßt Euch ärgern über den undankbaren Gesellen, der Euere helfende Hand von sich stößt und in seinem Elende bleibt, da er es doch gut haben und Herrentage führen könnte im gelobten Lande. Aber es ist nicht meine Schuld. Eine alte Hexe hat mich so verhext, daß ich nicht über diesen Hügel fortkann und darum bitte ich Euch, fahrt in Frieden weiter. Es ist mein Schicksal, ich muß an dieser Scholle kleben bleiben, und mich darüber ärgern, daß ich Die mit meinem Herzblute erquicken möchte, die mir den Athemzug mißgönnen, der mir das Leben fristet. Geht in Frieden und wünscht

mir nichts, als daß ich bald unter dieser Erde liege, wo dann mein eigentliches Erdenleben beginnt."

Adalbert faßte die Hand des Narren und sagte mit tiefer Bewegung: „Ich verstehe Dich! Thue, was Du nicht lassen kannst. Wir scheiden." Damit nahm er seine Margarethe bei der Hand und bald darauf fuhren sie mit stummen Grüßen von dannen. Der Narr stand auf der Spitze des Hügels und sah ihnen nach, so lange er sie mit seinen Augen zu erreichen vermochte, dann aber warf er sich platt auf den Boden und schlug diesen mit geballten Fäusten:

„So will ich Dich züchtigen! Und so! Und wieder so, weil Du so gar hartherzig gegen mich bist und mir nicht einmal die Freiheit gönnst, nachdem Du mir Alles verweigerst, und selbst das grausam raubst, was Du doch dem ärmsten deiner Kinder gewährst. Welcher Teufel hat mir die alberne Liebe zu Dir eingeflößt, daß ich nicht von Dir lassen kann und noch innerlich jubele, weil ich es über mich vermocht habe, Glück und Wohlleben von mir zu stoßen, um hier zu hungern und mich mit Fäusten schlagen zu lassen! Thue Dich auf zu meinen Füßen und verschlinge mich, so ist mir geholfen mit einem Male, denn ich liege fest an dem Herzen Derer, die mich verleugnet haben um meiner Liebe willen. Und nun will ich wieder heimkehren in meine Höhle, wo mir am wohlsten ist, weil ich dort hause, wie mein armes Herz es sich zumeist ersehnt, nämlich in dem Schooße meines grausamen Mütterleins."

Langsamen Schrittes kehrte er dem grünenden Hügel den Rücken und wanderte die Straße zurück, die er vor kurzem durchmessen. Und sein Rücken war so gekrümmt, sein Haupt so tief gebeugt, als läge das Leid der Welt auf ihnen.

Zehntes Kapitel.

Wie die Saat, so die Frucht.

Der Sommer ging bergab und immer rascher drängte nun die Entscheidung. Graf Rudolf brannte vor Ungeduld, den Kampf mit den aufsässigen Bauern zu beginnen, die ihn so schwer beleidigt hatten, und nicht an ihm lag es, daß sie nicht längst unter den Kolbenschlägen seiner Streiter verendet waren. Aber er mußte doch mindestens vor der Welt seinem Angriffe einen Schein des Rechtes leihen und dieser wollte sich, trotz aller Mühe, nicht finden, denn die Bauern waren schlau und boten nirgendwie Gelegenheit zu einem Zusammenstoße.

Da blieb nun nichts übrig, als in Geduld den nächsten Zehntentag abzuwarten, und obgleich die schloßgesessenen Herren dieser Tugend nicht sonderlich gewogen waren, so mußten sie doch dieselbe nothgedrungen üben. Das aber wurde ohne Aufhören bald in diesem, bald in jenem Kirchspiele austrompetet, daß Derjenige, welcher im nächsten Sillmond, am Tage des heiligen Michael, nicht den schuldigen Zehnten in Person auf die Böckelnburg bringe, Den solle die Rache des Grafen treffen und er sogar, nach Umständen, dem Blutbann verfallen sein. Was die Bauern zu all diesen schrecklichen Drohungen sagten, wußte Keiner, denn sie sprachen nicht darüber und Unausgesprochenes läßt sich nicht errathen.

War aber noch ein Anderes, welches die Gemüther sehr in Aufregung brachte, und auf einen heftigen Umsturz schließen ließ. Allmänniglich war noch im Gedächtniß, wie der Pater Hartwig zu hohen Ehren und Würden kam, so daß er des Erzbischofs geheiligte Person im Lande vorzustellen berufen und bevollmächtigt ward, alle Veränderungen einzuführen, die derselbe sogleich in Kirchensachen vorzunehmen für gut fand. Mußten doch alle Pfarrer, die es gut mit den ihnen anvertrauten Christen-

leuten meinten, in die Verbannung gehen, der gute Vater Eddo an der Spitze, und Hartwig setzte Andere ein, die nach seinem Vortheil strebten und ein Regiment der Furcht und des Schreckens begannen. Das aber machte ihnen die Herzen abwendig, denn bisher waren sie in Liebe geleitet worden, und der Strenge setzten sie Trotz und Widerwillen entgegen. So nahm das Verhältniß der Seelsorger zu ihren Beichtkindern mit jedem Tage einen bedenklicheren Charakter an und Viele warteten nur auf die Gelegenheit, um den aufgedrungenen Priester auf eine schickliche Weise zu entfernen und den vertriebenen Lehrer wieder mit offenen Armen in sein Amt einzuführen.

Und eine solche Gelegenheit schien nicht auf sich warten lassen zu wollen. Der Bauer hätte freilich lange murren können, ohne daß Jemand darauf geachtet hätte; aber auch die schloßgesessenen Herren fühlten sich durch die Tyrannei der Geistlichkeit gehemmt, und dieser Gegner war schon gefährlicher. Dennoch wäre Alles noch eine geraume Zeit beim Alten geblieben, wenn nicht durch die Uebergriffe des Pater Hartwig, der die ihm anvertraute Vollmacht bis zur äußersten Willkühr ausdehnte, die höhere Geistlichkeit selbst sich verletzt gefühlt hätte. Das ist ein gefährlicher Feind, dem man vergebens Trotz bietet. Wer von ihm angefallen wird, der ist verloren. Und dies Wort war gesprochen. Es galt nun, es zur That werden zu lassen.

Kam um jene Zeit ein Büblein durch das ditmarscher Land gezogen, dessen Gesicht sah so hell und fröhlich in die Welt hinein, daß einem darob das Herz im Leibe lachte, und hätte es nicht ein geistlich Gewand getragen, man hätte einen argen Schalk dahinter vermuthen können. Er blickte so wohlgemuth von seinem Rößlein und grüßte die Vorübergehenden so vertraulich, daß er alle Herzen für sich gewann und genug zu thun hatte, alle Einladungen abzulehnen und seinen Weg fortzusetzen. Das war aber Emanuel, der Schüler des Pater Hartwig, der von diesem an den Hof des Erzbischofes mit einer

geheimen Botschaft gesendet, jetzt wieder nach Ditmarschen heimkehrte, ohne daß sein Erzieher davon die geringste Ahnung hatte.

War auch seltsam gekommen, daß er sich wieder auf der Wanderung befand und Emanuel mußte von Glück sagen, daß er, trotz seiner Jugend, zu zweien Malen und kurz hinter einander mit einer vertrauten Sendung beehrt worden. Als er am Hofe des Erzbischofs angelangt war und sich seines Auftrages entledigt hatte, war es der Kaplan des hochwürdigsten Herrn, der zugleich die wichtigen Geschäfte des geheimen Kanzellars versah, welcher auf den jugendlichen Boten sogleich aufmerksam wurde und ihn in ein vertrauliches Gespräch verwickelte. Dies Gespräch war eigentlich nichts weiter, als ein versteckes Examen, aber Emanuel zeigte sich dabei so schlau und gewandt, verrieth so wenig, verschwieg so viel, und wußte dem schlauen Inquisitor obenein so Manches zu entlocken, daß dieser, die Unterhaltung abbrechend, die Hände zusammenschlug und voll Verwunderung ausrief:

„Wahrlich! Dieser Bursche ist der Abgesandten des Teufels Einer, die in allerlei Gestalten auf der Welt umher spuken, wenn nicht gar der Beelzebub selber. Jedenfalls liegt etwas Absonderliches in ihm verborgen und ich muß Sorge tragen, daß das edle Metall zum Nutzen und Frommen aller guten Christen zu Tage gefördert werde."

Nach dieser Erkenntniß und diesem Entschlusse des hohen geistlichen Herrn ward Emanuel der Gegenstand seiner besondern Aufmerksamkeit und Fürsorge, was dieser, der die Gunst eines so hochgestellten, viel vermögenden Mannes wohl zu schätzen wußte, nicht aus den Augen verlor, und sich soviel nur immer möglich, stets angelegentlicher um das Wohlwollen desselben bemühte.

Das ward ihm auch nicht schwer und wie man nichts mehr liebt an sich selbst, als den Stern des Auges, weil von diesem ein- und ausströmt das Licht und das Leben und männiglich ihn deshalb wohl bewahrt, so daß man

von etwas, das Jemand recht sorglich zu erhalten wünscht, sagt: Er hütet es, wie seinen Augapfel, so hatte der geheime Kanzellarius des Erzbischofs auch seinen Augapfel, und das war Emanuel. Sonst scharfblickend, von besonderen Geistesgaben und seltenen Kenntnissen, stark und unerschütterlich im Wollen und Vollbringen, war er schwach gegen diesen, offenbarte ihm seine geheimsten Gedanken, und bewies ihm ein Wohlwollen, welches fast ohne Beispiel war. Emanuel, dem es bereits gelungen war, den klugen Hartwig zu täuschen, begann hier sein altes Spiel und machte seinen Vorgesetzten sich dienstbar. Er entwand Andern den Becher, woran sie sich berauschen wollten, und hielt ihn in der eigenen Hand. Bis dahin war er klüger, als sie. Aber er begnügte sich nicht damit, den Duft einzuschlürfen, der aus dem Becher aufstieg und sich dadurch zu stärken; er setzte den Becher selbst an die Lippen, und fiel dadurch in denselben Fehl, den er Andern so hart hatte fühlen lassen. Ihn aber ließ eine höhere Hand den Hochmuth entgelten, womit er die Zügel des Geschickes ergriffen.

Wohl verstanden hatte Emanuel seinen Gönner, den Kanzellar. Diesem that es am meisten leid, daß er selbst — von Hartwig beredet — die Hand dazu geboten hatte, Jenem eine so ausgedehnte Vollmacht zu übertragen, daß selbst die Macht des Herrn Erzbischofs zu einer Null herabsank. Erst nachdem diese Vollmacht ertheilt, und ein so ausgedehnter Gebrauch davon gemacht worden war, leuchtete es den Erzbischöflichen ein, was sie aus der Hand gegeben, und sie boten Alles auf, das Verlorne wieder zu gewinnen. Aber nur auf Umwegen ließ sich dies machen und es ward deshalb ein vertrauliches Schreiben an den Pater Hartwig befördert, worin unter einem Schwall der größten Lobeserhebungen über sein jetziges Thun und mit dem tiefen Bedauern, daß sein glänzendes Talent in einem so fernen Winkel unbeachtet verloren gehe, die Frage an ihn ging, ob er nicht Lust bezeige, in einer höchst wichtigen Angelegenheit eine Gesandtschaft

nach Rom zu übernehmen, die man — um ihrer Wichtigkeit willen — Niemandem besser übertragen könnte, als einem Manne von seinem Kopf und Herzen. Aber Pater Hartwig lachte über die plumpe List und erklärte in einem de- und wehmüthigen Schreiben, daß er der ihm zugedachten Gunst im höchsten Grade unwürdig sei und dort zu bleiben gedenke, wo er sich einmal befinde. Dieses Schreiben war es, was Emanuel an den Hof des Erzbischofes zu bringen hatte.

Da nun der Pater Hartwig nicht in Güte von diesem, die Herrschaft des Erzbischofes bedrohenden Posten zu entfernen war, so mußte es durch Strenge geschehen und dies dem Pater mitzutheilen, ward Emanuel ersehen. Es ward ihm der Befehl zu Theil, die desfallsige Botschaft nach Ditmarschen heimzubringen, auch auf eine ihm näher bezeichnete Weise über den Erfolg seiner Sendung nach Bremen zu berichten.

Mit diesen Weisungen war aber die geängstigte Umgebung des Erzbischofs nicht zufrieden, sondern am Abend vor Emanuels Abreise ward dieser in das Gemach des Kanzellars beschieden und nachdem derselbe den Jüngling nochmals zur Pflichttreue ermahnt, ihm die größten Hoffnungen für die Zukunft gemacht, auch ihn wegen seiner Brauchbarkeit mehrfach lobte und reich beschenkte, zog er ein Kästchen hervor, stellte es vor Emanuel hin und sagte:

„Es ist der naßkalte Herbst im Anzuge und dies in den Marschen, wohin Du ziehst, eine gefährliche Zeit, dieweil sich aus dem feuchten Boden giftige Nebel entwickeln, welche das Marschfieber erzeugen. Ich meine nicht bei Dir und andern kräftigen jungen Leuten, die in der Regel mit einem leichten Unwohlsein davon kommen, sondern bei älteren Männern, die schon von der Last der Jahre heimgesucht werden, wie zum Exempel Dein würdiger Lehrer, der Pater Hartwig, den Gott in Gnaden vor einem solchen Uebel bewahren wolle, welchem nicht selten der Tod folgt. Darum beten wir auch insgesammt für

diesen edlen Mann und flehen zu Gott, daß Er ihn stärke und die bösen Dünste von seinem Pfade verscheuche. Wenn aber dessen ungeachtet ein solcher Unfall eintreten sollte, so öffne dieses Kästchen. Du findest darin ein wunderbares Arcanum, von welchem, bei Leuten reiferen Alters angewendet, wenige Tropfen hinreichend sind, ihm seine Gesundheit wieder zu geben. Aber wie bei seltenen Mitteln, die unter besonderen Umständen für das Leiden der Menschheit von weisen Männern erfunden sind, eigne Bedingnisse obwalten, so auch bei diesem. Du würdest das ganze Elixir wirkungslos machen, wenn Du ein großes Rühmens davon machtest, mein Sohn. Lasse es Dir gesagt sein, und wenn unser wackrer Freund, Dein alter Lehrer, vom Siechthum heimgesucht, dieses Arcanum bedürfen sollte, so gieb ihm die stärkenden Tropfen heimlich. Hörst Du wohl, Kind? Heimlich gieb sie ihm und Du kannst des besten Erfolges gewiß sein. Hast Du mich verstanden, mein lieber Emanuel?"

„Vollkommen, Hochwürdigster!"

„So ziehe mit Gott Deine Straße, mein lieber Sohn, und sei versichert, daß Dir hier ein Freund zurückbleibt, der es gut mit Dir meint und Dir es beweisen wird, sobald sich dazu eine Gelegenheit bietet. Mit Tagesanbruch sollst Du Deine Reise beginnen. Ich verlasse Dich mit meinem besten Segen."

So sprach der fromme Kanzellarius des Erzbischofes von Bremen, und mit dem neuen Tage zog Emanuel seine Straße, kam auch, da er sich unterweges nicht sonderlich lange aufhielt, wie oben beschrieben worden, in das Ditmarscher Land, und hielt mit seinem Rößlein eines Abends vor der Böckelnburg, als gerade der Pförtner das Thor zuzusperren gedachte.

„Du, mein Jesuslein!" rief dieser und sein vom Meth geröthetes Gesicht begann noch heller zu erglühen. „Wie wird uns dies absonderliche Glück zu Theil, Euch so baldigst wieder hier zu sehen? O, reitet doch ein in die Burg und seid zum schönsten willkommen. Ja, wenn

solche Gäste einreiten, sperrt man gern die Thorflügel weit auf. Ich danke dem Herrn aus voller Seele, denn mir ist heute Heil wiederfahren, da ich Euer liebes Angesicht gesehen, noch ehe der Tag sich geneigt hat."

„Ich danke Dir, mein guter Mann!" sagte Emanuel bescheidentlich und reichte dem Pförtner die Hand, die dieser küßte:

„Er dankt mir! Er mir! Da ich es doch zehnfach thun sollte, weil er mir wohlthut, ohne es zu wissen. Ja, ich will es laut sagen, und es soll mich Niemand daran hindern, daß ich Euch für einen gewaltigen Streiter des Herrn halte . . . ."

Aber der Pförtner schwieg, denn der Jüngling sah ihn verweisend an und über sein schönes Gesicht huschte es, wie ein Wolkenschatten hinweg:

„Hüte Dich, dergleichen Worte in Deiner Einfalt zu sprechen, welche, wie gut sie auch immer von Dir gemeint sein mögen, eitel Sünde sind. Ich bin nichts, als ein sündiger Mensch und obendrein ein Kind, welches selbst der Leitung und des Zurechtweisens bedarf, zu geschweigen, daß er ein Vorbild und Führer Anderer sein könnte. Du betrübst mich, wenn Du dergleichen mir sagest und mir eine Ehrfurcht beweisest, die ich nicht verdiene; dagegen würde ich es mit Dank erkennen, wenn Du mich fürder nicht wie einen Auserwählten, sondern wie Deinesgleichen behandeln wolltest. Nun aber genug hiervon, und statt meine Hand zu küssen, welches Abgötterei ist, sage mir lieber, wie es auf der Burg steht und wie sich deren Insassen befinden, vor allem aber, wie mein würdiger Lehrer, der hochgelahrte Pater lebt?"

„Ach!" seufzte der Pförtner und sein breites, schwammiges Gesicht verzog sich zum Weinen. „Da habt Ihr gerade ein trauriges Begebniß zu wissen verlangt. Der gute Pater ist schon längere Zeit nicht wohlauf, das Marschfieber hat ihn gepackt, wie es heißt, absonderlich in den letzten Tagen, wo er auch nicht mehr aus seinem Gemache gekommen ist und wir der erquickenden Speise

des göttlichen Wortes entbehren müssen, womit er uns sonst so reichlich versorgte."

„Das ist eine traurige Botschaft," entgegnete Emanuel und eine Thräne der Wehmuth trat in sein Auge. „War ich darum so freudigen Muthes heimgekehrt, um auf der Schwelle solches Leid zu hören? Aber ist es nicht Sünde, gegen Gottes Fügung zu murren? Ich bereue, daß ich es gethan und halte seiner züchtigenden Hand stille, die dies über mich verhängt."

Und als er diese Worte gesprochen hatte, ritt er vollends in den Burghof ein, überließ dem Pförtner die Sorge für sein Pferd und kniete bald darauf vor dem Pater Hartwig nieder, der in dem weichgepolsterten Sessel vor Mattigkeit eingeschlafen war.

Dieser schlug die Augen auf und sah den Jüngling mit staunenden Blicken vor sich:

„Von wannen kommst Du?"

„Von Bremen, Hochwürdiger!" sprach Emanuel demüthig. „Zürnt Ihr, daß ich, von meiner Reise zurückgekehrt, Euch zuerst meine Huldigungen darbringe?"

„Dir ward Befehl, nicht eher Bremen zu verlassen, bis ich Dich zurückriefe. Warum gehorchtest Du nicht?"

„Die Männer, zu denen Ihr mich sandtet, und Denen blind zu gehorchen, Ihr mir befohlen, übertrugen mir eine höchst wichtige Sendung an Euch."

„An mich? Wer waren diese Männer?"

„Vor Allem der Kaplan und geheime Kanzellarius Seiner Erzbischöflichen Gnaden."

„Und wie lautet diese Sendung?"

„Auf diesem Pergament ist sie verzeichnet."

Pater Hartwig nahm die dargebotene Rolle. Aber ehe er den seidenen Faden durchschnitt, sah er den Boten scharf an und fragte langsam:

„Wie lautet diese Sendung?"

„Mir ist sie unbekannt. Ihr habt mich gelehrt, im Dienst der Kirche weder zu hören, noch zu sehen, sondern nur blind zu thun, was mir befohlen wird. Dieser Wei-

sung habe ich gehorcht. Ich gleiche der Glocke, deren Zunge zu dem ganzen Volke laut und vernehmlich spricht, ohne daß sie selbst es hört."

„Ist dies eine solche laute und vernehmliche Sprache, die im Lande gehört werden soll?"

„Ich weiß nicht, Hochwürdiger. Aber Eures Winkes bin ich gewärtig und werde Euere Gebote erfüllen."

Vom Fieber geschüttelt sank der Pater in seinen Sessel zurück. Sein Leib bebte vor Frost, die größte Abspannung zeigte sich auf seinem bleichen Gesichte. Gewaltsam raffte er sich zusammen, und vor sich die Worte hinmurmelnd:

„Ich will nicht dieser Ohnmacht mich hingeben! Ich will nicht! Es ist jetzt nicht Zeit, unthätig zu sein, da der Feind sein trotzig Haupt erhebt und seine Würgerhand nach mir ausstreckt. Sie soll erlahmen diese Hand, ehe sie noch mein Gewand zu berühren vermag. Ich will lesen, was hier geschrieben steht."

Die Augen des Paters stierten das entfaltete Blatt an. Sie drängten sich fast aus ihren Höhlen:

„Zurückgenommen also? Entkleidet der Macht und Größe, welche man mir so bereitwillig darbot? Und das Alles aus christlicher Liebe und Barmherzigkeit, um mich aus diesem Pestlande zu erlösen und mich nach dem heitern Italien zu versetzen, wo ich in Orangenhainen wandeln und die Freuden des Paradieses schon hienieden schmecken soll, wie es meiner Weisheit und Frömmigkeit gebührt!"

Und als er diese letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen hatte, schlug er ein so teuflisch klingendes Lachen auf, daß selbst Emanuel zusammenfuhr.

„Du erschrickst, mein Püppchen?" fragte Pater Hartwig. „Weißt nicht, ob ich ein Kind des Belials geworden bin, oder den Verstand verloren habe? Magst Du nun von den Anschlägen meiner Feinde unterrichtet sein oder nicht, so sollst Du erfahren, daß sie sich ganz und gar geirrt haben, wenn sie glauben, ich ließe mich von ihnen wie ein Popanz zur Schau stellen und verschwände

auf ihren allergnädigsten Wink. Wo ich stehe, dahin habe ich mich aus eigener Machtvollkommenheit gestellt und Keinem will ich weichen! Keinem! Und wenn er den dreifachen Purpur trüge! Das mögen die Herren in Bremen erfahren."

„Befehlt Ihr es, Hochwürdiger, so will ich Denen, die mich gesandt haben, diese Worte verkünden, genau so, wie Ihr sie mir vorgesagt, ohne ein Tüttelchen davon zu nehmen, oder hinzu zu thun."

„Ja! Du sollst ihnen meine Antwort bringen. Aber nicht von Mund zu Mund! Rasch verhallt das Wort und dringt nicht tief in die Seele. Ich will es ihnen schreiben, was sie wissen sollen, damit sie es aufbewahren können zum ewigen Gedächtniß."

Und der Pater bückte sich über den Tisch hin, nach einer Pergamenttafel greifend, als ob er schreiben wollte. Aber die zitternde Hand versagte ihm den Dienst.

„Seid barmherzig gegen Euch und mich und schont Euch für Diejenigen, die auf Euch hoffen und Eurer bedürfen!" bat Emanuel und streckte flehend die Hand aus.

„Ich muß mich beugen!" sprach der Pater langsam und ließ ermattet die Hand sinken. „Meine Kraft ist hin. Bis Morgen will ich ruhen! Emanuel, hilf mir, mein Lager erreichen."

Und gehorsam diesem Worte richtete Emanuel den Pater auf und geleitete ihn mit einer so rührenden Sorgfalt zur Ruhe, daß ein Schimmer der Freude über das Gesicht des Leidenden flog und dieser, die Augen schließend, die Hand des Jünglings faßte, leise sprechend:

„Auf Morgen!"

Der Morgen kam. Trübe blickte er durch die kleinen Fenster und erhöhte die melancholische Stimmung des Jünglings noch mehr, der die ganze Nacht am Kaminfeuer in der Nähe seines Lehrers zugebracht hatte. Jetzt erhob sich Hartwig von seinem Lager und anscheinend durch die Nachtruhe gestärkt, ging er ohne Hülfe in das weite Gemach, welches ihm zu seinen Studien diente.

Er nahm die gestern empfangene Schrift, und las sie noch einmal mit großer Aufmerksamkeit durch. Emanuel folgte jeder seiner Bewegungen, aber er konnte nicht entdecken, daß sie irgend einen Eindruck auf ihn machte. Als der Pater geendet hatte, sprach er freundlich:

„Du mußt Dich gestern fast entsetzt haben vor meiner Wildheit. Es war das Fieber, das aus mir sprach. Wenn die Sonne sinkt, ist seine Kraft am stärksten. Jetzt fühle ich mich wohl und ich will an's Werk, die Zeit ist kostbar. Setze Dich mir gegenüber, Emanuel, und höre mir aufmerksam zu."

Emanuel that, wie ihm geheißen wurde und wartete in ruhiger Haltung, was sein Lehrer ihm zu sagen haben würde.

„Man will mich stürzen," begann Hartwig nach einer Pause langsam. „Es reut sie, mir eine so ausgedehnte Macht anvertraut zu haben; sie wollen sie mir wieder entreißen. Aber ehe ich —" und hier begann das Auge des Priesters wunderbar zu leuchten — „den Zügel fahren lasse, will ich mein Leben daran setzen! Noch fühle ich Kraft genug in mir, ihnen zu trotzen und wenn mein Zorn sie nicht verscheucht, sie mit eiserner Hand nieder zu schmettern."

Die Wallung des Paters ließ nach und mit der vorigen Ruhe sagte er zu Emanuel:

„Ich will die Zeit nicht mit hohlen, nichtssagenden Reden verbringen; ich will handeln, und dazu bedarf ich Deines Beistandes, mein Sohn."

Es war nicht zu verkennen, daß die Worte „mein Sohn!" mit einer eigenthümlichen Bewegung ausgesprochen wurden. Allein Emanuel achtete nicht darauf, sondern sagte mit großer Unterwürfigkeit:

„Befehlt mir, was ich thun soll."

„Du sollst mein Secretair sein," entgegnete Pater Hartwig mit bitterm Lächeln, „da meine Kraft noch nicht ausreicht, die Feder so kräftig zu führen, als nöthig

ist. Du wirst niederschreiben, was ich Dir diktire und es flugs Denen zurückbringen, die Dich gesandt haben."

Der Jüngling befolgte die erhaltene Weisung und er schrieb Zug um Zug, Wort um Wort die höhnende Antwort nieder, welche eine gänzliche Mißachtung des erzbischöflichen Befehls und den festen Entschluß aussprach, auf dem Platze auszuharren, den er einzunehmen für gut befunden.

Als das letzte Wort niedergeschrieben war, brachte Emanuel seinem Lehrer die Schrift und ließ ihn Einsicht von derselben nehmen.

„Es ist gut so," sprach dieser. „Drücke nun mein Siegel darauf und rolle sie zusammen. Wenn Du Dich dann genugsam erholt fühlst, magst Du ohne Säumniß die Rückreise beginnen."

„Sobald Ihr befehlt, bin ich bereit," antwortete Emanuel. „Habe ich weiter nichts auszurichten, als dem Herrn Kanzellarius diese Rolle zu übergeben?"

„Weiter nichts. Du bist der stumme Bote und weißt von dem Inhalte der Schrift nichts."

„Das darf ich nicht sagen. Ich selbst habe die Worte niedergeschrieben und der Kanzellarius kennt meine Hand."

„Wohl bedacht. Du wirst dann noch hier bleiben und dieselbe mit verstellter Handschrift noch einmal abschreiben. Hättest diese Vorsicht gleich befolgen können."

„Ihr hattet es nicht befohlen!" entgegnete Emanuel ruhig, und begann sogleich sein Geschäft.

Die Stunden schlichen einförmig hin. Der Pater verbrachte sie, seinem Zustande gemäß, in aufgeregter, verzehrender Thätigkeit, oder in großer Abspannung. Als die Sonne sich neigte, stellte sich das Fieber im erhöhten Maße ein. Er hatte lange und eifrig zu Emanuel gesprochen, und schloß mit den Worten:

„Ich hab's gesagt! Ich weiche nicht vom Platze! Eher vom Leben!"

„So sei es!" sprach Emanuel in sich hinein.

„Und Du reiseſt noch in dieſer Stunde ab.“

„Es ſoll ſogleich geſchehen.“

„Noch einen Augenblick!“ ſagte der Pater. „Mein alter Zuſtand kehrt zurück. Hole mir einen Becher Waſſer und tröpfle etwas von jenem Elixir hinein, das dort auf dem Simms des Kamines ſteht.“

Emanuel gehorchte auch dieſes Mal den Worten des Paters, aber nicht ſo buchſtäblich als früher. Wahrſcheinlich traute er dem Elixire auf dem Simms nicht die Heilkraft zu, wie den ſtärkenden Tropfen, welche des Erzbiſchofes Kanzler ihm mitgegeben, denn er verwechſelte geſchickt beide Fläſchchen miteinander und reichte den verlangten Trunk dar. Hartwig leerte den Becher mit einem Zuge.

Die Wirkung war entſcheidend. Schon nach wenigen Augenblicken flog es wie ein gichteriſches Zucken über das Geſicht des Paters und krampfhaft fuhr er mit der Hand nach dem Herzen:

„Was iſt das? Welcher nie empfundene Schmerz? Glühhitze überſiedet mich und droht mich zu verzehren.“

„Befehlt Ihr noch einen Becher Waſſer?“ fragte Emanuel gleichmüthig.

„Ja! Waſſer! Waſſer! Und ſchnell!“ entgegnete der Pater in großer Erregung, und krümmte ſich vor Schmerz. Plötzlich fuhr er, ein Bild des Jammers in die Höhe und ſtieß Emanuel zurück, der ſich ihm mit einem Becher näherte.

„Fort mit dem Waſſer! Bringe mir geglühten Wein! Todesſchauer machen mich beben. Mir iſt, als läge ich im kalten Decemberſchnee auf freiem Felde.“

Sein unſtäter Blick ſtreifte den Simms des Kamins und er ſchrie laut auf. Emanuel ſprang herzu:

„Was fehlt Euch, ehrwürdiger Herr?“

„Wo iſt das Elixir, welches ich Dir vorhin zeigte. Das Fläſchchen, welches jetzt dort ſteht, iſt ein anderes! — Unglückskind, was iſt geſchehen?“

„Ich verſtehe Euch nicht.“

„Du verstehst mich nur zu wohl. Du hast mir nicht von dem Elixir gegeben, das ich Dir bezeichnete und dessen wohlthätige Wirkung ich nur zu wohl kenne. Du hast mir von jenem gegeben, und in ihm ist der Tod."

Emanuel schwieg.

„Rede die Wahrheit, Knabe! Wer gab Dir jenes Elixir, das den Tod in sich trägt."

„Aus den Händen des Kanzellarius habe ich es empfangen. Er nannte es ein herrliches Mittel gegen jede Krankheit, am untrüglichsten aber gegen das Marschfieber, welches Euch heimsucht. Darum glaubte ich, seiner Weisung folgen zu dürfen; ich gab Euch davon zu trinken."

„Und hast mich vergiftet!" schrie der Vater. Emanuel blieb unbeweglich.

„Wehe Dir, wenn Du es bewußt thatest! Dreifach trifft Dich die Strafe des Himmels! Die Hölle streckt zähnefletschend ihre Krallen nach Dir aus, denn Du hast — Kind der Sünde und des Fluches! — Du hast Deinen Vater vergiftet!"

„Was sagtet Ihr?" rief Emanuel außer sich. „Meinen Vater? Du bist mein Vater?"

„Ich bin's. Meinen Fehltritt büße ich hart; ich sterbe durch ihn. Wehe mir und Dir!"

„Wehe! Wehe!" sprach Emanuel dumpf vor sich hin.

„Ich hatte Dich zum Manne erzogen. Noch eine kurze Prüfungszeit und ein herrliches Loos war Dir beschieden. Du solltest herrschen auf dem Throne, den ich Dir erbaute! Nun ist Alles hin! Flieh, Unglückseliger, belastet mit dem Fluche des Vatermörders."

Noch eine kurze Zeit und der Vater lag entseelt. Niemand erfuhr es. Nur Emanuel hätte es verkünden können, aber er war spurlos aus der Burg verschwunden. Seine Anwesenheit war dort kaum bemerkt, außer dem Pförtner hatte Keiner mit ihm gesprochen und als dieser, in tiefer Nacht geweckt, aus dem Hause stürzte, flog er, sich bekreuzigend zurück, denn vor ihm stand Emanuel, mit vor Angst und Schrecken verzerrtem Gesicht. Er ver-

mochte nicht zu reden, sondern deutete mit ängstlicher Hast auf das Thor. Als der schlaftrunkene Pförtner ihn endlich begriff und zögernd öffnete, flog Emanuel mit Windeseile hinaus.

Er kehrte in der Nacht nicht zurück. Er ist nie wiedergekehrt. Aber nach einigen Tagen trugen die Wellen des Kudensee einen jugendlichen Leichnam auf ihrem Rücken, den sie an einer, selten von dem Fuße eines Menschen betretenen Stelle an das Ufer warfen.

Es war die Leiche Emanuels.

Eilftes Kapitel.

Der Sillmond ist da.

Der Tod des Pater Hartwig hatte in der Burg selbst nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und von allen ihren Bewohnern war der Pförtner der Einzige, der ihn aufrichtig beklagte.

Aber desto fühlbarer ward er der neuen Geistlichkeit des Landes, welche ihren treuen Beschützer mit ihm verlor. Die verdrängten Priester dagegen erhoben wieder muthig ihr Haupt und in geistlichen Dingen schien allgemach die alte Ordnung zurückzukehren. Mehrere Anhänger des schnell gestiegenen und noch schneller gestürzten Günstlinges, die gleich in der ersten Zeit die kühnsten Uebergriffe gewagt hatten und die Verantwortung fürchteten, räumten unaufgefordert das Feld, noch Andere wichen den täglich eindringlicher werdenden Ermahnungen, die aus den Gemeinden an sie ergingen; einige Wenige suchten sich mit ihren Vorgängern im Amte zu einigen, um mindestens etwas aus diesem unerwarteten Schiffbruche zu retten.

Auf den Grafen Rudolf und seine Gemahlin hatte dieser Wechsel der Dinge nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht. Elisabeth, die in Hartwig stets nur ein

Hemmniß ihrer ehrgeizigen Pläne gesehen hatte, freute sich fast dieses Ausganges. Rudolf sprach wenig darüber und warf nur einmal gegen den Junkherrn von Miltenberg die Worte hin:

„Ist mir nur aufrichtig leid, daß ich ihm jetzt nicht beweisen kann, daß es mit all' seiner geträumten Herrlichkeit nichts war, da er die Macht des Schwerdtes übersah. Hätte er es über sich gewinnen mögen, sich mir unterzuordnen, so hätten wir Beide es zu etwas Großem bringen können. Aber er kehrte seine Waffen gegen mich und unterlag. Ich werde jetzt ärndten, wo er gesäet."

„Und das ist mein Seel gut, Herr Graf," entgegnete der Junkherr, dem dies Gespräch nicht besonders zusagte und ihm deshalb eine andere Wendung zu geben suchte. „Die alte Saat wird mit jedem Tage knapper und es sind viele Mäuler, die gestopft sein wollen. Der neue Zehnten wird uns Allen willkommen sein."

„Der Aerndtetag kommt und seid versichert, die Bauern kommen auch. Sie haben meine Rüstungen gesehen und leicht mögen sie denken, es könnte eben so gut auf sie gemünzt sein, als auf die Holsteiner. Damit es aber nicht scheine, als zeigten wir irgend einige Furcht und als bedürfe es anderer Maaßregeln, als unseres bloßen Wortes, um sie zum Gehorsam anzuhalten, so sollt Ihr und Herr von Windbergen Euch mit Euern bewaffneten Haufen entfernen. Die Richtung deute ich Euch später an. Mit dem Bauernvolk will ich hier schon allein fertig werden. Erst die Unterwerfung, dann der neue Vertrag."

„Es wird Euerm Befehl genau nachgelebt werden, wie immer. Ob es aber rathsam sei, die Burg so absichtlich von Vertheidigern zu entblößen, wäre doch der nähern Ueberlegung werth," entgegnete der Junkherr bedenklich.

Der Graf warf den Kopf stolz in den Nacken:

„Bleibe ich nicht hier? Oder haltet Ihr diese Hand nicht stark genug, um den Zügel straff anzuziehen und dem Volke zuzurufen: Bis hierher und nicht weiter! Geht, Junkherr, und ordnet Euere Schaaren! Noch vor Sonnen-Untergang sollt Ihr Euere Weisung empfangen. Gebt dem Ritter vorläufig davon Nachricht."

Das that der Junkherr und um die vierte Nachmittagsstunde waren die beiden Vasallen des Grafen an der Spitze ihrer Haufen aus der Böckelnburg geschieden und ritten eine Weile mitsammen. Als die Trennungsstunde kam, sagte der Junkherr lachend:

„Habt Ihr schon daran gedacht, welcher Ort uns angewiesen ist? Ihr dürft nur die Hand umdrehen, so habt Ihr die Thorflügel von Miltenberg in der Hand und ich kann bequem den Duft des Bratens einschlürfen, der Eurer Küche entsteigt, vorausgesetzt, daß wirklich Braten drein gefunden werden. Was kann die Absicht des Grafen dabei gewesen sein, Ritter?"

„Laßt mich mit Euern ungesalzenen Redensarten ungeschoren!" entgegnete der Ritter mürrisch. „Ich habe mit Euerm Steinhaufen nichts mehr zu thun, und werde mich hüten, ihm zu nahe zu kommen. Daß Ihr Euch aber nicht in meiner Behausung den Magen überladen sollt, davor ist bereits gesorgt. Ich habe einen treuen Wächter meines Eigenthums zurückgelassen."

„Einen wahren Höllendrachen, in der Gestalt Eures Voigtes!" lachte Miltenberg. „Wenn Ihr Euch mit dem Pabste gut ständet, könntet Ihr Seine Heiligkeit bitten, ihn schon bei Lebzeiten selig sprechen zu lassen. Er ist für das geistige Wohl Aller, die ihm untergeben sind, so sehr bedacht, daß er sie ihres irdischen Besitzes nach und nach entkleidet, damit sie vollauf Zeit behalten, sich um ihr ewiges Heil zu bekümmern. Ihr seid ein glücklicher Mann, Herr Gotthold, denn Ihr herrscht über eitel Auserwählte."

Mit diesen Worten sprengte der Junkherr lachend von dannen und seine Schaar hinter ihm drein. Der

Ritter aber, der ihn schon keiner Antwort gewürdigt hatte, runzelte die Stirn und sagte vor sich hin:

„Ich habe den leichtsinnigen Burschen nie leiden können, und es ihm stets nachgetragen, daß er so maßlos unsinnig das Seinige verschleuderte. Aber seit er mir so arg mitgespielt und mich fast zu einem armen Manne gemacht hat, bin ich ihm vollends gram und ich stehe nicht dafür, daß ich nicht ehestens eine Gelegenheit aufsuche, ihn kalt zu machen zum Dank für die Bosheit, womit er mich so oft in Feuer gebracht hat. Er soll mir's noch büßen. Zur Vorsicht, daß er mich doch nicht überrumpelt, denn er ist jedes Betruges voll, will ich an Lütke Boik noch einen Boten senden! Hole der Teufel alle Verschwender und sei des redlichen Mannes sauer erworbenes Eigenthum dem Schutze des allmächtigen Gottes befohlen!"

Und so sich tröstend zog der Ritter um Vieles beruhigter seine Straße, wenig daran denkend, wie kurze Frist ihm gegeben, sich daran zu ergötzen, daß er sich Zeit seines Lebens abgemüht für Rauch und Wind, so wenig als es dem Junkherrn in den Sinn kam, daß er bald dort stehe, wo er Rechenschaft geben solle, wie er mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert. Und so lassen wir sie für immer ziehen, dem dunklen Verhängnisse entgegen.

Im Lande waren unterdessen von den Herrenleuten die Bewegungen der Schloßgesessenen nicht unbemerkt geblieben, aber sie hatten sich nicht daran gekehrt. Es ging dort Alles seinen gemessenen Gang, keine Berathungen, keine Besprechungen fanden statt, weder in den einzelnen Karspeln, noch in der Meenheit, keine Boten flogen hin und her, keine drohenden Bewegungen wurden irgendwie wahrgenommen. Das gereifte Korn ward abgeärndtet und eingefahren, auf den Tennen ward lustig gedroschen und die Säcke füllten sich mit den goldenen Körnern, die des Landmannes Stolz und Freude sind.

Der Michaelistag nahte heran. Auf den Gehöften

war eine geschäftige Bewegung. Da wurden die zehntpflichtigen Säcke aus den Scheuern geschleppt und auf die Wagen geladen, die Pferde wurden tüchtig gefüttert, um die schwere Last desto leichter zu ziehen, die Knechte wurden mit Speise und Trank reichlich versehen, wenn sich ihnen — wie zu vermuthen — die Vorrathskammern der Burg nicht öffnen sollten, und die Herrenleute hielten sich nicht für zu gut, ihr Gefährte zu begleiten, um den schuldigen Zins selbst abzuliefern, wie das eigends zur Bedingniß gestellt war. Durch solches Verlangen wollte der Graf eigentlich die Bauern zur Widersetzlichkeit zwingen, um einen Vorwand zur Strenge zu haben. Allein diese dachten nicht daran, den Gehorsam zu verweigern; es schien, als sei jeder Geist des Widerspruches aus dem Lande Ditmarschen verschwunden. Die Dummen jauchzten, die Klugen schüttelten die Köpfe und wurden ausgelacht.

Etheler hatte auf dem Heine-Viert Alles zum Auszuge bereiten lassen. Als er selbst zur Reise gerüstet aus der Dönse trat, kam ihm Telse mit freudigem Gesicht entgegen: „Freut Euch, Ohm Etheler! Es kommt eine glückliche Botschaft in's Haus."

„Wer sendet sie?"

„Euere Kinder. Sie sind munter und gesund dort angelangt, wo das Land Franken beginnt und der Wein an der Sonne reift. Kann es mir zwar nicht vorstellen, wie das ist, aber der Bote harrt Eurer draußen und wird's bekräftigen."

„Das ist eine gute Kurzweil für unterwegs; der Bote soll mich ein Stückchen begleiten. Hast hoffentlich für den Mann gesorgt, Kind, und ihm seine Behörniß *) gegeben?"

„Alles in Ordnung, Ohm! Aber Ihr solltet nicht länger säumen. Mein Bräutigam ist mit den Seinigen schon eine tüchtige Strecke voraus, und der alte fromme Eddo mitten unter ihnen. Ich darf doch mit Euch?"

---

*) Was Jemandem zukommt.

„Versteht sich, Telse! Du bist nothwendig dort. Weißt ja, was Dir zugesagt ist!"

„Gott sei gepriesen! Wer hätte gedacht, daß ich auf solche Weise noch meinen Einzug in die Böckelnburg halten sollte."

„Dir ist's prophezeiht und ich hoffe, die Prophezeihung trifft ein! Nun aber wollen wir keinen Augenblick länger säumen!"

Auch vom Heine-Viert setzten sich jetzt die Steuerpflichtigen gegen die Böckelnburg in Bewegung.

Und der Michaelistag brach an.

Noch vor dem Grauen des Tages war im Schlosse unruhige Bewegung. Man wußte, was geschehen sollte im Laufe des Tages, aber man wußte nicht, wie es geschehen würde, und darum war man gerüstet. Es war für die erwarteten Bauern kein Bankett angeordnet; im Gegentheil war der Voigt sammt dem Rüdenmeister und den andern Burgleuten angewiesen, so wenig Umstände als nur möglich zu machen, ja selbst die Peitsche nicht zu schonen, wenn sich Einer widerspänstig zeigen sollte.

Der Burghof ward von Fackeln erhellt und die Insassen tummelten sich wacker, denn groß waren die angekündigten Zufuhren und jeder Raum, der irgendwie vorhanden war, mußte benutzt werden, um den zu erwartenden Segen unterzubringen. Der Hof war freilich sehr geräumig, aber der Bauern gab es Viele im Lande und manches Gefährte ward nöthig, um die von dem Segen der Felder strotzenden Säcke zu befördern.

Der Burgvoigt hatte seine Vorkehrungen mit vieler Umsicht getroffen. Durch das große Thor von Westen her wollte man die Wagen einziehen lassen. Die Herrenleute sollten, der Dienerschaft zum Spotte, durch diese gezwungen werden, die Säcke selbst abzutragen und den Inhalt derselben in den Gewölben aufzuschütten, dann aber sollten die leeren Wagen durch das Pförtlein, welches an der Ostseite belegen war, wieder abfahren.

Der Böckelnburger hatte diesen Steuertag betrachtet wie ein Fest und darum befand sich auch mancher Gast in der Burg, der Zeuge der Kränkungen sein wollte, die auf den Bauer herabfallen würden. Und obgleich am Abend das Bankettiren und Trinken in der Halle bis tief in die Nacht hinein gewährt hatte, waren doch mit dem Anbruch des Tages Wirth und Gast auf den Beinen. Es hatte sich mancher hochnasige Gesell hinter dem vollen Becher gerühmt, wie er auf dem Rücken der Bauernkerle herumtanzen wollte, der nun mit halbwüstem Kopfe überlegte, wie er es anfangen sollte, sein Wort wahr zu machen und dabei nicht in die Stiefeln finden konnte. So stolperte Alles drinnen unter und übereinander, fluchend und schimpfend und noch war Niemand auf dem mit Bannern und farbigen Teppichen geschmückten Söller erschienen, als die Stimme des Voigtes erschallte, der es dem Grafen ansagte, wie der Zug der Bauern heran nahe und daß er es selbst gesehen habe, wie sie demüthig, mit zu Boden geschlagenen Augen, den Hut in der Hand, neben den schwer bepackten Wagen hergingen.

Auf diese Nachricht trat der Graf mit seiner Gemahlin auf den Söller hinaus und sagte:

„Da kommen sie! Und aus ihrer ganzen Haltung mag man schließen, daß sie recht gut wissen, welchen Empfang wir ihnen hier zu Theil werden lassen. Voigt! Ihr öffnet die Pforte nicht und gewährt die Erlaubniß dazu erst dann, wenn sie bescheidentlich angeklopft und in Demuth ihr Begehr ausgesprochen haben. Dann sollt Ihr aus übergroßer Gnade und Barmherzigkeit ihnen willfahren."

Ein solcher Auftrag war dem hämischen, aalglatten Voigt höchlichst willkommen, darum eilte er, so schnell er nur konnte, um ihn mit möglichster Pünktlichkeit zu vollziehen.

Der Graf aber schaute von seinem hohen Standpunkte wohlgemuth um sich und sagte zu seiner Gemahlin:

„Seht dorthin, Elisabeth! Erkennt Ihr jenen hochragenden Mann? Das ist der böse Etheler, der uns den Schimpf angethan hat in seinem schlechten Bauernhause, zum Dank dafür, daß wir uns so weit herabließen, ihn an unsrer Tafel zu bewirthen."

„Er soll sich noch tiefer herablassen," murmelte die Gräfin vor sich hin und sprach dann mit erhobener Stimme:

„Und wenn er sich, demüthiger wie ein Knecht, unter der aufgebürdeten Last beugt, wäre es mir eine Wonne, wenn er sich nimmer erhöbe."

Dabei blickte sie im Kreise auffordernd um sich her, wo nun schon mehrere der großprahlerischen Gesellen, welche die Burg beherbergte, sich eingefunden hatten. Sie neigten sich vor der Herrin, zum Zeichen, daß sie Bedacht nehmen wollten, das Gebot der Dame zu erfüllen und sie wären gewiß gleich in den Burghof hinabgestiegen, wenn nicht das Wort des Grafen sie einstweilen zurückgehalten hätte.

In diesem Augenblicke ward gegen das Burgthor geschlagen, und die barsche Stimme des Voigtes fragte:

„Wer ist draußen?"

Da erscholl die Antwort: „Das zinspflichtige Ditmarschen. Es bringt den Kornzehnten zur Burg und will den gestrengen Herrn Grafen um die Gnade bitten, ihn anzunehmen."

„Das heißt Euch Gott sprechen, daß Ihr Euch also höflich und gesittet ankündigt," antwortete der Voigt. „Aus dieser Rücksicht soll Euch aus besonderer Gnade und Barmherzigkeit gewillfahrt werden, statt daß man Euch, wie Ihr es verdient hättet, erst stundenlang in Sturm und Wetter harren ließe."

Ein halbunterdrücktes Murren ward vernommen, aber nur leise, und verstummte zugleich in Eile.

Auf einen Wink des Voigtes öffnete sich jetzt das Thor und der erste mit Korn beladene Wagen fuhr hindurch. Die Schloßknechte sprangen hinauf, fanden wohl-

gefüllte Säcke und deuteten dem Bauer mit barschen Worten an, wo er sie abladen sollte. Gehorsam folgte dieser der erhaltenen Weisung.

Mit gleicher Umständlichkeit fuhr der zweite Wagen ein. Aber gleich hinter diesem kam mit äußerster Schnelle ein dritter und vierter. Zugleich wurden der Männer, die jedes Gefährte begleiteten, so Viele, daß es den Schloßleuten nur möglich gewesen wäre, auf die Wagen zu springen, wenn sie Gewalt gebraucht hätten. Dazu verging ihnen aber die Lust, wenn sie die großen eichenen Stäbe sahen, welche Jene in den Händen trugen, und die trotzigen Blicke, womit sie die Knechte anschauten, welche Miene machten, Hand an die Säcke zu legen.

Mit steigender Unruhe sahen die Knechte, was sich hier unten begab, während man auf dem Söller durchaus keine Ahnung von etwas Ungewöhnlichem zu haben schien, sondern unbefangen weiter plauderte.

„Um Gott, was wird das?" flüsterte einer der Knechte, der ziemlich unsanft von den Bauern zurückgestoßen ward, seinem Gefährten zu. „Das scheint mir nun und nimmer richtig. Es giebt ein Unheil!"

„Das fürchte ich auch!" war die Antwort. „Sieh doch nur den Wagen da. Er ist wohl mit Säcken beladen, aber in diesen Säcken ist kein Korn!"

„Du erschreckst mich! Was soll denn darin sein?"

„Was weiß ich's? Aber doch . . . . Wie bin ich erschrocken!"

„Kerl! Du wirst schneeweiß! Was ist Dir?"

„Ach Gott! Sieh doch nur! Einer der Säcke ist zerrissen und daraus sieht ein Menschenfuß hervor."

„Das müssen wir dem Grafen sagen! Wer doch nur durch das Gedränge hindurch könnte! Kein Augenblick ist zu verlieren!"

„Wer wird Umstände machen? Kann ich nicht selbst zum Söller hinauf, so will ich es dem Herrn zuschreien." Und mit lauter Stimme begann er:

„Verrath, gnädigster Herr Graf! Verrath . . . ."

Aber in diesem Augenblicke packte ein nebenher gehender Ditmarscher ihn so fest an der Kehle, daß er keinen Ton mehr hervorbrachte und sich vor Schmerzen krümmte, als die Nachfolgenden über ihn hinwegschritten.

Graf Rudolf hatte die warnende Stimme seines Dieners nicht gehört. Er schaute vielmehr mit großem Wohlbehagen auf das Getümmel unter sich und wurde dann erst ungeduldig, als er gewahrte, daß sich der Burghof immer mehr mit Fuhrwerk füllte, ohne daß irgend eines derselben abgeladen wurde und wieder durch die bezeichnete Pforte abfuhr.

„Wo ist der Voigt?" rief der Graf mit seiner Donnerstimme und lehnte sich weit über den Söller hinweg. „Ist er zu lässig, um seine Pflicht zu thun, und diese Bauernhunde zum Abladen und Aufmessen anzutreiben, so will ich es ihm eintränken und statt seiner den Rüdenmeister schicken, der mit solchem Vieh besser umzugehen weiß. Hollah an's Werk! Rüdenmeister! Laßt Euere Bestien los und greift zur Peitsche!"

Mit lautem Murren wurden diese Worte des Grafen von der Bauernschaft aufgenommen und drohende Bewegungen wurden gemacht, als sich Etheler auf sein Gefährte schwang und hoch aufrecht stellte. Auf seinen Wink entstand im Burghofe augenblicklich eine Todtenstille.

Der Bauer streckte die Hand gegen den Söller aus und rief zu dem Grafen hinauf:

„Was sagst Du, Graf von Ditmarschen? Sind die Bauern in Deinen Augen Hunde?"

Als der Graf den Mann gewahrte, der ihm schon so manchen Verdruß bereitet und vor dem er, ohne zu wissen warum, stets einige Furcht empfunden hatte, rief er glühend vor Zorn:

„Ja! Du roher, übermüthiger Gesell, das habe ich gesagt. Hunde seid Ihr, sammt und sonders, jammervolle Hunde, und Du bist der räudigste von allen, der noch heute auf den Schindanger muß!"

„Hunde beißen!" rief Etheler mit überlauter Stimme. „Hollah, Ditmarschen! Rappele Dich auf und fletsche Deine Zähne! Wehre Dich, Graf Rudolf! Das ist die Zehntenjagd der Ditmarscher und ihre wilde Meute kommt über Dich!"

Ein schreckliches Gebrüll aus vielen hundert Kehlen erhob sich an allen Enden des weiten Burghofes. Auf allen Wagen ward es lebendig.

Eine kräftige Stimme sang dazwischen:

„Rühret die Hand!
All' für das Land!
Rühret die Hand!
Nach dem Schwerdte der Brand!"

Und als der Gesang verhallte, erscholl der markige Ruf dazwischen:

„Löset die Bänder!"

Und die Bänder wurden gelöst. Die Säcke fielen leer herab. Bewaffnete drängten sich Mann an Mann. Aexte und Schwerdter wurden geschwungen; auf die langen Spring- und Wanderstäbe steckte man scharfe eiserne Spitzen.

Eine nicht zu beschreibende Verwirrung entstand auf dem Söller. Die weibliche Dienerschaft der Gräfin entfloh mit bangem Weheruf. Der Graf riß das Schwerdt aus der Scheide und flog die Treppe hinab; seine Junkherren und Leibknappen hinter ihm drein.

„Vorwärts für unsere Freiheit!" rief Etheler, vom Wagen springend und zerschmetterte einem Knappen, der sich ihm entgegen warf, den Hirnschädel.

Der Angriff ward allgemein. Die Schloßleute, von dem Unerwarteten verwirrt und betäubt, vermochten nichts gegen ihre wüthenden Gegner; sie flehten mit bebenden Lippen um Gnade und sanken wimmernd unter furchtbaren Streichen. Es war kein Kampf des Wehrhaften mit dem Wehrhaften: es war ein wildes Schlachten und Würgen.

Die Gräfin war allein auf dem Söller geblieben.

Wie eine Nebelwolke plötzlich reißt und die bisher verhüllte Gegend sich im hellsten Lichte zeigt, stand das Schicksal des Tages im leuchtenden Glanze vor ihr.

„Verloren! Verloren! Den Bauern zum Spotte! Verenden unter den Fußtritten des Knechtes!" kreischte sie und eilte in das Innere der Burg.

Unterdessen begann der Kampf draußen immer wilder zu toben, denn die Junkherren und Knappen, welche in der Burg selbst gewesen waren, stürzten sich in die dichtesten Haufen und hageldicht fielen ihre Streiche auf die Feinde herab, welche sie so keck überlistet hatten.

Zwölftes Kapitel.

Die Trümmer der Böckelnburg.

Und als der Kampf im Burghofe recht wild und toll über und unter einander sich entlud, erschien Graf Rudolf, von seinen treusten Junkherren umgeben, unter dem Portal. An der Spitze eines Truppes jugendlich kräftiger Landleute stand Reimer Dulk ihm gegenüber und streckte dem Grafen sein Schwerdt entgegen.

„Wie nun, Graf von Ditmarschen! Wirst Du nicht jetzt eine andere Weise anstimmen? Ich stehe heute zum zweiten Male in Deinem Burghofe und Du bist so höflich, zu mir herab zu kommen. Daran thust Du recht! Es giebt vielleicht wieder ein stinkend Vieh nach dem Schindanger zu karren und wir könnten diese Arbeit gemeinsam verrichten; nur daß ich diesmal den Treiber machte!"

Statt aller Antwort schleuderte der Graf seinen stählernen Streitkolben mit solcher Kraft nach dem Kopfe des Bauern, daß dieser zerschmettert wäre, hätte der Wurf getroffen. Aber die Besonnenheit hatte den Grafen verlassen und die gefährliche Waffe flog über den Kopf des Bauern hinweg.

„Das war schlecht gezielt, Graf Rudolf!" lachte Reimer Dulk und sprang mit geschwungenem Schwerdte einen Schritt vor. „Wenn Du so fortfährst, wirst Du eine schlechte Jagd machen. Der Eber ist verwundet und wendet sich gegen Dich. Frisch! Lege Deinen Spieß ein und sieh', ob Du mich abfangen kannst. Du mußt daran!"

Und mit eilender Hast flog Reimer Dulk dem Grafen entgegen, der jetzt mit seinen Gesellen vollends aus dem Portal herausdrängte und sich mit seinem Schwerdte in den dichtesten Haufen hinein mähte. Die erbitterten Gegner trafen aufeinander und schlugen sich mit der heftigsten Wuth; aber das Gedränge um sie her ward zu dicht und sie wurden getrennt, ohne daß Einer dem Andern den Tod gegeben hatte.

Etheler schritt über den Kampfplatz hin. Fast überall waren die Bauern Sieger. Es gab nichts mehr für sie zu thun. Müßig standen sie auf ihre Waffen gestützt und sahen gleichgültig auf die am Boden liegenden schwer Verwundeten und Sterbenden. Keine barmherzige Hand streckte sich helfend nach ihnen aus. Ihr klagendes Gewimmer fand keinen Eingang in jene versteinerten Herzen.

„Ihr habt gut aufgeräumt, Jungens!" rief Etheler seinen Gefährten zu, als er seine Runde vollendet hatte. „Wenn der gestrenge Herr Graf das Leben davon bringen sollte, wird er dieses Tages gedenken fort und fort, dessen bin ich gewiß. Aber sagt mir, sind das Alle, die hier um Euch her liegen? Ich denke, die hochgräfliche Meute war ansehnlicher und wahrscheinlich hat sie sich in der stattlichen Burg verkrochen."

„So wollen wir sie herausholen."

„Brav gesprochen. Ihr könnt's aber bequemer haben und sicherer, als wenn Ihr in den alten Steinhaufen kriecht."

„Wie meint Ihr das, Etheler?"

„Ihr müßt sie zu Euch herauskommen lassen."

„Sie werden sich hüten."

„Zwingt sie. Sagt mir, was macht eine Ditmarscher Hausfrau, wenn sie die frisch gemachten Würste am Wiem*) aufhängt?"

„Sie macht Feuer an auf dem Heerde und läßt den Rauch längs den Rechtern**) ziehen."

„Nun, so macht es auch so. Und wer dann nicht geräuchert werden will, wie eine Beutelwurst, kriecht von selbst aus seinem Verstecke hervor."

Mit lautem Freudengeschrei stürzten die Männer auseinander. Große Haufen von Reisig und Holz wurden vor verschiedenen Eingängen zusammen gethürmt und in Brand gesteckt; nur zwei kleine Seitenpforten ließ man frei, um durch dieselben die Versteckten aus ihrer Verborgenheit in's Freie zu locken.

Die Flammen züngelten an dem Mauerwerk hinauf und drangen durch Thüren und Fenster in das Innere der Burg. Das wilde Geschrei der von Blut und Bier berauschten Bauern, das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden, das Prasseln des Feuers, das Zusammenstürzen des Gebälks: es war eine Scene, wie sie glückliche Augen nimmer geschaut haben.

Die Dirnen im Schlosse hatten sich um die Beschließerin geschaart und umtanzten diese in immer engeren Kreisen. Sie spieen ihr in's Gesicht, sie rissen ihr die Haube vom Kopfe, die Kleider vom Leibe und schlugen sie wund. Dann warfen sie dieselbe zu Boden, schoren ihr die Haare ab und warfen sie, gleich einem Fangball, von einer Hand in die andere.

Da erschien die Gräfin plötzlich mitten unter den lärmenden und tobenden Mägden:

„Was treibt Ihr hier! Laßt ab von dem Weibe!"

Mit zitternder Eile warf sich Jungfrau Maria ihrer Gebieterin zu Füßen:

---

*) Querbalken unterm Dache.

**) Dachsparren.

„O meine gnädigste Herrin! Welch ein Tag des Grauens bricht über uns herein. Heilige Mutter Gottes, stehe uns bei und sende uns einen Engel, der uns mit seinen Gnadenfittichen beschirmt! — Ach, meine gnädigste Gebieterin! Steht mir bei! Helft! Rettet!"

Als die Dirnen die Gräfin gewahrten, ließen sie von der Beschließerin ab und näherten sich ihr mit drohenden Gebehrden. Jene stand unbeweglich. Was in ihrem Innern vorging, konnte Niemand errathen, aber äußerlich sah es ihr Keiner an, daß die gewaltigen Ereignisse sie auch nur im Geringsten erschütterten.

Da schlugen die züngelnden Flammen zum Fenster hinein und die Dirnen stoben laut schreiend auseinander. Mehrere derselben bemächtigten sich der Gräfin und rissen sie mit sich fort.

„Was wollt Ihr mit dem Weibe?" fragte Eine aus der Menge. „Ihr wollt sie doch wohl nicht gar retten?"

„Ich würde Die umbringen, die es thäte! Sie war unser Plagegeist lebenslang."

„Dafür wollen wir jetzt sie plagen! Laßt sie nur mit uns kommen."

„Nehmt sie nicht mit! Laßt sie hier im Dampfe ersticken! Das ist ein schrecklicher Tod und sie hat ihn zehn Mal um uns verdient."

„Nein! Nein! Sie muß mit uns in den Burghof hinunter! Sie soll nicht hier bleiben."

„Ja! Ja! Hinunter mit ihr. Dort wird ein offenes Thing *) gehalten und sie soll vor allem Volke beichten und verurtheilt werden."

„Und soll vor allem Volke sterben, wie sie vor allem Volke gesündigt hat!"

„Ein Teufel ist's in Weibergestalt, die Gottes Gebote gehöhnt hat ihr Lebelang! Fort mit ihr! Fort!"

„Fort! Fort! Hinaus!"

---

*) Gericht. Thingtag, Gerichtstag (Dingstag oder Dienstag).

„Mich laßt hier!“ wimmerte mit bangen Flehenswworten die Beschließerin, nach welcher sich mehrere Hände zugleich ausstreckten. Sie gedachte mit steigender Angst der Qualen, für welche sie aufgespart werde, und bat: „Mich laßt hier sterben!“

„Hört die falsche Katze!“ rief eine der Mägde. „Hier gedenkt sie still und ruhig am Feuer zu schmoren. Die ist nicht dumm!“

„Werdet es doch nicht leiden? Ich habe ihr etwas weit Besseres zugedacht! Aber sollen wir nicht mit Sang und Klang abziehen?“

„Wie meinst Du das?“

„Der alte Drache soll sterben. Dem Sterbenden pflegt man vor seinem Tode noch eine Güte zu thun. Prügeln war ihres Lebens Lust. So laßt sie sich noch einmal recht satt prügeln. Ich habe da eben eine tüchtige Ruthe gefunden.“

„Wen soll sie denn prügeln? Dich etwa?“

„Wen anders, als unser Aller Plage? Wen anders, als die stolze, vornehme Gräfin, die sich an unsern Qualen geweidet hat, so lange sie lebt. Mag sie jetzt auch ein Mal schmecken, wie es thut, wenn die wundgeschlagenen Stellen wie Feuer brennen und blutende Striemen den Rücken bedecken.“

Mit lautem Entzücken ward dieser Vorschlag angenommen und der Beschließerin die Ruthe in die Hand gegeben:

„Schlage zu, Teufel, schlage zu!“

Zitternd und bebend stand das Weib da, ungewiß, was sie thun sollte und ob, wenn sie sich weigere, den Mägden zu gehorchen, ihr Loos nicht noch ein schwereres sein werde. Die Gräfin aber, die bisher fast regungslos gestanden, trat rasch einen Schritt vor und rief mit lauter Stimme:

„Weicht mir aus!“

Und die Mägde, welche zeitlebens dieser Stimme mit Zittern und Zagen zu gehorchen gewohnt waren,

wichen auch dieses Mal vor der entschiedenen Haltung zurück und die Gräfin ging unangefochten hindurch. Aber kaum war sie einige Schritte fort, als die Dirnen sich ermannten, und die Beschließerin in ihre Mitte nehmend, stürmten sie mit lautem Kreischen hintendrein.

Der Kampf im Burghofe hatte fast ausgewüthet. Die Schloßgesessenen waren überwunden und nur an einzelnen Punkten wurde noch ein schwacher Widerstand geleistet.

Reimer Dulk hatte unermüdlich gekämpft und stand nun da, auf sein Schwerdt gestützt, den Kampfplatz überblickend.

Telse Krey, welche sich mitleidig der Verwundeten angenommen hatte, eilte zu ihm:

„Bist Du verwundet?"

„Nein, Dirne! Gott hat mich wunderbar erhalten, und mein Herz ist freudiger Bewegung voll."

„Und was regt Dich so auf, daß Dein Auge leuchtet?"

Er faßte die Hand der Magd und sprach rasch: „Jetzt ist das Wort wahr geworden, das wir zu erfüllen beschworen haben."

„Ja!" fiel Telse lebhaft ein. „Das Haus des Tyrannen ist gebrochen und bald liegt es in Asche."

„Und somit ist alle Schmach von mir genommen. Ich stehe rein vor dem Volke da und fortan wird mir nur Freude zu Theil. Die Trümmer dieser Burg werden der Altar unseres Bündnisses sein."

„Dürfen wir in einer so ernsten Zeit an einen solchen Tag der Freude denken?" fragte Telse. „Die Hand des Grafen und noch mehr die seines unnatürlichen Weibes hat schwer auf uns gelegen; aber die Rache erfüllt sich. Sie sind hart von ihr getroffen, denn Alles, was sie auf Erden galten, ist spurlos vertilgt."

„Was hindert uns also?"

„Ich fürchte mich davor, mein Glück auf einer so blutigen Grundlage zu erbauen."

„Was sprichst Du da, Dirne?" fragte rasch Reimer

Dulk. „Du wirst nicht Dein Wort zurücknehmen wollen, das Du mir feierlich vor Zeugen gegeben hast. Und wenn Du es thust, so suche ich mir den alten Eddo zum Beistande auf, der es nimmermehr dulden wird."

Eddo aber, der unbemerkt näher gekommen war und die Worte seiner Schutzbefohlenen gehört hatte, trat jetzt herzu:

„Beruhige Dich, mein Sohn, ich werde es auch nicht dulden, denn Du bist in Deinem vollen Rechte. Ich ehre das Gefühl, liebe Tochter, das in Deinem Herzen auftaucht und liebe Dich zwiefach dafür. Aber hört, was ich Euch zu sagen habe. Ihr seid Beide Waisen und ich stehe hier zwischen Euch an Vaters Statt. So nehmt mein Wort denn auch hin, als wäre es von dem Vater an Euch gerichtet. Ich würde an diesem Tage, wo Gottes Gericht so schrecklich über dies arme Land hereinbricht und Schuldige wie Unschuldige mit der Schärfe des Schwerdtes trifft, keinen fröhlichen Hochzeiter heimführen zu der verschämten Braut. Aber zum ernsten Lebensbunde Eure Hände ineinanderfügen und Euch segnen, das kann ich mit gutem Gewissen. Es ist heilsam für den Menschen, wenn er die feierlichen Tage seines Lebens an ein großes Ereigniß schließen kann, es giebt ihm eine höhere Weihe und läßt ihn immer edler und besser werden. Darum sollt Ihr noch heute ein Leib und eine Seele sein. Gott segne Euch Beide!"

Telse umarmte weinend den Freund.

Eddo betrachtete sie mit tiefer Rührung. Aber plötzlich fuhr er erschreckt empor, das Haupt seitwärts neigend:

„Horcht! Was ist das? — Wahrlich! Das sind Töne der Angst und Verzweiflung! Das sind Menschen, die in dem Rauchneste umherirren! Von jenem Eingange her kommt das Wimmern! Laßt uns barmherzig sein!"

Und alle Drei eilten dem nahen Eingange zu. Es war dies einer von den beiden, die man freigelassen hatte, um den Versteckten Raum zur Flucht zu geben. Aber der Wind war von Außen eingedrungen und hatte den sich mit jeder Minute mehrenden Rauch zurückgetrieben.

Reimer Dulk wollte, trotz Eddo's Ermahnungen, in das Innere des Ganges dringen, als ihm die Gräfin entgegentrat. Ihr nach schwankten die Mägde, die auch in diesem Moment der Angst die Beschließerin nicht fahren ließen, aber unwillkührlich in die Kniee sanken, als der erste frische Athemzug sie umwehte.

Telse gewahrte die Gräfin zuerst und trat ihr tieferschüttert entgegen:

„Weib! Blicke auf und siehe, Wer jetzt vor Dir steht!"

„Ich kenne Dich nicht!" entgegnete diese mit klangloser Stimme.

„Du kennst mich nicht? Kennst Telse Krey nicht, der Du das rauhe Gespinnst um die Hand gewickelt und diese gebraten hast? Fürchtest Du Dich nicht vor mir in dieser Stunde?"

„Ich fürchte weder Dich, noch einen Menschen auf Erden. Während meines ganzen Lebens habe ich einen offenen und ehrlichen Kampf gekämpft: den Kampf des Edelgebornen mit dem Knechte um die Herrschaft. Hier wollte ich Siegerin sein, deshalb war ich, was Ihr hart und grausam nennt. Ich mußte es sein, oder ich war verloren, denn giebt man Euch nur einmal nach, ist das Spiel für immer hin. Das danken wir Dir, Graf Rudolf!"

„Und nun Du es verloren hast, Gräfin Elisabeth?" fragte Telse. „Was nun?"

„Nun, meinst Du, ich müßte zu Deinen Füßen wimmern und unter Deinen Tritten sterben. Oder ich müßte, nach Deiner Hütte geschleppt, in Deinem Dienste fröhnden und Gott danken, wenn ich für mein Ungeschick mit einer geringen Züchtigung und einer verschimmelten Brotrinde davon käme."

„Wenn Du wahr sprächest, Gräfin?"

„Es wird nicht geschehen. Vor einer solchen Erniedrigung schützt mich die eigene Willenskraft, die weder Du, noch jene wilden Gestalten in mir vernichten können.

Kann ich nicht mehr leben, wie ich lebte, so will ich enden auf dem Boden, dem ich gehöre und Niemand soll mich hindern, den letzten Gang anzutreten, um an ein würdiges Ziel zu gelangen."

„Schlagt sie nieder! Werft sie zu Boden!" schallte es aus dem Haufen der Umstehenden.

„Wagt es nicht, Hand an mich zu legen!" rief die Gräfin mit lauter Stimme und richtete sich in so majestätischer Haltung auf, daß die Näherstehenden unwillkührlich zurückwichen. „Ich falle als das Opfer eines höhern Geschicks. Aber wie Ihr auch auf meinem Grabe wüthet, Ihr werdet doch erliegen im Kampfe mit der Macht, denn Eure plumpe Hand kann wohl die Majestät beflecken, aber niemals sie besiegen. Auf diese Wahrheit bauend kehre ich heim, von wannen ich ausgegangen bin und können die Mauern meiner Burg mich nicht mehr beschützen, so sollen ihre Trümmer mich begraben."

Und ohne daß irgend Einer aus der Menge es gewagt hätte, sie daran zu hindern, schritt sie dem hohen, steinernen Portale zu. Der Wind hatte sich so gedreht, daß der Eingang zu demselben frei von Rauch war und man die Flammen sah, die im Innern desselben an dem Mauerwerk aufleckten. Unbehindert stieg die Gräfin die Treppe hinan; kaum aber hatte sie das Portal erreicht, als dasselbe krachend zusammenstürzte und in seinem donnernden Falle Alles begrub. Ein Schreckensruf ward gehört. Dann tiefe Stille.

Diese Stille ward gleich darauf von einem wilden bachantischen Lärmen unterbrochen, der von der andern Seite des Burghofes herüberschallte. Hierher waren die Mägde der Gräfin geflüchtet, die Beschließerin mitten unter sich. Als fern von dem sengenden Feuer und dem erstickenden Dampf das Gefühl der Sicherheit in ihnen rege ward und sie frei aufathmeten, kehrten auch die alten Leidenschaften zurück. Mit zornfunkelnden Blicken sahen die Mägde auf den stets bereiten Quälgeist, der

ihre Jugend vernichtet hatte und stießen die wildesten Drohungen aus.

Die Beschließerin sah mit einem Blicke die drohende Gefahr, worin sie sich befand. Sie streckte flehend ihre Arme aus und rief den sie umringenden Mägden zu:

„Um der Wunden Christi willen, was sollen diese Blicke bedeuten? Bedenkt, daß ich ein schwaches, krankes Geschöpf bin, das sich nicht auf den Füßen zu erhalten vermag."

„Das wollen wir doch einmal sehen!"

„Legt keine Hand an mich!" schrie sie verzweifelnd. „Ihr dürft es nicht! Ich bin Euere Obrigkeit."

Ein schallendes Gelächter verschlang diese Worte.

„Mit Euerm Regimente hat's nun seine Endschaft, Ihr alte Hexe! Ihr liegt jetzt am Boden und wir springen auf Euch herum nach unserem Wohlgefallen."

„Ja! Sie soll uns büßen für alles Elend, das sie uns angethan hat den langen geschlagenen Tag."

„Und die Nacht auch! Ja, ja! Manche Nacht hat sie uns eigensinnig das Bischen Schlaf verkümmert."

Die Alte begann zu heulen: „Ich bin ein unschuldiges Lamm! Ein armes, willenloses Ding, das nichts gethan hat, als den Befehl der gestrengen Herrin ausführen. Ach, mir hat bei ihren Grausamkeiten oft das Herz geblutet."

„Schweigt still, Ihr altes Lügenmaul!" rief eine junge Dirne. „Wir wissen wohl, wie Ihr es getrieben habt und dafür müßt Ihr sterben! Kniet nieder, Ihr Teufel von einem Weibe, wie wir so oft vor Euch gekniet haben, ohne daß sich auch nur eine Falte auf Eurer Stirn glättete."

„Barmherzigkeit!" rief die Alte in Todesangst und warf sich zu Boden.

Eine entschlossene Magd trat vor und setzte den Fuß auf ihren Nacken:

„So will ich Dich treten, bis Du Deinen letzten Athemzug aushauchst. Darfst Du von Barmherzigkeit

reden, und hast nie Barmherzigkeit geübt gegen uns? Wir haben Dich jetzt und wollen unserer Rache freien Lauf lassen."

„Und was wollen wir mit ihr beginnen? Sage es, Stina! Was Du sagst, soll geschehen, denn Du bist es, die am meisten von ihr gelitten hat."

„Wir wollen sie nicht erschlagen, denn da müßten wir erst Waffen holen von den Männern und dann mischen sich diese in unsern Kram!"

„Habe Dank, Kind! Habe Dank!" wimmerte die Alte.

„Ob ich Dank verdiene, wird sich bald finden. Liegt's uns nicht klar vor Augen, was wir thun sollen? Seht dort an der Mauer den Schuppen!"

„Richtig! Wunderbarer Weise ist er vom Feuer verschont geblieben."

„In der That wunderbar, da der Flachs darin aufbewahrt wird, den wir verspinnen mußten bis in die sinkende Nacht. Er muß bis auf den letzten Faden hin sein."

„Es ist noch genug vorhanden, um die Alte darin einzuhüllen, und ihn dann mit einem Kiehnspahn anzuzünden, wie sie einst der Telse gethan. Von hier zum Mühlbach ist nicht weit. Bis dahin mag sie laufen und das Feuer löschen, dann darf sie nicht sagen, daß wir sie getödtet haben."

Die Beschließerin stieß einen Schrei des Entsetzens aus und sprang mit wildrollenden Augen vom Boden auf. Die Mägde aber jubelten laut bei diesem Ausspruche der Stina und stürzten sich auf ihr unseliges Schlachtopfer, das sie trotz alles Sträubens mit sich fortschleppten und damit in dem Flachsschuppen verschwanden.

Um Etheler schaarten sich am entgegengesetzten Ende des Burghofes die Männer, die an dem Kampfe Theil genommen hatten, und gaben Bericht von ihrem Thun. Der Sieg war vollständig. Von den Gräflichen war Keiner davon gekommen.

Mit Staub und Schweiß bedeckt sprengte Jarrens Dülf in den Hof:

„Ho! Ho! Ihr seid schon fertig mit der Arbeit? Dachten hier noch ein gut Stück dazu beitragen zu können. Ich bringe frohe Kunde! Der Miltenberger ist hin! Habe ihn selbst erschlagen."

Mit diesen Worten sprang er vom Pferde. Die Freunde wünschten ihm jubelnd Glück und schüttelten ihm die Hand.

Es war ein fröhliches Treiben auf dem mit Blut bedeckten Kampfplatz und die sich darum tummelten, achteten kaum des Bauern Hulken Freeß, der mit einem Trupp bewaffneter Knechte erschien. Sie waren draußen abgesessen und mischten sich sogleich unter die Uebrigen.

„Gute Botschaft!" rief Hulken Freeß dem Etheler entgegen. „Windbergen ist mit all dem Plunder verbrannt, den der geizige Ritter darin verborgen hat, sein Voigt nicht ausgenommen. Es sah lustig aus, wie das kleine Kerlchen in dem Feuer herum hopste, und während der Anstrengung, sich selbst zu retten, noch immer Eins oder das Andere mit fortzuschleppen suchte."

Die Männer lachten laut auf. Ihnen kam es lustig vor, wie der Kleine so im Feuer herum hopste, denn Jeder im Lande kannte diesen Geizteufel, der nun Alles, was er zusammen gescharrt, in Asche hatte müssen zerfallen sehen.

„Er kann nun seine eigne Asche hüten!" schrie Einer im Haufen und sein Nachbar sagte: „Was schwatzest Du für Unsinn. Seine Asche ist ja Er und wie kann Er sich selbst hüten."

Das Lachen nahm zu, bis ein Andrer verweisend sagte:

„Laßt doch dergleichen Narrethei in einer so ernsten Zeit. Sagt uns lieber, wenn Ihr's wißt, was aus dem Ritter von Windbergen geworden ist."

„Auch er hat daran glauben müssen," berichtete Hulken Freeß den Freunden. „Der Karsten Volk hat

ihn erschlagen und wahrhaftig, es ist ihm nicht leicht geworden, denn der Ritter hat sich bis auf den letzten Athemzug gewehrt."

Zügellos äußerte sich die Freude über einen so vollständig errungenen Sieg. Nur Etheler vermochte nicht in die allgemeine Lust mit einzustimmen und sagte finster:

„Wenn Ihr mir noch Hundert anmeldet, die von unseren Aerten niedergeschlagen sind, was hilft es, wenn der rechte Mann fehlt? Unser Werk ist noch nicht abgethan, wenn Graf Rudolf entkommen ist."

„Verdammt sei er!" rief Reimer Dulk. „Eine Here muß mir es angethan haben, daß ich ihn nicht niederschlug, als wir gleich zu Anfang aufeinander stießen. Er war mir aus den Augen, ich weiß nicht wie und ob ich auch in jedem Winkel des Hofes nach ihm gesucht habe, vermochte ich ihn doch nirgends zu entdecken. Eine Here hat ihn beschützt und weggeführt. Es kann nicht anders sein. Es ist ein Schimpf für mich zeitlebens."

„Ich habe schon von meinen Leuten nach der Elbe zu abgesendet!" sagte Jarrens Dülf. „Thut Ihr nur dasselbe nach allen andern Richtungen, so kann er uns nicht entgehen."

„Wird nichts mehr helfen!" sagte grollend Hulken Freeß. „Wir haben Alles gethan, nur das Rechte nicht."

„Seit dem ersten Angriff ist der Böckelnburger nicht mehr gesehen worden!" fiel ein Andrer ein. „Wenn er einen tüchtigen Renner zwischen den Beinen hat, ist er weit davon."

Da vernahm man ein lautes Krachen und Bersten. Das Mauerwerk der Burg schwankte. Ein Stück nach dem andern stürzte herab.

Die Männer wichen unwillkührlich zurück. Es ward eine freie Bahn bis zu. Ausgangspforte. Ein brennendes Weib eilte dieselbe entlang. Das Geschrei der Mägde verfolgte sie.

„Hilf Gott! Was ist das?"

„Die Schloßhere! Die Schloßhere!" kreischten die Mägde im Davoneilen.

„Mehr als Hexe!" sprach ein alter Mann. „Sie war ein Teufel, ein Satan, die Jedem soviel gebranntes Herzeleid angethan hat, als sie nur konnte. Dafür geht sie nun auch in Rauch und Feuer auf. Es geschieht ihr ganz recht."

Ein lautes Geschrei ward vernommen: es war ein schneidender, durchdringender Ton.

„Was war das?"

„Das brennende Weib ist in den Mühlbach gesprungen."

„Gottes Gericht!" sprach Etheler vor sich hin. „Wer kann es hemmen? Habe es seinen Lauf."

Da flatterte die Elster mit scheuem Flügelschlag heran, sie wußte nicht wohin und wandte sich jeden Augenblick nach einer andern Richtung.

Einige tolle Buben verfolgten sie mit Schreien und Pfeifen und machten das scheue Thier nur noch scheuer.

„Was haben die Jungens da?" sagte einer der Männer. „Scheert Euch zum Henker, Ihr Buben!"

„Ach! Seht doch nur den närrischen Vogel!"

„Welchen Vogel?"

„Da, die Elster! Wir jagen schon eine Weile hinter ihr her, um sie einzufangen, aber noch ist es uns nicht gelungen."

„Ist jetzt Zeit zu solchen Spielereien? Schämt Euch!"

Da kam ein Männlein daher gelaufen, athemlos und mit Schweiß bedeckt. Es war der Narr des Grafen, der sich alle mögliche Mühe gab, den Vogel einzufangen:

„Mein ist das Thier!" schrie er kläglich. „Es ist mein Wohl und Wehe! Claas! Satansthier! Komm zurück, oder ich werfe Dich mit Steinen todt! Meinen Vogel her! Meinen Vogel!"

Da trat ein Mann vor, der im Schlosse wohlbekannt war, denn er brachte stets die Fische dahin, die er im Kudensee fing.

„Du lügst, Kerl! Du lügst! Leute, das ist der Narr des Böckelnburgers, und das da ist die Elster des Grafen. Das Thier ist so an ihn gewöhnt, daß es ihn auch nicht einen Augenblick verläßt, darum kann der Graf nicht weit sein!"

Diese Worte schlugen elektrisch ein.

„Verdammter Vogel!" knirschte der Narr. „Er liefert ihn an's Messer und meine Ahnung geht in Erfüllung."

Ethelc. hatte Alles mit angehört.

„Das ist Gottes Finger!" rief er. „Still, Leute! Keiner rege sich! Keinen Laut!"

Alle standen regungslos, als wären sie in Stein verwandelt. Man konnte die Fliege summen hören.

Die Elster verlor die Scheu und ließ sich auf einen Baumstumpf nieder. Aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sie sich wieder und flog dem entgegengesetzten Ende zu.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgten Alle den Bewegungen der Elster. Sie flog längs dem umbüschten Gemäuer hin, als suche sie etwas. Einen Moment hielt sie sich in der Schwebe, dann schwang sie sich wieder auf und senkte sich wieder. Plötzlich stieg sie in gerader Linie aufwärts, dann schoß sie eben so senkrecht nieder und war im Gebüsch verschwunden.

„Dahin müssen wir!" rief mit lauter Stimme der Fischer vom Kudensee. „Dahinter steckt etwas."

Der Narr hatte es bemerkt, wohin der Vogel sich verkrochen und sagte wehmüthig: „Nun ist er hin!"

Die Menge bewegte sich der Mauer zu. Die Jüngsten warfen sich zu Boden und suchten sorgfältig nach. Sie wühlten emsig in einem Haufen aufgeschütteter Steine, die von Schlingkraut umgeben waren. Einer von ihnen rief plötzlich:

„Hier ist ein Loch!"

Er warf einen Stein hinunter und legte das Ohr platt auf den Boden:

„Der Stein ist in einen hohlen Raum gefallen und ich höre den Vogel flattern. Hier steckt etwas."

Das Schlingkraut, welches hier üppig wucherte, ward ausgerissen und eine Steinplatte mit einem eisernen Ringe zeigte sich. Kaum hatte eine Hand diesen berührt, als eine Fallthür aufsprang und ein dunkles Gewölbe sichtbar wurde. Der Vogel flog mit lautem Gekrächz davon.

Mit dem Schwerdte in der Hand, barhäuptig und in zerrissenem Wamms trat ihnen der Graf entgegen.

Der Narr flog herbei und mit den Worten: „Satansvogel! Ich habe es nicht verhindern können, nun will ich mit Euch sterben!" warf er sich zu den Füßen seines Herrn.

„Also hast Du mich doch verrathen!" rief der Graf schäumend vor Wuth. „Nun so nimm das zum Lohn!"

Graf Rudolf stieß sein Schwerdt durch die Gurgel des Narren, der lautlos zu Boden sank und rief dann:

„Ich will Euch mein Leben theuer genug verkaufen, da es mir nicht gelungen ist, es meinem Herrn und seiner guten Sache zu erhalten. Heran, Ihr Bauernhunde!"

„Mit diesem Manne habe ich es allein zu thun!" rief Reimer Dulk und warf sich dem Grafen entgegen. „Daß sich Niemand zwischen uns drängt! Er ist mein!"

Beide Kämpfer prallten gegen einander an. Der Kampf war hart und blutig, aber nur von kurzer Dauer. Graf Rudolf fiel. Die Art des Bauern hatte ihm den Hirnschädel zerschmettert.

Reimer Dulk schwankte und die Waffe entsank seiner Hand. Das Blut strömte unaufhaltsam aus seinen Wunden und leise sagte er:

„Ich habe das Meinige gethan."

„Das hast Du, mein Sohn!" antwortete ihm die sanfte Stimme des frommen Priesters Eddo. „Das Vaterland wird Dich segnen, um Deiner Wunden willen."

„Und hier erscheint eine treue Pflegerin!" sagte Telse und umfing ihn mit ihren Armen. „Von nun an werde ich Deiner immer gewärtig bleiben."

„Das walte Gott!“ sagte Eddo und legte Beider Hände in einander.

„So Er mir hilft, werde ich Dir eine treue Gefährtin sein!“ sprach Telse.

Reimer Dulk vermochte nicht mehr zu antworten, denn der Blutverlust hatte ihn sehr geschwächt. Aber sein Auge ruhte mit inniger Liebe auf Telse.

„Gott segne Euch, meine Kinder!“ sprach Eddo. „Vater Dulk! Siehe herab, so walte ich an Deiner Statt und vereinige sie auf den Ruinen der Böckelnburg. Aus dem Tode steigt das Leben neu empor.“

Etheler trat zu ihnen. Um ihn her schaarten sich die wackersten Herrenleute.

„Selten wird ein Bund geschlossen wie dieser,“ sprach Etheler ernst. „Dessen wollen wir eingedenk sein und nicht vergessen, was diese Beiden um unsertwillen erduldet. An ihrem Hochzeitstage ist ein Zweig von dem Baume der Freiheit in die Erde gesenkt. Er soll kräftig wachsen und gedeihen, damit seine Aeste sich ausbreiten über alles Ditmarscher Land, damit unsere Söhne und Töchter friedlich in seinem Schatten wohnen und nimmer sich wieder eine Zwingburg auf diesem freien Boden erhebe.“

Das ist nimmer geschehen. Was aber sonst sich in diesem meerumrauschten Lande begeben, das sei der Stoff eines neuen Bildes, zu welchem ich die Farben mit Fleiß zusammen tragen will.

Ende.

Berlin, Druck von A. W. Hayn.